This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Julius Mosen's sämmtliche Werke.

Sämmtliche Werke

von

Julius Mosen.

Siebenter Band.

Oldenburg.
Verlag von Ferdinand Schmidt.
1863.

EJLA

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
705019 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1934 L

Druck von Auguſt Grimpe in Hannover.

Bilder im Moose.

Wollen unsere Nachkommen einst ihre Zeit begreifen lernen, so werden sie es wie wir machen und sich in die geheimsten Gemüthszustände der nächsten Vergangenheit, wie in eine Bergmannsgrube, versenken müssen, um aus den wundersam durch- und übereinander geschobenen Schichten in der Tiefe die Bildung der Oberfläche sich zum Verständnisse zu bringen.

Wenn dann auch dieses Büchlein unter dem Gerülle liegt, welches der erzsuchende Bergmann in die Ecke geworfen hat, und nur ein neugieriger Reisender im Vorübergehen es aufschlägt, möchten dann die Abdrücke der seltenen Moose der Zeit, welcher es angehört, im weichen Novellenschiefer, recht bestimmt und eigen ihm in die Augen fallen! Ich habe ihm die Ueberschrift: Bilder im Moose gegeben, denn es sind solche. Wer zur müßigen Stunde das Auge auf einer alten, bemooften Mauer ruhen läßt, dem werden sich gar bald die krausen, seltsamen Linien in den wirr durcheinander laufenden Moosflechten zu seltsamen Bildern zusammenstellen. So sind auch diese Novellen während meines vieljährigen Aufenthaltes in Dresden und zu der Zeit entstanden, wo das Rokokomoos seiner gesellschaftlichen Zustände in der Pflege eines dreißigjährigen Friedens wieder grün und schön wurde. Wie Figuren und Gestalten aus den ältesten Zeiten im Traume sich in die gegenwärtigsten Verhältnisse mischen und sich, wie in einem

Elysium, mit einander behaben, so wird sich auch in gesellschaftlichen Traumzuständen immer Aehnliches begeben: das Allernächste wird zum Märchen, und das in Zeit und Raum Entfernteste zur greifbaren Gegenwart. Die Zeit, welche sich nicht in Thaten ausprägt, versinkt von selbst in das Chaos der Ewigkeit zurück, und die Wirklichkeit wird so dünn, wie ein Gazeschleier, hinter welchem man die Geisterwelt ihre Grimassen schneiden sieht. Fast kommt es mir vor, als wenn in der Ferne der erste Hahnschrei den Morgen verkündete, und ich werde mich beeilen müssen, einige dieser Traumbilder festzuhalten, ehe sie zerrinnen. —

Zu solcher Zeit hatte sich in humoristischer Verspottung der damaligen Restaurationsversuche der Pfaffen ein Clubb lustiger Gesellen gebildet, welche sich Benedictiner mit demselben Rechte hießen, wie noch jetzt jedes Casino in irgend einer Stadt dem lustigen Benedictinerkloster auf dem Monte Casino in Italien diese seine Bezeichnung verdankt. Unsere klösterlichen Zusammenkünfte hielten wir in verschiedenen Kaffeehäusern, häufig aber in dem Belvedere auf der Brühl'schen Terrasse. Der renovirte Mönchsorden bestand aus Künstlern aller Art, Philosophen und Dichtern. Jeder bestrebte sich irgend einen geistigen Genuß der Gesellschaft zu bereiten. Die Gesellschaft hat sich nun längst aufgelöst, die fröhlichen Genossen sind zum Theile nach Ost und West zerstreut, zum Theile in das Moos des gemeinen Lebens hineinverwachsen, daß sie kaum mehr ausfindig zu machen sind. Ich bedauere sehr, daß ich damals zu unachtsam war, die Ideen, welche dort im Herüber und Hinüber der Rede sich erzeugten, aufzuzeichnen; es sind manche davon zu geschichtlichen Thaten geworden. Nur diese Bilder sind davon übrig geblieben. Der Convent der modernen

Benedictiner fand regelmäßig Sonnabends ſtatt, und weil er ſpät in der Nacht anfing, ſo dämmerte gewöhnlich der Sonntagmorgen heran, ehe der Abt ſein: „Missa est!“ ausſprach.

Da die Erzählungen aus dem traumreichen Weinkelche der Mitternacht hervorwuchſen, ſo wurden dieſe von ſelbſt frühe Sonntagskinder. Ich darf ſie daher unter den Namen ihrer Sonntage wiedererzählen.

Esto mihi.

Der Pianist Liszt hatte sein Conzert gegeben und
dresdener Welt entzückt. Nachdem die Kritik, welche
im Convente gegen den Werth seines Spiels setzen und
den mechanischen Beethoven heißen wollte, von dem Entl
siasmus seiner Verehrer niedergedrückt war, versuchte
einen neuen Angriff gegen die Emancipation der Mu
vom Dienste religiöser und weltlicher Poesie und setzte
mit der Emancipation der Weiber auf eine Stufe. E
Philosoph behauptete: wo die junge Frau im Hause herrsc
da sei der Mann ein altes Weib, eine Zeit aber, wo
Musik vorherrsche, käme ihm vor, wie ein Sclavenschiff, a
dessen Decke die Sclaven nach der Pfeife des Bootsman
ihre kettengelähmten Glieder wieder grad' tanzen müßte
Der Verfall der Musik und der neue Aufschwung der pl
stischen, insbesondere der dramatischen Kunst deute auf
Genesung der kranken Zeit. Man wurde endlich darin
nig: daß ein jedes Genie einer bestimmten Kunst nur
eigenthümlichste Ausdruck des Gemüthes seiner Zeit, m
hin von ihr in allen seinen Fasern bedingt sei. Wie
so eine Zeit in ihrem Kunstgenie selbst genieße, so mü
die darauf folgende die ihr überlieferten Meisterwerke
ein- für allemal abgeschlossene Thatsachen hinnehmen u

mit ihnen ihr einseitiges Leben zu ergänzen suchen. Benedict, ein Novize des Ordens, welcher erst vor Kurzem aus Wien gekommen war, nahm von diesem Gespräche Gelegenheit, diese Geschichte zu erzählen:

Das Königelfenstück.

Ich hatte auf dem Gewandhause in Leipzig zum ersten Male die fünfte große Symphonie, aus C—moll, von Ludwig van Beethoven, gehört. Noch berauscht von diesem Strome der Harmonie, welcher durch meine ganze Seele gebraust war, eilte ich die Straße hinunter, ohne den Regen zu achten, mit welchem der Monat März lauwarm den nahenden Frühling ankündigte. „Und dieser große Meister der Töne ist mein Zeitgenosse!“ sprach ich, „und ich sollte nicht den Trost haben, die Hand des Lebenden mit Danksagung zu drücken?“ Mit diesem Gedanken trat ich in mein einsames Zimmer. „Ein Brief aus Wien!“ rief mein Diener. Ich erkannte an Siegel und Aufschrift, daß er von meinem reiselustigen Freunde Robert kam, von dem ich lange Nichts gehört hatte. Ich erbrach den Brief und fand darin nur die Worte:

„'S giebt nur eine Kaiserstadt,
'S giebt nur ein Wien.“

Johannes, unser vagabundirender Musikant, ist auch da! Komm' doch!“

Nichts weiter im ganzen Briefe, aber dieser Zuruf entschied über mich. Noch war ich jung und freudig, schnell und entschlossen, *noch war ich* ein freies Roß, das mit flie-

gender Mähne Wette läuft mit dem Winde, und neckend die Vögel jagt, und ich gebrauchte meine Freiheit! „Zwei Freunde und Beethoven dazu in Wien!“ rief ich aus, und das Lied weiter trällernd:

„O, das muß prächtig sein,
Da möcht' ich hin!“

rollte ich schon am dritten Tage darauf im Cabriolette auf dem Eilwagen in das blaue Böhmen hinunter, vor mir im grauen Märzhimmel schmetternd die erste Frühlingslerche, weiter und weiter, bis ich endlich am Kohlmarkte in Wien bei meinen beiden Freunden Abends am Kamin saß.

Von wem konnten wir anders sprechen, als von Beethoven? „Du kennst ihn, Johannes,“ fragte ich, „sprich, welchen Eindruck macht er im gewöhnlichen Leben?“

Johannes legte die Hand über seine Augen, als wollte er sich besinnen, dann sagte er: „Ja, du solltest ihn gesehen haben, wie noch nicht die harte Hand des Geschickes seine Gestalt gebeugt, sein edles Antlitz verdüstert hatte! Wie ein junger Apollo, frei und schön, schritt er durch die Straßen hin. Schon sein Gang verrieth, daß er nur ein fremder Gast auf dieser Erde ist, so leicht und kräftig war er. Seine herrliche, hohe Stirne, über welche das Haar eine wilde Wetterwolke schlug, sein klares, leuchtendes Auge und der schöne Mund, so unschuldig und kindlich, das Alles sprach die göttliche oder dämonische Weihe seines Geistes aus! Jetzt ist er fast für Niemand mehr sichtbar. Einsam und düster lebt er in seiner Klause. Man sagt, er sei krank!“

„Heute Abend noch,“ setzte Robert hinzu, „erwarte ich meinen Freund, den Grafen Joseph, welchen Beethoven auch

jetzt noch zuweilen vorläßt. Dieser kann dir mehr von ihm erzählen."

„Und doch, wie glücklich," entgegnete ich, „sollte ein solcher Genius sein, der das innerste, geheime Seelenleben, den Zusammenhang des Menschen mit Gott und der Natur, in seiner Kunst aussprechen kann, wie überselig, mit seinen Zaubersprüchen die Geisterwelt in das gemeine Dasein herunterrufen zu können!"

„Von diesem Glücke," versetzte Johannes, „weiß die schwedische Volkssage, welche den Geist der Musik in der Natur zu einem gespenstigen Wesen macht, und ihn den König Elf nennt, nicht viel zu erzählen. Dieser König Elf soll sich gern bei Wasserfällen, am Meere oder auf hohen Bergen aufhalten und dort einsam auf seiner Harfe wunderbare Weisen spielen. Wer ihm ein Stück ablernt, der soll damit allen Wesen gebieten können. Wenigen soll dieses auch gelungen sein, aber diese sind dennoch immer im Elende gestorben."

„Wunderbar! Wunderbar!" sprach Robert, wie für sich; „eben fällt mir da eine Geschichte ein, die in einer schönen Gesellschaft ein junger Componist erzählt hat.

„Ich war kaum dem Knabenalter entwachsen," fuhr er fort, „als ich von einem Gönner an einem schönen Sommernachmittage zu einer vornehmen Familie mitgenommen wurde, welche nicht weit von hier auf einem Landgute wohnt. Dort sollte ich den großen Haydn kennen lernen.

Wir waren schon eine Weile dort, als der herrliche Meister mit seinem Schüler, welchen er damals hatte, ankam. Beide waren in der Familie als alltägliche Hausfreunde sehr bekannt. So jung ich war, so fiel mir doch

das eigenthümliche Wesen des schönen Jünglings, welchen Haydn bei sich hatte, auf.

Es war später Nachmittag, als Haydn diesen seinen Schüler aufforderte, frei über ein Thema auf dem Flügel zu phantasiren. Dieser entgegnete aber fast unwillig: „Ich hab' nun heut' keine Lust dazu!" — „Nun, so erzählen Sie eine Geschichte!" rief die schöne Tochter unseres Wirths. „Das geht schon eher," versetzte dieser und wendete sich auf dem Stuhle am Flügel, wo er saß, zur Gesellschaft herum, so daß sein linker Arm auf der Stuhllehne ruhte, und sprach mit einem phantastischen Lächeln: „Aber ich weiß nur Musikantengeschichten!" Haydn entgegnete: „Solche erzählst du ja am Besten! Lustig oder traurig, wie du willst!"

„Unter dieser Bedingung," rief ihm die junge Gräfin zu, „sollen Sie vom Flügelspielen dispensirt sein!" Haydn schaltete leise ein: „Wenn er sich nur erst in die musikalische Laune hineinerzählt hat, dann geht er von selbst an's Phantasiren auf dem Instrumente."

Der Flügelspieler sann eine Weile nach, dann sprach er: „Und aus Schweden ist meine Geschichte! Das ist nun eine geraume Zeit her, daß dort in einem Fischerdorfe am Meere, unter einem alten Schlosse, ein armer Student lebte, welcher in Upsala vier Wochen lang studirt hatte, und nun aus Armuth den Dorfmusikanten machte und, ich weiß nicht, warum, von den Leuten Punctum Colofonium genannt wurde. Er wohnte die Reihe um bei den Fischern, häufig aber auch bei Erichson, der fast noch Knabe war, jedoch nach seiner Aeltern Tode die älterliche Hütte eigen besaß. Dafür lehrte ihm Punktum Colofonium die Geige. Aus dem Jungen wurde aber nicht viel; denn im Wirthshause, wenn die Fischer und Matrosen Tanz hatten,

hielt er gar nicht ordentlich Tact. Das Wirthshaus hieß „zum scheckigen Seekalb.“ Dort war eine einzige, enge Stube, wo Wirthschaft und Tanz zusammen war. Weil für das Orchester kein anderer Platz da war, so wurde allemal vor dem Tanze ein Tisch umgelegt und mit seinem Gestell an ein Seil befestigt, das oben an der Decke durch einen großen, eisernen Ring ging. Dahinein wurde Punctum Colofonium mit der Geige, einem Lichte und einem Kruge Bier gesetzt, dann der Tisch am Seile in die Höhe gezogen, dieses selbst aber wieder an einem Haken an der Wand befestigt, so daß der Geiger oben aus seinem schwebenden Orchester, wie vom Himmel, heruntergeigte.

Hatte er nun die tolle Gesellschaft, welche nach und nach so zahlreich wurde, daß der Tanz nur noch in einem Hin- und Herwogen bestand, in den Tact hineingeigt, dann legte er ruhig seine Geige weg, stopfte sich eine Pfeife Taback und schaute dem Tanze gemüthlich und ruhig zu, ohne daß die Tänzer vor dem eigenen Lärm die Pause bemerkten.

Gegen Morgen aber griff Colofonium wieder zur Geige, that drei kreischende Striche, kehrte das Instrument um, pochte darauf, und die ganze Gesellschaft blieb, wie entzaubert, still stehen, der Wirth ließ den himmlischen Musikanten herunter, welcher jetzt sein Honorar eincassirte, noch ein Gläschen Rum trank und lächelnd in seine Herberge heimging.

An einem Sonntage jedoch hatte Punktum Colofonium Abhaltung im scheckigen Seekalb Musik zu machen. Dafür schickte er Erichson hin. Ehe dieser aber abzog, sagte Punctum: „Erichson, sei einmal vernünftig und geig' nur immer das Lied: *„Ueber's Meer, über's* Meer, kommt ein alter

Schiff daher!“ weiter Nichts, hörst du? Sie sind einmal daran gewöhnt; Pass' auf, daß dir auch Keiner ohne Zahlung fortgeht! Du brauchst nur während des Tanzes manchmal die Mützen zu zählen, die sich herumdrehen! Hörst du?“

Erichson gab die besten Versprechungen und ging fort. Nach Mitternacht wurde jedoch dem Punctum Colofonium so schwer zu Gemüthe, so traurig und ahnungsvoll, daß er keine Ruhe mehr hatte, seine eigene Geige unter den Arm nahm und auf das Wirthshaus schlaftrunken zusteuerte, indem er vor sich hinbrummte: „Ueber's Meer, über's Meer!“

Aber schon von Weitem hörte er, daß Erichson gar keine rechte Tanzmusik machte. Wie erstaunte er erst, als er in die Tanzstube selbst hineintrat, und ringsherum die Burschе mit ihren Mädchen am Arm bewegungslos stehen und Erichson zuhören sah, der eine Variation nach der andern auf seine Tanzmelodie aufspielte.

Lange hielt Punctum Colofonium nicht an sich, hastig machte er das Seil vom Kloben an der Wand los und ließ das Orchester mit Erichson herunterschweben, indem er ihn anschrie: „Du heilloser Junge, daß dich der Fiedelbogen erschlüge! Da stehen die Herren und Damen und werden Nichts bezahlen! Fort mit dir! Und bin ich dir zum Lehrmeister nicht gut genug, so geh' zum König Elf und geig' mit ihm um die Herrgottsluft! Das kommt aber Alles her von der Dummheit. Ist da der Kerl verliebt bis über das vierfach gestrichene C hinaus, und nun soll's die Geige gethan haben! Marsch mit dir, Traumbuch!“

Die Fischer lachten hell auf, Erichson aber schlich beschämt, Thränen im Auge und seine Geige unter dem Arme, hinaus in die stürmische Nacht.

Da nun jetzt Punctum Colofonium wieder in seinem Orchester saß, die sieben magnetischen Striche gethan und den Tanz, wie ein Mühlwerk, angelassen hatte, stopfte er seine Pfeife und sah behaglich auf das nichtige Erdengetümmel herunter, bis der Morgen graute, wo er seine Geige wieder nahm, seine drei Endstriche that, dann auf die Kehrseite pochte, und so Alles zum Stillstand und Bezahlen brachte.

Als er aber bei seiner Heimkehr Erichson mit seinem vierfach gestrichenen C, mit seiner hohen Liebe weder in der Hütte noch sonstwo antraf, ward ihm doch bang um den Knaben.

Mit dem vierfach gestrichenen C hatte es zwar seine Richtigkeit; Punctum Colofonium wußte es nur zu gut, daß Erichson oben zu dem Söller der Burg, welche der alte Herr Kanzler aus Upsala als Kammergut besaß und wo er den Sommer über wohnte, zuweilen gegen Abend mit der Geige hinanschlich und auf den Saiten seinen Bogen melancholisch, wie ein Rothkehlchen, singen ließ, bis das schöne Töchterlein des Kanzlers oben zum Fenster heraussah und herunterrief: „Schönen Dank, Erichson!“ „Er wird noch verrückt darüber!“ sagte Punctum Colofonium, als Erichson drei Tage darauf noch nicht daheim war.

Da kam endlich an einem Morgen sein Nachbar zu ihm gesprungen und rief: „Erichson ist wieder da! Kommt! kommt! Unten am Ufer! Ei, was der geigen kann!“

„Daß ihn —!“ versetzte Punctum, und eilte mit hinunter zu dem Strande.

Dort oben auf dem Felsen, an welchem die See grimmig hinaufbrandete, saß Erichson und spielte die Violine. In mannichfaltigen *Gruppen* saßen und standen um ihn

herum Männer und Greise, Frauen und Mädchen, und Jung. Er spielte aber in so wundersamer Weise kämen alle Töne, welche er anklingen ließ, aus einem zen, das aufgesprungen war, wie eine Rosenknosp Blüthe.

Das war ein Lachen, ein Weinen, ein Jauchzer Klagen durcheinander, als wäre die Geige unter Hand ein lebendiges, geistiges Wesen geworden, das Lust und Schmerz nicht mehr wo aus noch ein wußt

Kaum hatte Punctum Colofonium die ersten Tön hört, so geberdete er sich, wie unsinnig, warf sich a Erde und schrie: „Ich bin Schuld daran! Er hat Seele dem König Elf verkauft! Erichson! ach, armer son!“ Als das Volk diesen Ausruf hörte, so stürzte auf Erichson ein und schrie durcheinander: „Seelenverk schaff' dir deine Seele wieder! Werft ihn in die See

Erichson jedoch flüchtete sich bis auf die äußerste des Felsens, welcher so steil und abschüssig war, daß Niemand hinan getraute. Dort, umbraust von dem und dem wüthenden Volke, setzte sich lächelnd der Junge nieder und fing wieder an zu spielen, so se rührende Weisen, daß die Männer, Weiber und K wieder still wurden und sich verwundert ansahen. Vo Meerseite herauf kamen Seerobben, welche ihre Schn tatzen auf die Felsenblöcke legten, und die neugierig Köpfe hoch emporhielten; in einem Halbkreise herum, und niedersteigend, schwammen, schnalzten und tanzten phine, aus der Ferne, wie eine Wasserhose, brauf Wallfisch heran, der vor Lust hohe Wasserpalmbäume porsprühte, oben aber, hoch über dem Felsen und dem

Erichſon's, drehte ſich, wie ein wunderliches Rad, ein unzählicher Schwarm von Möven und andern Seevögeln.

Nicht lange hatte Erichſon ſo geſpielt, als ſich ein fremder Herr durch das Volk empor bis hinan zu dem höchſten Gipfel, auf welchem Erichſon ſaß, drängte und ihm zurief: „Junge, willſt du dein Glück machen, willſt du mit nach England ſchiffen, ſo ſteig' herunter!“

Erichſon gehorchte, der fremde Herr nahm ihn unter den Arm und zog ihn mit ſich fort. Niemand folgte ihnen.

Seit dieſer Zeit wurde Punctum Colofonium kopfhängeriſch. Niemand brachte ihn mehr dazu, die Violine zu ſpielen, Niemand ſah ihn mehr im Wirthshauſe auf ſeinem himmliſchen Orcheſter. Dafür hatte er ſich an den alten Küſter und Schulmeiſter des Ortes angeſchloſſen, welchem er im Schulhalten beiſtand und Sonntags für ihn in der Kirche die Orgel ſpielte.

Nach und nach wurde ſein früherer, weltlicher Lebenswandel zuſammt dem jungen Erichſon vergeſſen. Von dem Pfarrer, ja ſogar zuweilen von der gnädigen Herrſchaft auf dem Schloſſe ward der geſchmeidige Küſteradjunct, — die Leute ſagten: „Schulmeiſtergeſelle,“ — zu Tiſche eingeladen, und als endlich der alte Küſter ſtarb, war kein Beſſerer da, als er, der die Stelle hätte bekommen können.

Die Tochter des Kanzlers, Helene, war unterdeſſen zur ſchönen Jungfrau erblüht. Viele reiche und mächtige Herren hatten um ſie geworben, bis endlich ein deutſcher Oberſt, der ihre Bekanntſchaft in Upſala gemacht hatte, ihre Hand errang.

An einem ſchönen Juliabend war das ganze Schloß erleuchtet; *an langer, prächtiger* Tafel, welche mit ſchwe-

ren, goldenen und silbernen Gefäßen besetzt war, prangten viele Herren und Damen, vor Allen aber die schöne Braut Helene, und zu ihrer Seite freudig und herrlich der Oberst, ihr Bräutigam.

Der alte Herr Kanzler war so aufgeräumt, wie ihn noch Niemand gesehen hatte.

Nach alter schwedischer Sitte fehlte bei dem Hochzeitsgelage nicht der Küster. Punctum Colofonium saß gar ehrbar an der äußersten Tafelecke, hier einmal als wahres Schlußzeichen und Punktum; wußte gar sittsam Messer und Gabel zu gebrauchen, und steckte so kleine Bißchen in den Mund, daß man ihn für ein Eichhörnchen im Großen hätte nehmen können. So sehr hatte er sich cultivirt!

Als jetzt der Kanzler sein Auge bis an den äußersten Horizont der Tafel — den ehrlichen Punctum streifen ließ, schien ihm ein plötzlicher Gedanke durch den Sinn zu fahren. Der kluge Punctum Colofonium hatte es kaum gemerkt, so neigte er den Rücken, drehte das feingepuderte Köpfchen, wie ein geschmeichelter Affe, schief, und zog den Beutel seines Mundes zu einem süßen Lächeln auf. Der Kanzler rief ihm zu: „Was meint Ihr wohl, geschätzter Küster, wenn ich Euch sage, daß ich vor Kurzem Euern Erichson gesehen habe, zu Upsala im königlichen Schlosse?!"

Dem Küster fielen vor Schrecken Messer und Gabel aus der Hand. Sprachlos stierte er den Kanzler an. Dieser aber fuhr fort: „Es ist wunderbar, wie oft in den niedrigsten Verhältnissen sich ein Talent entfaltet, das später die ganze Welt entzückt! An demselben Abende, wo ich die Freude hatte, am Hofe die Bekanntschaft meines lieben Schwiegersohnes zu machen, eröffnete uns unser gnädigster Herr und König, daß wir einen Virtuosen auf der Violine

hören würden, welcher nicht nur London und Paris, sondern auch die großen Städte Hollands und Deutschlands mit seinem Spiele begeistert hätte, und nun in seine Heimath zurückgekehrt sei, aus welcher er so unbeachtet und unbekannt fortgewandert wäre! Noch hatten wir kaum um seinen Namen fragen können, als Ruhe geboten wurde und aus der Nebenhalle hervor sich die Töne einer Violine vernehmen ließen, so melodisch klingend, und dann wieder so schneidend und jauchzend, und wieder, wie in vielfachen, glühenden Kreisen, durcheinander laufend, daß uns fast der Athem verging. Das war keine menschliche Musik! Ich sah vor ihr manche Gesichter erbleichen und manche Thräne sich aus den Augen stehlen."

„Das war der heillose Erichson!" flüsterte Punctum Colofonium wehmüthig für sich. Der Kanzler fuhr fort: „Wie nun das Spiel mit drei plötzlichen Strichen verklungen war" — („Das hat er doch noch von mir!" sprach diese Colofonium) — „und die Gesellschaft sich neugierig in die Halle drängte, sahen wir im hellen Kerzenlicht einen schlanken, bleichen Jüngling stehen, welcher mit seltsamen, großen, klaren Augen zu uns herüberschaute.

„Da nahm unser gnädigster Herr und König einen Pokal mit Wein, gab ihn meiner Tochter Braut und sprach ihr gnädig zu ihr: „Aus den schönsten Händen soll der Künstler die freundlichste Gabe haben!"

Wie aber meine Helene ihm den goldenen Ehrenbecher überreichte und er sie wie bekannt anredete, erschrak mein armes Mädchen so, daß er sie mit dem Arme auffangen mußte! — Und als ich ihn selbst erkannte und den Knaben Erichson nun als einen so schönen Jüngling und als einen berühmten *Künstler wiedersah*, freute ich mich selbst

recht herzlich. Ich habe ihn eingeladen, zu uns zu
men. Kommt er, so soll ihm viel Gutes von mir gesch
„Die Kunst und der junge Künstler sollen leben!“
Alle stießen mit an, bis auf Punctum Colofonium, w
that, als wäre ihm die Serviette hinuntergefallen.

Bei diesen Reden war es fast Mitternacht gewo
Die junge Braut saß wie in tiefen Gedanken da. S
rend sie so für sich hinträumte, war es ihr, als hör
aus der Ferne etwas tönen, wie Wassertropfen, welche
eine metallene Platte hoch und klingend herabfallen.
verschmolzen sich die Klänge, wie zu einer Melodie, n
töuen mochte, wie die Weise bei einem Elfentanze, so l
lich süßlockend, dann wie Wehklage, Mark und Gebein d
rieselnd, und wieder wie milde und doch dringende A

Mit Gewalt suchte sie sich von diesen Tönen l
machen, sie kamen immer wieder. Es war ihr, als
gen die Strahlen des Mondes, welche durch die gothis
gemalten Fenster in bunten Farben hereinfielen, so
dersam auf sie ein und riefen ihr heimlich in die S
„Erichson ist da! Dein Erichson! Der arme, gute E
son! Komm' doch, du Süße, du Liebe!“

Immer mächtiger wurden die Töne über sie, welch
sie webten und sich zu einem Netze verschränkten, das
ihrem Haupt zusammenschlug.

Jetzt war es ihr, als ginge die Thür auf — wei
weit, so daß sie hinübersehen konnte, ganz deutlich auf
mondbeschienenen Felsen, auf dem sie Erichson sitzen
die Violine spielen sah. Hinter ihm empor stieg neb
und gewaltig ein gespensterhafter Greis, welcher eine
dene Krone auf dem Haupte trug, mit zwei Sternen
zu ihr herüberblickte und ihr mit der Hand winkte.

Da konnte sie nicht länger widerstehen. Sie stand geräuschlos von der Tafel auf und verschwand durch die Thür. Die Gesellschaft sah sich befremdet an. Alles ward im ganzen Saale still.

Jetzt hörte man deutlich aus der Ferne ganz eigene Violintöne, wie Wandervögel rufend, herüberziehen. „Was ist das?“ rief der Kanzler. Punctum Colofonium sprang am Ende der Tafel plötzlich auf und rief, wie in Todesangst: „Das ist Erichson mit dem vierfach gestrichenen C, das ist das Königelfenstück, aber rückwärts gegeigt; ich kenne es! da verspielt er nun gar die Seele! aber er thut's ihr doch an, daß sie zu ihm muß!“

Auf diese Worte stürzte jetzt Alles fort, die Braut zu suchen. In keinem Zimmer, keiner Kammer, nicht im Schlosse, nicht im Hofe war sie zu finden. Da eilte der Bräutigam schnell zum Thore hinaus. Kaum hatte er sich um den hohen Thurm hinumgewendet, so sah er auf dem Felsenkamme, dort, wo er von dem gegenüberstehenden Felsen am Meere wie gewaltsam abgerissen und zurückgedrängt war, und einem Abgrund Raum machte, eine weiße Gestalt händeringend im Mondscheine, weit vorgebogen, als zöge sie eine Geisterhand hinunter. In Eile hatte er sie erreicht. Es war Helene, welche ohnmächtig in seine Arme sank.“

Hier brach der Erzähler, Haydn's Schüler, auf einmal ab, drehte sich zum Flügel um, auf dessen Claviatur er rückwärts mit der Hand schon längst dann und wann einen Ton angeschlagen hatte, sprach kein Wort mehr, sondern fing vielmehr das bekannte Lied „Adelaide“ an zu spielen und zu singen, und wie er damit zu Ende war, ließ er so seltsam die Töne *jauchzend* und tosend durcheinander lau-

sen, als hätte er alle aus ihrem irdischen Kerker befreit und zöge nun mit ihnen siegestrunken hinüber in das große Reich der Harmonie.

Die schöne Tochter unseres Wirths sagte aber fast gereizt: „So ist er nun! Jetzt hat er uns Alle vergessen! Ja, er weiß nie, wo er ist.“

Doch hatte sich der junge Künstler auf dem Instrumente bald ausgetobt. Wie selbstvergessen rief er: „Könnte ich nur so ein Königelfenstück geigen, meinetwegen vorwärts oder rückwärts, zum Leben oder Sterben!“

„Wovon schwärmst du wieder?“ sagte jetzt Haydn leise zu seinem wunderlichen Schüler, indem er ihn sanft auf die Schulter schlug. „Ach so — von Bremen!“ erwiderte dieser. „Diese Redensart,“ schaltete Robert ein, „hatte er nämlich an sich, wenn er sich wegen seiner Zerstreutheit entschuldigen wollte.

Um die Unterhaltung, welche durch das Benehmen des jungen, eigenen Mannes etwas verstört war, wieder in Gang zu bringen, fragte unser gütiger Wirth: „Nun, war das schon das Ende der Geschichte?“

„Ja, die geht weiter fort!“ erwiderte der junge Künstler, drehte sich auf dem Sessel um, legte den linken Arm auf die Sessellehne und fuhr fort: „Nun, der deutsche Oberst lebte vermuthlich recht glücklich mit seiner schönen Schwedin in Deutschland!“ „Aber der arme Erichson?“ fragte die schöne Tochter unseres Wirths. „Bedauern Sie ihn, meine Gnädige? Ach ja! zu bedauern ist er wohl! Denn nachdem er in jener Hochzeitnacht so seltsam gespielt hatte, konnte er keine Musik mehr machen. Sobald er nur die Violine zur Hand nahm und mit dem Bogen über die Saiten wegzog, verschloß sich sein Gehör; denken Sie

um des Himmels Willen, ein Sohn der Harmonie, und taub!

O, das muß ein Elend sein! Die ganze Seele voll Melodie, daß sie vorspringt bis an die Fingerspitzen, und taub dazu! Das ist eine lächerliche und wahnsinnige Geschichte zugleich! Doch auch dieses Leid mußte der arme Erichson auskosten; er wurde aber darüber schwermüthig, melancholisch, sagte man. Tage und Nächte lang saß er auf dem Lager im väterlichen Erbhause, das er noch besaß, auf seinem Schooße die treue Violine, welche er, wie ein Liebhaber seine todte Braut, betrachtete.

Weil er nun mürrisch und verschlossen war, so flohen ihn alle Menschen um so mehr, als das Gerede ging, daß er ein Hexenmeister wäre. Die sind freilich hier, wie in Schweden, selten. Er möchte wohl verhungert sein, wenn sein alter Diener, welchen er aus Holland mitgebracht hatte, nicht das gewonnene Geld verwaltet und ihn, wie ein Kind, gewartet und gepflegt hätte. Außer diesem seinem Diener war er für Niemand sichtbar.

So vergingen zehn Jahre. Helene, deren Gemahl unterdessen im Kriege gefallen, war um diese Zeit mit ihrem kleinen Sohne wieder in ihr Vaterland und auf ihren Stammsitz zu ihrem alten Vater zurückgekehrt. Punctum Colofonium, welcher sich auf dem Schlosse bei dem Kanzler dadurch sehr in Gunst gesetzt hatte, daß er ihm die Zeit durch Vorlesen aus alten Chroniken vertrieb, war häufig dort.

Da Niemand dort oben von dem unglücklichen Geiger sprach, so hielt auch er es für angemessen, von ihm zu schweigen, obschon er sich zuweilen nach ihm theilnehmend erkundigte, auch *manchmal* den alten Diener desselben eine

fette Gans für ihn zustellte; denn Gänsebraten ging dem trefflichen Küster über Alles, und keinen größern Beweis von Liebe und Freundschaft kannte er, als eine fette Gans geschenkt zu erhalten oder zu verschenken.

Als er einst auf dem Schlosse einen solchen Braten mitverspeist und dazu gar spanischen Wein zu trinken bekommen hatte, und nun so seelenvergnügt in das Dorf herunterstieg, daß er heimlich durch die Zähne das fidele Liedchen summte: „Ueber's Meer, über's Meer kommt ein altes Schiff daher!" — kam ihm der Diener Erichson's entgegen und bat ihn, mit zu seinem Herrn zu kommen, welcher ihm etwas zu entdecken habe. „Fragt er endlich doch einmal nach mir?" sagte der Küster, „nun, das muß kurz vor seinem Tode sein!"

Indem er so vor sich hinwankte und, von vornehmer Eitelkeit angesteckt, den Busenstreifen vorzupfte, ging er mit hinab zur Hütte des Unglücklichen. Dieser lag auf Thierfellen am Boden, neben sich seine Violine, welche für ihn verstummt war.

Gleich bei seinem Eintritte sprach Punctum Colofonium mit all' dem feierlichen Ernste, welchen er im Amte und Herrendienste sich angeeignet hatte: „Nun, Erichson, willst du endlich ablassen von der verfluchten Kunst? Du siehst ja selbst, daß dich Gott bessern will, da er deine Ohren verschließt, sobald du Musik machen willst! Werde lieber fromm, wie ich es gethan habe! Du kannst glauben, dem Frommen geht es immer wohl auf dieser Welt! Sieh' mich nur selbst an! War ich nicht vormals so mager, wie du? Jetzt, wenn ich in den Spiegel blicke, kommt mir fast eine sündige Eitelkeit an, sehe ich, wie ich mich abgerundet habe und wohlgefällig geworden bin!"

Erichson aber entgegnete: „Lästere nicht auf die Kunst; denn sie ist das zweite Wort, durch welches Gott mit der armen Menschheit hienieden spricht, oder, wenn du lieber willst, sein herrliches Gewand, gewoben aus Andacht und Entzücken! Wie ich noch nicht an der heiligen Kunst gesündigt hatte mit böser Leidenschaft, stand ich gar nahe vor seinem Throne! Und ich weiß auch, daß meine Seele wieder klar werden wird!"

„Aber, lieber Erichson," versetzte Punctum Colofonium, „wenn du deine Seele verkauft hast an den König Elf" — Erichson ließ ihn nicht ausreden, sondern rief: „Schweig', du armer Mensch! Was willst du gegen Den sagen, auf dessen Fittige Gott Himmel und Erde gelegt hat, in dessen Odem Alles lebt, webt und lebendig ist?!" — „Und du kennst ihn?" — „Ja!" versetzte Erichson, „und das danke ich dir! Und da ich merke, daß meine große Stunde kommt, wo ich eingehen werde, dort, wo die lautere Harmonie ist, von der wir armen Menschen in dieser schweren Luft nur einen dumpfen Abklang haben, so will ich dir meine Sünde beichten, damit mein Herz frei wird! Vielleicht weißt du noch, daß du mich einst von der Tanzstube fortgejagt hast, mit der Weisung: ich sollte zum König Elf gehen! Wie ich nun kindisch und gläubig war, und schon von den Leuten gehört hatte, daß man den König Elf zwingen könne, sein Zauberstück Einem zu lehren, wenn man sich an das Meer setze um Mitternacht, und eine Stunde lang sotto ponticello geige in verfluchten Mißtönen, und ich dabei auch an die Tochter des Kanzlers dachte, die ich zu erringen glaubte, wenn ich ein so großer Meister würde, so faßte ich mir ein Herz und that mit der Geige, wie ich gehört hatte. Heute noch gellt *mir die Seele von jenen* entsetzlichen Tönen, welche

ich damals der Violine abzwang; ich aber war wie rasend, ein jeder Ton ward mir zum Todesschmerz und ging, wie eine stumpfe Säge, reißend und zerrend durch alle meine Nerven; aber ich ließ doch nicht nach. Da war es mir endlich, als sähe ich weit in unermeßlicher Ferne um mich herum einen rauschenden, klingenden Kometen schweifen, der, wie ein Orkan, in immer kleinerm Kreise herandonnerte, und endlich einen großen Regenbogenring um mich herumlegte mit sieben Farben, welche, wie Blitze, durcheinander zuckten. Da sah auf mich herab plötzlich ein wunderbar schönes, majestätisches Angesicht, und jetzt war es mir, als hörte ich sprechen: „Armer Wurm, meinst du die Weltharmonie zerreißen zu können?“ Und nun hörte ich Ton für Ton die göttliche Weise, die ich nachher dann und wann mit meinem Spiele wieder zu erhaschen suchte! Ich war von tausend Seligkeiten trunken! Als diese Weise mir verklungen war, hörte ich wieder sprechen: „Kennst du das Gute, lerne auch das Schlimme! Das erste befreit, das letzte bindet die Geister! Wehe dir, wenn du es spielst!“

„Und nun hörte ich auch das schlimme Stück, das ich noch besser merkte, als das gute, und das ich nur einmal gespielt, und — nun nie wieder den Klang der Musik darnach gehört habe! — So ist Alles, Alles verloren!“

Jetzt versank Erichson wieder in tiefes Nachdenken. Nach einer Weile rang sich, wie tief aus seinem Herzen hervor, leise fragend das Wort: „Helene?“

„Ihr Gemahl ist todt; sie ist vor Kurzem mit ihrem kleinen Sohne zu ihrem Vater zurückgekehrt.“

Erichson nickte mit dem Haupte und sprach für sich: „So schließt sich der Ring ab; es konnte nicht anders *kommen! Ich* werde nicht eher sterben können, als bis ich das

echte Königelfenstück, an dem ich zeitlebens studirte — mein Requiem — mir doch wieder ausgesonnen, noch einmal gespielt, noch einmal gehört habe. Sollte meine Sterbestunde so austönend hinaufklingen zu dem Schloß, so bitte sie, daß sie bete für die Ruhe meiner Seele!"

Da Erichson sein Gesicht jetzt mit den Händen bedeckte und nicht mehr sprach, entfernte sich Punctum Colofonium. Ob er die Bitte des Armen der hohen Frau eröffnet haben mochte, weiß ich nicht, da er in seinem ganzen Benehmen gegen das Haus seines Gönners, des Kanzlers, gar vorsichtig und diplomatisch war. Doch sah man seit einiger Zeit öfters Helene mit ihrem kleinen Sohne auf dem Balcone stehen und gedankenvoll hinunterblicken auf die Hütte, in welcher der unglückliche Geiger lebte.

So saß sie auch einst dort oben auf dem Balcone, neben ihr der Kanzler, ihr Vater, und vor ihnen Punctum Colofonium, ein dickes, aufgeschlagenes Buch in seinen Händen, worin er dem Knaben der schönen Wittwe Bildnisse der Nordlandsrecken und wilde Thiere und Drachen zeigte.

Eben neigte sich die Sonne zum Untergange nach dem Meere, das in gluthrothen, langen Wogen ihr entgegen zu athmen schien. Wie durch einen rosenfarbenen Meerhimmel, zogen die Fischernachen mit weit aufgeblähten, weißen Segeln, wie Schwäne, dem Ufer zu. Eine große, feierliche Stille hatte sich über die ganze Natur gelagert.

Da schien es, als begönne die Luft in sich selbst hinein zu singen und zu klingen. Alle horchten auf. Wie ein süßer, selig gewordener Schmerz, wie fromme Pilger, erlöst von aller Qual der Erde, himmelan zur ewigen Heimath,

Hand in Hand, lobpreisend und singend aus dem Erdenthale, wallten die Klänge empor.

Helene weinte unaufhaltsam, Punctum Colofonium aber legte seinen Zeigefinger an die Nase und sprach zu seiner eigenen Genugthuung: „Das ist das echte Stück, das er spielt! Nun wird er sterben können.“

Der Kanzler stand auf, faßte Helenens Hand und sprach: „Welche Schuld auch Erichson tragen mag an jenem wunderbaren, schrecklichen Einfluß, welchen an jenem Abende sein Violinspiel auf dein Gemüth äußerte, so laß' uns doch mit ihm versöhnen, der sich zur wahren Harmonie zurückgefunden hat und wohl bald dem ewigen Frieden entgegen geht.“

Helene nahm ihr Söhnchen auf den Arm und stieg mit ihrem Vater in das Thal hinunter; mit sich selbst in sanften Handbewegungen gesticulirend, folgte hinterdrein Punctum Colofonium. Wie sie sich so der Hütte und der Musik selbst näherten, war es ihnen, als träten sie ein in eine große, altgothische Kirche, deren Pfeiler krystallen und klingend zum Himmel aufstiegen und oben sich zusammenwölbten in eine große, flammende Rose.

„Ausnehmend schöne, präcise Uebergänge!“ flüsterte Punctum Colofonium für sich, „kräftig mit langem Bogenzug vorgetragen, in guter, alter Manier! Ich muß nur meine alte Violine wieder einmal vornehmen! O, ich bin noch nicht alle Tage todt!“

Als sie eintraten in die Hütte, sahen sie Erichson auf seinem Lager aufrecht sitzen und das geliebte Instrument spielen. Er bemerkte die Eintretenden nicht. Seine Augen waren halb geschlossen und wie nach innen gekehrt.

Helene beugte sich mit dem Kinde zu ihm nieder. Da

that er den letzten Strich, legte das Instrument neben sich, schlug die Augen auf und blickte in das himmlische Angesicht Helenens. Ein kindliches, unschuldiges, seliges Lächeln flog über sein Antlitz. „Helene!“ rief er, aber wie er die Arme zu ihr emporheben wollte, sank er auf sein Lager zurück. Seine Hände falteten sich, wie zum Gebete, seine Augen schlossen sich; — er war entschlafen.“ —

„Haydn's junger Freund schwieg jetzt. Da auch die Gesellschaft, mehr oder minder gerührt, das Schweigen nicht unterbrach, that dieser einige wilde Griffe auf dem Instrumente, hörte wieder auf, summte einen musikalischen Gedanken, welcher in ihm jetzt aufsteigen mochte, vor sich hin und verließ, ohne sich zu verabschieden, zerstreut und wie im Traume die Gesellschaft.

„Der Arme hatte in prophetischer Vorahnung fast sein eigenes Schicksal erzählt.“

„Darf ich, Robert, deinen Erzähler errathen?“ fragte ich.

„Er war es!“ erwiederte Robert.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür; der längst erwartete Graf Joseph trat langsam und feierlich herein. Mit hervorstürzenden Thränen rief er: „O, dieser Schmerz! Heute hat die Erde wieder einen großen Mann verloren. Vor einer Stunde starb — Ludwig van Beethoven!“

Der Abt dankte im Namen des Ordens dem Novizen für seine Erzählung und beschloß mit der Aufforderung, daß jegliches Mitglied bei Vermeidung strenger Buße den Maskenball besuchen solle, welcher im Hôtel de Pologne auf nächsten Dienstagabend angesetzt war, die Sitzung.

Die meisten *Brüder* verließen den Saal, es waren nur

noch vier bis fünf zurückgeblieben, welchen ein junger Franzose, Namens Leclerc, ein Gast der Gesellschaft, eine französische Carnevalsgeschichte zu erzählen versprochen hatte:

Le Bal Beaudouin.

„Mein Vater," begann Leclerc zu erzählen, „ist ein reicher Seidenhändler in Paris, ich und meine Schwester Lucie sind seine einzigen Kinder, die Mutter haben wir in den ersten Jahren unserer Kindheit verloren, der Vater hat sich nicht wieder verheirathet. Ich wurde im väterlichen Hause, meine Schwester im Kloster erzogen. Wie es gekommen ist, weiß ich nicht, doch hatte ein Student der Medicin, Robert Lesailles, Gelegenheit gefunden, sich ihr bekannt zu machen und einen Liebeshandel mit ihr anzuspinnen. Ihre Liebe mochte in der schönsten Blüthe stehen, als mein Vater sie aus dem Kloster nahm und mit einem alten, reichen Geschäftsfreunde verlobte. All' ihr Bitten, sie nicht zu dieser Verbindung zu zwingen, all' ihr Jammern, ihr noch Zeit zu gönnen, rührte nicht sein Herz. „Deine Mutter," war die einzige Antwort, „hatte vor ihrer Verheirathung mit mir gleiche Grillen, und doch sind wir miteinander glücklich geworden; denn sieh', liebes Kind, ein Ehestand, welcher sich auf Vermögen gründet, ist ein Haus, das guten Grund hat, es fällt nicht leicht ein." Nach der Fastenzeit sollte die Hochzeit sein. „Wohl denn," sagte meine Schwester zu mir, „so gehört der Carneval noch mein." Ich mußte ihr versprechen, heimlich sie auf den bal Beaudouin zu führen. Es war Aschermittwoch,

und viele Hunderte Eckensteher liefen gegen Abend auf den Boulevards herum mit transparenten Ankündigungen: „Le bal Beaudouin!“ Ich war einer der Ersten, welche die Kette bei dem Billetverkaufe machten, und konnte schon Abends acht Uhr meiner Schwester Lucie hinter dem Rücken unseres Vaters die beiden Billete zeigen. Um elf Uhr küßte der Vater Lucie die Stirne, gab mir die Hand zur guten Nacht, uud ging zu Bette, wir Beide auch, doch nur um wieder aufzustehen, und uns in die Maskencostume zu werfen, welche wir in Bereitschaft hatten, und unter dem Schutze des Portiers aus dem Hause zum Balle zu eilen. Als wir dort Arm in Arm ankamen, fanden wir das Haus bereits von unzähligen, abenteuerlichen Maskenfiguren belagert; denn noch waren die Thüren, welche sich erst um Mitternacht öffnen sollten, verschlossen. Noch war es im Theater todtenstille, selbst das Brausen der Volksmenge davor glich einem Walde vor dem Sturme mit unheimlichem Flüstern, so daß man die hämmernden Zimmerleute und Tapezierer, welche noch im Saale beschäftigt waren, wie pickende, pochende Spechte, vernehmen konnte. Zuweilen schlich sich auch ein Ton vom Stimmen der Instrumente heraus; Lucie zitterte, wie voll Angst, an meiner Seite. Jetzt hörten wir von Nôtre Dame die zwölf Schläge der Mitternachtsstunde metallen, langaustönend und dräuend, wie die zornige Stimme eines Fastenpredigers, durch die Luft zittern, einen jeden Glockenschlag begleitete die harrende Volksmenge mit einem höllischen, doch noch halbunterdrückten Jubelschrei, mit dem zwölften Schlage sprangen die Thüren des Theaters auf, und wie ein Strom geschmolzenen, flüssigen Erzes bei einer Feuersbrunst in ein Bassin, so quoll der tolle Schwarm hinein *und platzte dort in* einzelne Gruppen im tausend-

stimmigen, wüsten Geschrei auseinander. Es war eine tausendgliedrige Masse, grölzend, brüllend, wiehernd, springend, kugelnd, bockend, in gräßlichem Gelächter durcheinander, eine Republik der Narrheit, zusammengewürfelt aus Robert Macaire's, Pierrot's und Pierretten, Polichinelle's, Matrosen, Fischermädchen, Hidalgo's, Rosenmädchen, Banditen und Schäferinnen! Die ganze goldene Jugend des Jahres stak in diesen Masken. Bald waren nicht nur der Saal, sondern auch die Logen, die Corridors, das Foyer gefüllt. Im Hintergrunde des Saales, hinter der Draperie brennendrother Vorhänge saß das Orchester so verborgen, daß man nur den Hexenmeister Beaudouin auf seinem erhöhten Tritte mit dem Taktirstocke in der Hand stehen sah. Lucie hatte mich in die Loge gezogen, welche wir sonst bei der Oper abonnirt hatten. Dort trafen wir die schlanke, schwarze Figur eines jungen Mannes, welcher auf der Brust einen Todtenkopf von weißem Zeuge aufgenäht trug. Er begrüßte uns und gab sich zu erkennen. Es war Lesailles, der Geliebte meiner Schwester. „Nach einer Stunde," sagte er lächelnd, „führe ich Ihnen meine Tänzerin hierher zurück, lieber Bruder!" und verschwand mit ihr. In diesem Augenblicke hob Beaudouin den Taktirstock, ein gellender Pfeifenruf, ein Trommelwirbel, und im krampfhaftem Zittern scheint unten im Saal die Gesellschaft gebannt zu sein. Es wickelt sich aus ihr ein Fandango heraus; es sind die spanischen Ballettänzer mit ihren Tänzerinnen bei der großen Oper, Castagnetten schlagend, auf den Zehenspitzen pirouettirend, sich einander bald fliehend, sich verfolgend, bald sich wieder vereinigend, hingießend Leib zu Leib, jetzt sich anstarrend, wie in tödtlicher Lust, und nun kommt der groteske Cancan, dieser wahnsinnige, gliederverdrehende, gesichterschneidende Tanz

Aller zugleich, durcheinander, scheußlich romantisch in arabeskenartiger Willkührlichkeit der aus der Schlaffheit zu Verzuckungen aufgestachelten, sündhaften Glieder. Die verrückte Musik scheint Glied von Glied zu emancipiren, Alles dreht sich, wie besessen, im Wirbel herum. — Jetzt fällt ein Kanonenschuß, Sturmgeläute, wieder ein Kanonenschuß, lautlose Stille überall und nun der Ruf einer Stentorstimme: „Die Hugenottenquadrille!“ Die Galoppade beginnt. Die Musik wird zu einer teuflischen Malerei in Tönen; man wähnt die stürmenden Glocken und das Geschrei: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ zu hören — dazwischen abgebrochene Sätze aus Psalmenmelodien, knatternde Flintenschlösser, Gewehrsalven, Triumphgeschrei der Mörder, das Angstgeschrei der Verfolgten, das Winseln der Sterbenden und immer wieder ein ängstlich klingendes Horn, als rufe es: „Coligny! Coligny!“ Durch allen diesen Wirrwarr der Töne hört man die zielenden Schüsse des eisernen Gewehres Karl's IX., welcher aus seinem Fenster unter das Volk schießt, begleitet von einem Pickelflötenkichern seiner Mutter, Katharina von Medicis. Aus allen diesen Elementen besteht die Quadrille; sie ist ein getanzter Bürgerkrieg. Wie die Colonnen durcheinander stürzen! Selbst das Gebäude geräth in die Schwingungen des bacchantischen Tanzes, der sich, wie ein Treibrad, um sich selbst dreht. In diesem Zauberringe wirbeln sich die äußersten Leidenschaften von ganz Paris, Frankreich's Zukunft in einem verzerrten Vorspiele, seine glänzendste Jugend in zerrissenen Kleidern, es flattern die Locken der Mänaden, ihre Augen haben nur noch einen starren Blick. Die Musik selbst ist nur noch ein wüthendes Volksgeheul, ein Orkan im Walde, man hört das *Zusammenbrechen* der Bäume; — dort stürzt ein

Tänzerpaar, die wüthende Colonne fliegt theils darüber hinweg, theils verwirrt sie sich und verwickelt sich in den Fall. War das nicht Robert Lesailles mit dem Todtenkopfe vor der Brust, der Gesellschafter meiner Schwester, der wahnsinnige Vortänzer, welcher zuerst stürzte? Ich eile in den Saal hinunter, Beaudouin hat mit einem Taktschlage die Musik und die Galoppade beendigt; — mitten im Saale liegt ein todter Mensch — Lesailles, Lucie neben ihm knieend, die kleinen, weißen Fäuste in die Augenhöhlen gedrückt. Ein Polichinell ist mit ihm beschäftigt, er bricht ihm die geschlossene Hand auf, ein Fläschchen rollt auf den Boden, es erhebt sich ein tausendstimmiger Ruf: „Er hat sich vergiftet.“ So war es. Mitten im Tanze hatte er die Phiole, welche er vorher zu sich gesteckt haben mochte, ausgeleert. Ich bemächtigte mich meiner Schwester und brachte sie heim. Sie ist seitdem geistesabwesend. In einem kurzen, hellen Momente erzählte sie, daß sich plötzlich die Hand ihres Tänzers eiskalt angefühlt, sie jedoch noch einmal mit ihm durch den Saal getanzt habe, bis er starr niedergestürzt sei.

„Mein Vater hat mich auf drei Jahre aus Paris verbannt. Was sollte mich von dort sonst vertreiben? Doch hinweg mit allen trüben Gedanken, noch bin ich jung und die Welt gehört der Jugend!“

Der Sonntagmorgen war angebrochen. Benedict beredete die Freunde zu einem Spaziergang in das Freie. Die Gefilde lagen bereits von Schnee und Eis befreit, nur hier und dort sah man noch schmale, weiße Streifen, wie *Kreidestriche* auf einer schwarzen Tafel. Die Sonne war

flötet, singe alle Töne heraus, nur laß' die fanatische Ko
stimme aus dem Spiele! Doch laß' uns vor allem Freu
bleiben!"

So waren sie oben auf der Anhöhe angekommen,
sie die Linie der neuen Eisenbahn, wie sie sich zur R
denz im Thale hinaufzog, mit ihren Blicken verfol
konnten.

Benedict hatte ein Fernglas bei sich, er schob es
recht und schaute lange hindurch. Bei dem günstigen W
ter dieser Tage hatte die Arbeit wieder begonnen. M
sah Hunderte von Arbeitern an verschiedenen Stellen
schäftigt. Hier erblickte man einen Brückenbogen über
nen Seitenweg wölben, die Maurer und ihre Handlang
die auf- und abgehenden Aufseher, dort weiter zurück
lange Reihe von Schiebkarren, welche die Erde von ei
Stelle zur andern schafften, da stampfende, dort grabe
und schaufelnde Arbeiter. Man sieht wohl im Somm
Ameisen über den Weg in tausenderlei Beschäftigungen
einer Linie durcheinander wimmeln, ein gleiches Bild
lebendiger Beschäftigung gab hier die Aussicht auf die
beit an der Eisenbahn.

Benedict ließ endlich das Fernrohr vom Auge sin
und sagte: „Hier siehst du einen Gedanken, welcher Ra
und Zeit überwindet und Städte, Länder und Völker
einanderkettet und sich als gewaltiger, feuerschnauben
Drache der vorwärtseilenden Zeit vorspannt, und denn
ist er kein politisches Gedicht in deinem Sinne. Du kan
mit deinen rhetorischen Versen viel nützen, aber diesen
fernen Gedanken überbieten sie nicht, denn er ist eine T
geworden."

„Mir ist," entgegnete Johannes, „als lernte ich

noch verstehen, obschon dein ganzes Wesen mir wildfremd ist.“ —

„Hast du denn nie,“ entgegnete Benedict, „etwas Eigenes erlebt?“

„So will ich dir,“ erwiderte Johannes, „die heimlichsten Schränke meines Innern aufschließen!

Die unbekannte Schöne.

„In dem heißen Sommer vorigen Jahres,“ begann Johannes zu erzählen, „welcher uns, wie mit einem Zauberschlage, aus dem kühlen Norden unter den Wendekreis versetzt hatte, gewöhnte ich mich, am frühsten Morgen in das Freie zu wandern, um nach der schwülen Nacht in der Morgenkühle die matten Glieder zu erfrischen. Doch war die Hitze fast zugleich mit dem Aufgange der Sonne da, so daß ich es für räthlich hielt, meine Spaziergänge einzuziehen auf die Fußwege, welche auf der Südseite der Stadt zwischen Gärten und Feldern hinlaufen. Dort, wo die Gärten, wie ein gebogenes Knie, von dem Fußwege abbiegen und einer Wiese Raum lassen, hatte ich einen derselben entdeckt, welcher so süß verstohlen im Schatten liegt, daß ich mich nicht enthalten konnte, zuweilen auf den alten, gekrümmten Acazienbaum, welcher außen an der Mauer steht und mit seinen tiefen Aesten von selbst den Fuß zum Steigen einladet, hinaufzuklettern und in den Garten hineinzublicken. In der Tiefe desselben liegt ein kleines, altes Haus, dessen Fenster von grünen Jalousieen fast immer verschlossen sind. Ich hatte noch Niemand im Gärtchen gesehen, doch war es so sorglich bestellt, daß ich

an Feerei hätte glauben mögen. Während in der Sonnenhitze rings auf den Fluren alle Gräser verdorrten, schien es, als wenn nur diese kleine Stelle wunderbar vor dem Einflusse schädlicher Witterung behütet wäre. Es blühten darin die schönsten Levkoien- und Resedabeete, Nelken und Lilien durcheinander, und verbreiteten weithin die süßen Düfte, welche mich zuerst herbeigelockt hatten. In der Mitte des Gartens befand sich ein Springbrunnen, welcher mir das Räthsel der Frische umher erklärlich machte. Als der Monat August mit täglich steigender Sonnenhitze gekommen war, und ich mich in einer Nacht, wie in einem feurigen Ofen, schlaflos auf meiner Matratze wälzte, faßte ich den raschen Entschluß aufzustehen und einen Spaziergang in das Freie zu machen. Fast ohne Absicht kam ich wieder in die Gegend dieser Gärten. Es war so klarer Mondenschein, daß man einen Brief dabei hätte lesen können, doch war die ganze Natur noch eingewiegt in die Nachtruhe nur die Heimchen zirpten und schrillten im eintönigen Chor ihr einschläferndes Wiegenlied.

Schon von Weitem wehte mir der Resedaduft des heimlichen Gärtchens entgegen und schien mich, wie mit Zaubergewalt, hinüberzuziehen. Als ich an die Akazie gelangte kam es meinem Ohre vor, als wenn das Plätschern der Fontaine sich unregelmäßig vermehrt hätte. Ich setzte meinen Fuß in den Bug des Baumes und blickte über die Mauer. Ein Blick, und ich war in die schöne Zeit des griechischen Heidenthums versetzt. Denke dir, die keusche Luna wäre in dieses verborgene Bassin zum Bade hinein gestiegen, die Marmorglieder nur vom Schleier langer fluthender Haare und Mondscheindämmer verhüllt, um ein Bild von jenem Bilde zu haben, das ich dort erblickte.

Als hätte ich eine schwere Sünde begangen, sprang ich vom Baume herunter und irrte traumtrunken in den Feldern umher.

Du wirst es erklärlich finden, daß ich seitdem häufig zur blühenden Acazie wallfahrtete. Nach vielen vergeblichen Gängen glückte es mir, die Zauberin, welche dort so heimlich wohnt, wiederzusehen. Sie stand unter der Thür des Hauses und fütterte die Tauben, welche zu ihren Füßen herumliefen, ja sich ihr auf Schulter und Arm setzten, um aus dem Erbsenkörbchen, das sie trug, selbst zu picken, wenn die Hand mit dem Wurfe zu lange zögerte.

Ich hatte bald erspäht, daß dieses Gartenhaus auf der Vorderseite in die Gasse hineinstand, so daß ich Gelegenheit hatte, mich nach den Bewohnern desselben zu erkundigen. Haus und Garten gehören einer alten Frau, welche den Leuten die Karte schlägt, aus den Linien der Hand und aus dem Kaffeesatz wahrsagt. Sie hat zwei Kinder bei sich, — jenes Mädchen, welches ich im Garten gesehen hatte, und einen Knaben, welcher das Portraitmalen bei dem alten Schuber lernt. Die Alte hütet das Mädchen, wie ein Drache den Schatz; es ist unmöglich bei ihm Zutritt zu gewinnen. Ich suchte und fand jedoch vor Kurzem die Bekanntschaft mit Cecil, ihrem Bruder; — doch habe ich es noch nicht von ihm erlangen können, ihn bei seiner Pflegemutter besuchen zu dürfen. Ich versuchte durch Cecil mit seiner Schwester in Briefwechsel zu kommen, er ließ sich auch erst zu meinem Liebesboten bereitwillig finden, nahm jedoch kurz darauf sein Versprechen wieder zurück und beschränkte mich auf die mündliche Bestellung meiner Grüße an sie. „Sie habe mich gesehen, sie werde mich

kennen lernen!“ ist bis jetzt Alles, was sie mir durch Cecil hat wissen lassen.“

„Sieh', so blüht in deinem Leben,“ erwiderte Benedict, „ein so schöner Baum voll Poesie, daß du nur die Hand auszustrecken brauchst, um die schönsten Blüthenkränze dir zu pflücken.“

Unter diesem Gespräche kamen sie durch die Neustadt zurück und über die Brücke. Bei dem Georgenthore trennten sie sich mit dem Versprechen, sich ganz gewiß wieder nächsten Sonnabend im Casino zusammenzufinden.

Invocavit.

Der moderne Benedictinerconvent war am Sonnabende wieder vollzählig versammelt. Die Unterhaltung begann sich von selbst um den Maskenball in der Fastnacht zu drehen. Es gab viele kleine Abenteuer zu berichten, Masken zu schildern, Scherze zu erzählen, bis sich endlich ein Streit über die Bedeutung der Carnevalsfreuden für unsere Zeit erhob. Der philosophische Bernhard wollte den Carneval als Reaction der durch das Christenthum unterdrückten sinnlichen Gemüthswelt angesehen wissen; dagegen machte Johannes geltend, daß die Griechen mitten in ihrem Heidenthume die Dionysien gefeiert hätten, und daß man mit gleichem Rechte den Wein für einen Rebellen gegen das Christenthum erklären könne; denn durch ihn werde eine innere, unwillkürliche Trunkenheit, durch den Vorsatz, im Carneval toll zu sein, ein willkürlich äußerlicher Rausch bewirkt. Dieses Gleichniß brachte den alten Maler Schuber auf den Vorschlag, die Bekehrungsgeschichte eines Trinkers zu erzählen.

Vinetus.

„Die geräumige Feststube im Schösserhause zu Chorburg,“ *begann der Maler,* „war festlich mit grünen Kränzen

und Guirlanden geziert, reichfaltige Vorhänge schmückten die Fenster, an welchen Orangenbäumchen mit glänzendem Laube und süßduftenden Blüthen standen. Der Fußboden war so glatt gebohnt, daß er im Scheine des Kronleuchters, wie ein gelber Spiegel, sich ausnahm. Der ausgeheizte Ofen verbreitete eine so erquickende Wärme, daß man sich so unter Duft und Blumen in die schönste Sommernacht zurückträumen konnte.

Um die lange Festtafel herum saßen die mit besonderer Sorgfalt geputzten Gäste, obenan der Schösser Vinetus, der Freudengeber, und ihm zunächst seine näheren Freunde, der Oekonomieinspector Hahn vom herrschaftlichen Gute, dann der Diaconus Sittewald, und diesem zunächst Doctor Lindenschmied, der Arzt des Städtchens Chorburg. Ein so hohes Fest war noch kaum in Chorburg gegeben worden; denn heute feierte Vinetus, der sich gern im Glanze zeigte, das Jubiläum seines funfzigjährigen Lebensalters und seiner fünfundzwanzigjährigen Amtsführung, und zugleich das Fest einer fünfundzwanzigjährigen Entsagung und Enthaltung vom Genusse des Weins; denn so lange hatte er Wasser und wieder Wasser getrunken. Welche schwere Kämpfe hatte er mit dem Wasserglase in der Hand in dieser Reihe von Jahren den Ueberredungen zum Weintrinken gegenüber mühsam und siegreich gestritten, welche schwere Stunden mit seinen eigenen Gelüsten durchgerungen! Aber er war standhaft geblieben. Ein solcher langer und schwerer Kampf, dieser fortwährende Sieg verdiente eine Palme, zum Mindesten einen Antheil am heutigen Jubelfeste.

Saß nun auch Vinetus groß und klar, wie der Wasserkönig, mit einem mächtigen Krystallglase voll so reiner Flüssigkeit heute bei der Tafel, so fehlten doch für seine

Gäste nicht die köstlichsten Weine, welche unter Pech und Kork mit verblichenen und vermoosten Etiketten erschienen, um von ihren Kometenvätern zu erzählen. Wie der wunderliche Refrain eines dänischen Volksliedes, schlugen durch alle seine Gespräche die ermunternden Worte: „Doctor Lindenschmied, trink' doch! Diaconus, trink' doch! Inspector, Wein macht munter, o, so lange doch zu!" Blühten aber auch alle seine Gäste rosenroth auf in der süßen Gluth des Weins, so blieb dennoch das Gesicht Vinetus' weiß, wie eine Wasserblume, und seine Augen, wie klare, blaue Vergißmeinnichte an einer Wasserquelle.

Nur zuweilen flog ein sarkastisches Lächeln über sein Gesicht, wenn er die Verwirrung bemerkte, welche der Dämon des Weins in den Gedankenreihen seiner Nachbarn anrichtete; denn auch die Tugend hat ihren Stolz; wer möchte nun gar einer solchen, ein Vierteljahrhundert lang geprüften Tugend bei ihrem Jubiläum nicht gern einen kleinen Triumph gönnen? Als aber Lindenschmied von dem großen Marschall Ney, bei dessen Regimente er früher als Wundarzt gewesen war, und der Buttermilch, mit welcher er ihn einst von einer schweren Krankheit curirt haben wollte, und dem schrecklichen Tode des großen Mannes zu erzählen anfing, — eine Geschichte, welche er bei jedem Trinkgelage und immer wieder anders erzählte, Sittewald aber unter bitteren Thränen gegen das Laster der Trunkenheit lospredigte, gerieth Vinetus in seine rosenfarbige Laune und lachte vom Himmel seiner Entsagung mit göttlicher Genugthuung seiner selbst gar erhaben herunter auf seine Tisch- und Zeitgenossen, welche, befangen von Wein und Widersprüchen, so tief unter ihm standen. Das ist der Lohn der *Tugend! Nur* der Inspector Hahn, welcher eine

so derbe Natur hatte, daß sie aller Macht des Weines Trotz bot, blieb auch jetzt in seinem geistigen Gleichgewichte. Um so mehr ärgerte ihn der heimliche Triumph des Schössers.

Wie einen Stiletstoß, that er daher an ihn die Frage: „Aber warum trinkst du keinen Wein?“ Vinetus sank bei dieser plötzlichen Anrede seufzend in seinen Großvaterstuhl zurück. Der grausame Inspector aber fragte wieder: „Heute an deinem Jubelfeste Wasser und wieder Wasser?“

„Quält mich nicht!“ entgegnete kleinlaut Vinetus, „Ihr wißt —“

„Nichts wissen wir!“ erwiederte Hahn, der Inspector.

„Was unterscheidet den Menschen vom Thiere?“ fragte Lindenschmied, und antwortete sich selbst: „Daß er Wein trinkt! Wasser ist Nichts, als dicke Luft, Luft ist das Element der Vögel, Wasser das Lebensprincip der Fische; sag' mir nur, was soll aus dir nach diesem Leben werden: ein Fisch oder Vogel?“

„Alles — Alles,“ entgegnete Vinetus, „nur kein Weindämon! Denkt Ihr denn, ich liebe nicht die wunderlichen Geister, die neckischen Gesellen in Fässern und Flaschen, denkt Ihr nicht, daß auch meine Seele in Inbrunst zu ihren lustigen Gelagen gezogen wird? Sie wissen es zu gut, wie sie uns um unser bischen göttliches Wesen bringen können! O, was giebt sich dieses neidische Gesindel für Mühe, uns um dieses himmlische Erbe zu bringen und uns hinunterzuziehen zu ihnen! Aber es ist doch ein Elend, so ein Leben, wo man Nichts ist, als eine Leidenschaft, nur ein verfluchtes, einseitiges Gefühl, thierisch und ungezähmt. Ihr, lieben Freunde, könnt Euch schon eher mit den Geistern des Weins abgeben; Euch, die Ihr noch zunächst mit der thierischen Natur zusammenhängt, können sie eben nicht

viel anhaben. So stammst du, Lindenschmied, von Kleeblumen her, welche in den Leib der Rinder übergingen, bis eine Kuh fertig war, von dieser Kuh fuhrest du mittels der Milch in menschliches Fleisch und Blut, deshalb hast du noch heute eine Sympathie zur Buttermilch!"

„Stoß' mich nicht!" rief der Inspector zum beleidigten Lindenschmied. Ein lautes Gelächter entstand. Als aber Vinetus bewies, daß Sittewald eigentlich eine große Kartoffel, und der Inspector Meerrettig gewesen wäre, und sich so eigentlich in die menschliche Gesellschaft hereingenieft habe, schlug ein so ausgelassenes Gelächter durch die Stube, daß davon der Flügel, welcher in der Ecke stand, unwillig zu brummen begann.

„Aber welchem Seethiere," fragte der Inspector, „verdankst denn du, Vinetus, deine Herkunft, du, der du Wasser schluckst, wie eine Wasserhose über dem Meere?"

„Ich habe es mir vorgenommen," entgegnete Vinetus, „bei dem so merkwürdigen Abschnitte meines Lebens, den wir heute feiern, gleichsam wie auf einer erstiegenen Anhöhe, ein wenig zu verweilen und in die Thäler und Schluchten meines Lebens hinabzublicken.

Wie ich noch mit der Studentenmütze auf dem Kopfe und der Mappe unter dem Arme einherwanderte, und meine Augen noch an allen Fenstern nach schönen Mädchengesichtern herumliefen, lernte ich die liebliche Tochter eines Weinschenken kennen. Ich erkaufte mir da in einigen Römern Weins tagtäglich die Gelegenheit, sie zu sehen und zu sprechen. Das Mädchen, kaum den Kinderjahren entwachsen, war so jungfräulich schön und in all' ihrem Wesen so besonders, daß meine ganze Seele in Liebe zu ihr entbrannte. Gar bald bemerkte ich, daß auch ich ihr nicht gleichgültig war."

„Erzähle mit Umständlichkeit deine Krankengeschich
rief der Doctor; — „aus welchen Symptomen schlossest
auf Gegenliebe?“

„Wenn ich noch einen halben Römer Wein verlang
fuhr Vinetus fort, „so füllte sie mir das Glas stets
zum Rande.“

„Sehr gut geschlossen!“ erwiderte der Doctor, „denn
die Liebe macht die Frauen freigebig.“ „Dennoch,“ ent
nete Vinetus, „konnte ich mich keiner weitern Gunst
freuen, als eines freundlichen Grußes; ich liebte sie e
wie nur ein junger Mensch zum ersten Male und mit
zer Seele ein weibliches Wesen lieben kann. Wie
Aufmerksamkeiten und kleine Ränke mußte ich aufbieten,
es mir gelang, ihre kleine, weiße Hand in der meinigen
wenige Minuten zu fesseln. Noch heute erinnere ich n
wie sie an dem Goldfinger einen Ring mit einem gro
kostbaren Rubine trug, der keiner Fürstin Schande gem
hätte. Sie sagte zuweilen zu mir: „Vinetus, dieser
ist meine ganze Ausstattung!“ Dieser war mir übe
kostbar, da er mir immer Gelegenheit gab, ihn zu be
dern und dabei ihr Flaumenhändchen zu erobern. N
mittags von zwei bis vier Uhr, wo dort noch keine
waren, kam ich regelmäßig in die Schenke zu der hold
gen Aloysia. So hieß sie nämlich. Schon war ich
meinen Trancheen so weit vorgerückt, daß ich mich zu
auf ihren Fußschemel hinsetzen und stundenlang in den f
rühenden Rubin ihres Ringes blicken durfte. Ach,
erz glühte, wie er, nur daß es dort noch lebendiger
aber erst später, wie dieser Rubin, ein versteinertes Feuer wur

„Aber wie stand es da mit der Abwartung deiner
legien?“ fragte Sittewald.

„Schlimm genug!“ versetzte Vinetus. „In einer einsamen Stunde nahm ich einst die Gelegenheit wahr, ihr mein ganzes Herz zu entdecken und sie mit furchtsam bebender Stimme zu fragen: ob sie mich liebe?“

Aloysia erwiderte: „Darf ich denn einen Menschen lieben, der tagtäglich im Weinhause sitzt und sein Geld, seinen Verstand und seine Zukunft vertrinkt?“

Diese Antwort hatte ich nicht erwartet. Beleidigt entgegnete ich: „Wenn das Alles wahr ist, was Sie sagen, so ist es nur für Sie und durch Sie geschehen!“

„Ach so!“ entgegnete sie erzürnter; „glauben Sie denn, daß ich nur deshalb Sie bei mir leide, weil Sie meinem Vater den Wein abtrinken?“

„Aloysia! Aloysia!“ rief ich, „bringe mich nicht außer mir!“

„Gehen Sie! in Gottesnamen gehen Sie!“ erwiderte sie noch gereizter.

„Glauben Sie, mich beleidigen zu können, weil ich hier in einer Schenkstube bin? Was denken Sie von mir?“

„Herr Vinetus, ich kann es Ihnen nicht verwehren, hierher zu kommen und Wein zu trinken, so viel Sie wollen; aber ich werde gehen, sobald Sie wiederkommen!“

„Mein Fräulein!“ antwortete ich tief gekränkt, „in diese Verlegenheit werde ich Sie nie setzen!“ Mit diesen Worten nahm ich meine Mütze und ging hinweg, um nie wiederzukommen.

„Das war brav und moralisch gehandelt!“ entgegnete Sittewald; „über das Thema der Selbstachtung werde ich Sonntag über acht Tage predigen!“

„Um mich zu betäuben,“ fuhr Vinetus fort, „stürzte ich mich, wie *ein Rasender, in das* Studium der Jurisprudenz.

Die scharfe Logik der römischen Gesetzgebung machte m
nen Kopf immer heller und mein Herz immer kälter. N
zuweilen zuckte es, wie ein tiefer, verhaltener Schmerz, v
willkürlich in mir empor.

Die Straße, wo Aloysia wohnte, hatte ich von jer
Stunde an vermieden. Nach einiger Zeit machte ich m
juridisches Examen und erhielt die rühmlichste Censur.

Da ich einiges Vermögen hatte, so glaubte ich m
mehr, mir zu meiner Niederlassung als Advocat den C
auswählen zu können, der mir am Besten zusagte.

In dieser Absicht strich ich in den Gegenden umh
bis ich an einem Abende drüben über die Hügel herabk
und vor mir das freundliche Chorburg mit dem al
Wartthurme liegen sah. Einen unaussprechlich freundlich
und friedlichen Eindruck machte die ganze Gegend auf mi
Eine innere Stimme sagte mir: „Hier wirst du glückl
sein, Vinetus! Hier, abgeschieden von der großen We
in diesem freundlichen Thale wirst du Ruhe finden!“

Mein Entschluß war bald gefaßt. Ich stieß mein
Stab in die Erde und blieb hier. Gar bald machte
Bekanntschaft mit dem Schösser Thus, meinem nachmalig
Schwiegervater. Seine einzige Tochter, die nun jetzt mei
liebe Frau ist, war damals in der schönsten Blüthe ih
Jugend. Obgleich sie eine besondere Aehnlichkeit mit Aloy
hatte, so darf ich doch eingestehen, daß sie auf mein He
welches nun ganz mit Pandektentiteln und alten und neu
Jahrszahlen, mit dem Edictum perpetuum und de
ganzen prätorianischen Rechte, wie eine Vogelscheuche, au
gestopft war, nicht den geringsten Eindruck machte. S
meiner jungen Advocatenpraxis lebte ich so hin, wie e

Zugthier, das in eine Gabeldeichsel gespannt ist, ohne rechts noch links zu sehen.

Da erhielt ich einst gegen Abend durch den Postboten ein Packet aus der Universitätsstadt schwarz gesiegelt. Ich riß es bestürzt auf und das Medaillon, das ich bis jetzt auf der Brust trage, fiel daraus hervor."

Hier löste Vinetus eine Schnur, welche er verborgen unter seiner weißseidenen Weste trug, und brachte ein Medaillon zum Vorscheine, welches unter Glas ein Portrait, auf Elfenbein gemalt, zeigte. Der Diakonus wischte die Augen aus, zog die Gläser seiner Brille durch das Taschentuch und hielt, nachdem er den Blick geschärft hatte, das Bild an das Wachslicht. Alle traten zusammen und betrachteten es. Es stellte das Gesicht eines jungen Mädchens vor. Das Köpfchen war überaus einfach. Die braunen, reichen Haare waren alle zu einer Krone zusammengeflochten, welche mehr nach dem Hinterhaupte zu abwärts gedrängt war und weder dem schlanken Nacken, noch der schön gewölbten Stirne ein Löckchen gönnte. Das Gesicht selbst war edel und fast stolz gehalten. Die Augen waren sanft und dunkel, nur der Mund spröde, wie eine noch nicht aufgeblühte Rosenknospe.

Vinetus' Freunde waren alle von dieser einfachen Schönheit hingerissen, so daß der Doctor ausrief: „Den letzten Groschen hätte ich in der Schenke bei diesem Mädchen verzehrt; ich hätte meine Stiefeln auf das Leihhaus getragen und versetzt!"

„Ich habe noch nie die Gutsherrschaft übervortheilt," rief der Inspector, „aber das Mädchen hätte mich zu einem Spitzbuben machen können!"

Nur der Diakonus *seufzte* und sagte: „Ja, die Ver-

führung dieſer Welt iſt groß! Die Beeren an der Schling ſind oft ſo verführeriſch, daß auch der Beſte dahinein ge rathen kann! Wohl dir, Vinetus, daß du der Tugend trei geblieben biſt! Selbſtüberwindung iſt hart, aber ſie belohn ſich hundertfach bis in das tauſendſte Glied."

Vinetus entgegnete: „Trink', trink', Diakonus! Ic ſage dir, trink'! und höre zu!" Mit dieſen Worten hin Vinetus das Medaillon wieder um und verbarg es au ſeiner Bruſt, indem er fortfuhr: „Ihr habt in dieſem Por trait nur einen Schatten von der Schönheit der ſpröde Aloyſia geſehen. Ihr könnt denken, wie ich bei dem An blicke dieſes Bildes betroffen war. Die alte Leidenſchaf ſtieg wieder in meiner Seele rieſengroß empor; ich ſag Euch, mein Herz ſchlug empor, wie eine Feuerflamme.

Ich nahm endlich den Brief zur Hand und las, wa mein Lebelang, wie ein Meſſerſtich, in meiner Bruſt wühle ſoll. Der Vater der armen Aloyſia ſchrieb an mich:

„Vorgeſtern habe ich meine Tochter Aloyſia begrabe laſſen. Seitdem Sie uns nicht mehr beſuchten, war es als wenn jede Freude von ihr gewichen geweſen wär Niemand ahnete die Urſache ihres Kummers, und jet wiſſen wir ſie eigentlich noch nicht. Von Woche zu Woch jedoch ſiechte mein Kind mehr und mehr, bis es endlic auf das Krankenlager ſank, um nicht mehr aufzuſteher Kurz vor ihrem Tode bat ſie mich, Ihnen, Herr Rechts conſulent, dieſes Medaillon zu überſenden, welches ih Portrait enthält, das ich einſt auf Bitten eines arme Malers fertigen ließ. Um Ihnen zu zeigen, daß ich i keinerlei Weiſe Vorwürfe weder machen kann noch möcht füge ich den Preiscourant der von mir friſch bezogene Weine bei, mit der Bitte, darauf zu reflectiren, indem

stets auf vorgängige Bestellung mit der promptesten Lieferung und wie Sie finden werden, mit den billigsten Preisen zu Diensten stehe."

Vinetus schwieg jetzt, in den Schmerz der Rückerinnerung versunken; Lindenschmied aber füllte leise die Becher. Nach einer Weile warf Vinetus die Frage auf: „Hat der Mensch Schmerz und Lust in seiner Gewalt?"

Ohne Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Ich brachte nach Empfang dieses Briefes eine entsetzliche Nacht des Jammers und Leides zu. In der Raserei des Schmerzes hatte ich mich auf die Dielen der Stube geworfen und wüthete gegen mich selbst bis zum Anbruche des Morgens. Da stand ich auf. Meine Seele war bis zur Bewußtlosigkeit verfinstert. Ich eilte hinaus in die freie Natur und irrte im Walde herum, ohne daß ich die Last meines Herzens hätte loswerden können. Ich kehrte wieder in mein Zimmer zurück und warf mich in den Armstuhl, welcher an meinem Schreibtische stand. Da fiel mir der unglückliche Preiscourant, welchen mir Aloysia's Vater mit überschickt hatte in die Augen, und zugleich brach ich unwillkürlich in ein so unaufhaltsames Lachen aus, daß ich es nicht hätte bezwingen können, und wenn es mein Leben gekostet hätte. Ich schrieb an den speculativen Weinhändler und erhielt nach dem Verlauf einer Woche auf meine Bestellung eine Lieferung vom edelsten Rheinweine. So oft nun der Schmerz um Aloysia auftauchen wollte, griff ich zum Glase und fand immer schon auf dem Boden der zweiten Flasche eine unendliche Fröhlichkeit.

Als ich einst so bis spät in die Nacht hinein geschwärmt und vor mir einen frisch angefüllten Becher stehen hatte, in welchen ich träumend hineinblickte, war es mir auf ein-

mal, als ſähe ich in eine wunderherrliche Landſchaft hinein. Hohe Gebirgswände mit Reben bepflanzt, einen vorüberziehenden, majeſtätiſchen Strom und darauf vorüberſegelnde Schiffe mit lang hinausflatternden Wimpeln erblickte ich da vor mir. Auf den Schiffen ſelbſt ſprangen und ſangen viele ſeltſame Männchen in abenteuerlichen Trachten mit Federhüten, Schärpen und langen Stoßdegen. Einige von ihnen hingen im Takelwerke und ſpielten auf der Laute, andere blieſen auf ſilbernen Hörnern. So flog Schiff an Schiff vorüber. Endlich kam ein viel größeres Schiff, deſſen Bord von Diamanten und Rubinen ſtrahlte, mit vollen Segeln, welche von rother Seide waren, herangeflogen. Auf dem Verdecke aber ſtand Aloyſia in ihrer gewöhnlichen Tracht, ein geſchliffenes Kelchglas mit Wein in beiden Händen emporhaltend. Ich wußte nicht, wie mir geſchah. Unter dem Zujauchzen der wunderlichen Männchen auf den anderen Schiffen, welche jetzt in einem großen Halbkreiſe umher hielten, ſtürzte ich mich in die Fluht. Da verging mein Bewußtſein.

Ihr könnt leicht glauben, daß ich nun erſt recht mich der Zauberei des Weins hingab, zumal wenn es Nacht wurde. Bald verwandelte ſich mein Zimmer in eine blühende Roſenlaube mit ſchmetternden Nachtigallen, aus deren geheimnißvollem Dunkel mir Aloyſia entgegentrat, oder in eine ſonnige Blume vom Cactus grandiflorus, worinnen ich und ſie wiederum zuſammenſaßen, ihre Hand mit dem Rubine in der meinigen ruhend.

Ich erfuhr erſt ſpäter, daß mein Zuſtand zu jener Zeit in der Gegend nicht wenig Aufſehen machte. Es ſchien unerhört zu ſein, daß ein ſo junger, talentvoller Mann, für welchen man mich anſehen wollte, ſich dem Laſter des

Trunkes so ganz ergeben hatte, daß man ihn fast für wahnsinnig halten konnte. Mein nachmaliger Schwiegervater glaubte es endlich sich schuldig zu sein, mit mir von der Sache zu reden. Eines Tages besuchte er mich in meiner Behausung und wußte so gewandt mich auszufragen, bis er von mir Alles erfahren, ja sogar das Bild Aloysia's gesehen hatte. Er sagte aber dazu kein Wort, sondern empfahl sich."

In diesem Augenblicke trat Brigitte, die Frau Schösserin, herein und präsentirte schwarzen Kaffee.

„Ich wähnte," rief ihr Vinetus zu, „dich schon längst im Bette."

„Habe ich doch fast wieder ausgeschlafen!" antwortete sie; „ich hatte aber keine Ruhe mehr, deshalb zog ich mich wieder an, besorgte Euch Kaffee und bleibe noch ein wenig bei Euch, wenn die Herrschaften es erlauben."

„So hatte ich," erzählte Vinetus weiter, „einstmals wieder bei hereinbrechender Nacht dem Becher zugesprochen, und schon fing mein Zimmer an, sich in ein großes, hellgeschliffenes Weinglas zu verwandeln, um dessen Rand herum mark- und herzerschütternde Melodieen liefen, als führ' ein Riesenfinger oben am Glase scharf im Kreise herum. Da sank auf einmal die Gestalt Aloysia's vor mir nieder und sprach mit unendlich betrübtem Gesichte: ‚Schade, Schade um dich, daß du deinen gesunden Verstand in Wein ersäufst!" — Erschrocken von dieser Anrede rief ich aus: „Es geschieht Alles um deinetwegen! Deinetwegen bin ich so schlecht geworden!" — „Und deinetwegen," erwiderte Aloysia's Geist, „kann ich nicht ruhen im Grabe, da du mich immer wieder zwingst, dir zu erscheinen. Vinetus, es wird der *Tag kommen*, wo wir Beide vor Gottes

Richterstuhl stehen!" — Ich war zerknirscht, ich umschlang ihre Füße und rief: „Fordere Alles von mir, ich gelobe ich halte mein Angelöbniß!" — „So schwöre mir," entgegnete die Erscheinung, „nie mehr einen Tropfen Wein zu trinken!" — „Ich schwöre es dir, so wahr mir Gott helfe!" — „Amen!" — sagte eine dumpfe Stimme. Alles war verschwunden. Ich selbst lag furchtbar nüchtern auf der Diele. Erst um Mitternacht raffte ich mich auf, kroch in mein Bett und schlief bis spät in den andern Tag hinein. Wie ein anderer Mensch stand ich auf, und trank seitdem nie mehr einen Tropfen Wein! — Daß ich ein vernünftiger Mensch geworden bin, verdanke ich ihr, der holdseligen Aloysia. Laßt sie hoch leben!" —

„Aloysia hoch!" riefen die Gäste, nur Brigitte stieß in alter Eifersucht nicht mit an, sondern rief:

„Gott im Himmel, muß ich denn immer von diesen Weinschenkenmädchen hören? Ich habe es zwar meinem Vater auf seinem Sterbebette versprochen, dir davon Nichts zu sagen, aber damit du nur weißt," fuhr sie eifrig fort, — „ich machte an jenem Abende deine Aloysia; — ich war es, die dich ermahnte, besser zu werden und keinen Wein mehr zu trinken."

„Du?" fragte Vinetus mit langgezogener Stimme und weit aufgerissenen Augen, in welchen ein entsetzlicher Dämon aufzuwachen schien, „du? du?"

„Ja!" entgegnete Brigitte. „Mein Vater hieß mich an einem Abende meinen großen, weißen Schleier über mich werfen und nun mußte ich mit ihm in deine damalige Wohnung gehen und dir die Rede halten, die mich der Vater auswendig hatte lernen lassen! Ich konnte kaum das Lachen halten, wie du so barmherzig dem Weine dich ab

schwurst, und als mein Vater hinter der Thür so grausig: „Amen!“ sagte, mußte ich fortlaufen, um nicht herauszuplatzen. Sieh', und das ist die ganze Geschichte mit deiner Aloysia, und nun redest du auch nicht mehr davon, nicht wahr, Väterchen?“

Vinetus war aber aufgesprungen und schrie mit gellender Stimme: „So wäre Alles nur ein verfluchter Spaß, ein fünfundzwanzigjähriger, wässeriger Spaß?“

„Sei nur gut!“ beschwichtigte Brigitte. Vinetus aber fuhr fort:

„Und eines solchen Spaßes halber keinen Wein und nur Wasser und wieder Wasser? — Nach Thibaut's System des Pandekten-Rechts §. 147 ist ein solcher Irrthum essentiell und macht den Vertrag null und nichtig, und kraft aller Rechtsautoritäten zerreiße ich ihn hiermit! Weg mit deinem schwermüthigen Kaffee! Und du — elender Wasserkrug!“ — Hier nahm er das Wasserglas und schmetterte es an die Wand. „So bin ich frei, und nun — Opitz, dreifach verruchter Opitz!“

„Eure Gnaden befehlen?“ rief Opitz, der Diener, hinter dem Ofen hervor, wo er schon, nach seinem eigenen Ausdrucke, der fünften Henne den Kragen umgedreht hatte.

„Opitz!“ rief Vinetus mit verstärkter Stimme, „frische Gläser her und dazu den noch nicht angebrochenen Korb mit Johannisberger von 1811!“

„Frau Schösserin,“ flüsterte der Diakonus, „Frau Schösserin, was haben Sie gethan?“

Brigitte aber lachte und sagte: „Ja, Väterchen! trink' nur ein Glas Wein. Ich hätte es mir nun und nimmermehr vergeben, wenn du auch heute zu deinem und meinem Ehrentage *nicht ein Glas Wein* getrunken hättest!“

Schon standen die frischen Gläser und sechs Flaschen Cabinetswein vom Jahre 1811 auf dem Tische. Vinetus bebte vor innigem Verlangen an allen Gliedern. Mit einer unaussprechlichen Gewandtheit entkorkte er die erste Flasche. Mit heiliger, inbrünstiger Andacht füllte er das weite Becherglas und rief dazwischen: „Höre ich wieder das Rauschen und Säuseln des herrlichen Weins, das an mein Ohr heransingt, wie das Wehen des Frühlings, wie das heimliche Summen der Bienen im Lindenbaume, wie das Flüstern des wachsenden Grases? Sehe ich Euch wieder, Ihr feinen, emporhüpfenden, sprühenden Funken, Euch lieblichen Geister der Freude? Willkommen! Willkommen! Seh' ich auch dich wieder, du lieblicher Perlenkranz, der du mit Silber umfassest die herrliche, goldgelbe Cactusblume des Weins? — Ich grüße, ich fasse dich!" Jetzt hielt Vinetus das Becherglas an die Nase und rief: „Sauge ich wieder ein den Götterduft deiner Rose, uralter Freudenbringer, Herrscher Lyäus!" Mit diesen Worten stand er auf, hielt das Glas hoch empor und rief: „Wie ein Bräutigam nach langem Harren endlich aufthut die Kammer der Braut, so komme ich zu dir zurück, Aloysia. Wie ein armer Verbannter nach fünfundzwanzig Jahren endlich wieder einzieht in die Thore seiner Vaterstadt, so steige ich, Ihr göttlichen Geister, wieder zu Euch hinab!" Nun brachte Vinetus den Wein auf die Zunge, schluckte die Spitze gegen den Gaumen hinauf, verdrehte die Augen und trank nach fünfundzwanzig Jahren wieder den ersten Tropfen Wein! — Ein namenloses Entzücken schien über Vinetus gekommen zu sein. Er schenkte den Gästen ein und stieß mit ihnen an, indem er rief: „Hört Ihr, wie *die Weingeister* unten in dem Keller jubeln, daß ich wieder

bei ihnen bin? — O, nun will ich leben, nun will ich erst leben! — Was ich bis jetzt für Leben hielt, war nur ein Spaß voll Wasser, Tinte und Papierfetzen! Freunde, von heute, von diesem Augenblicke an soll erst mein Leben aufblühen, wie eine Aloestaude, die sich erst ein Jahrhundert lang besinnt, und dann plötzlich in einer Nacht einen Blüthenwipfel hoch emportreibt, und in einem Augenblick alle Blüthen hineinstürzt, die sie von so vielen Lenzen her noch nachzuholen hat! Es lebe die wunderbare Blume der Aloe hoch und — nochmals hoch! Schaut an den Wein!! Ist er nicht klar, wie die Sonne am blauen Himmelszelt? — Trinkt! trinkt! — Schmeckt er nicht so recht süß und säuerlich zugleich, wie ein gutes Gedicht, daß man nicht weiß, soll man lachen oder weinen? Trinkt! trinkt! Ist er nicht subtil, leicht, flüchtig, durchdringend, wie ein bräutlicher Kuß? Trinkt! trinkt!"

Doctor Lindenschmied folgte auf Commando. So oft Vinetus das Wörtchen: „Trinkt!" rief, salutirte er und trank aus.

Der Inspector, welchen zuweilen das Zipperlein plagte, hatte seinen rechten Fuß, wie eine Katze, auf seinen Schooß gelegt, indem er ihn streichelte und stillschweigend vorbat, daß er es ja nicht übelnehmen möchte, wenn er heute den Grenzstein der Mäßigkeit in die Tasche stecke. Der Diakonus aber beweinte sich und die Laster der Welt und trank nur aus verdammtem Instincte, der mit der Moral Nichts gemein hat, mit den Andern bis zum anbrechenden Morgen, wo Vinetus sein Bett, die Uebrigen ihre Wohnungen suchten.

Da Vinetus seit dieser Zeit nach dem königlichen Staatsdienergesetze *schon die zweite* Verwarnung wegen übermäßi-

gen Genusses geistiger Getränke erhalten hat, so ist Schlimmste vorauszusetzen; — er aber wird immer lich sein: denn jeder Tag ist ihm eine Aloysia, welche den Zauberbecher voll Wein und Entzücken bringt. Brigitte!"

Der Abt gab dem Erzähler im Namen des Com seinen Beifall zu erkennen.

Vinetus hatte die Gesellschaft in die ausgelassenste müthsstimmung gebracht. Die Neckerei mit allerlei kl Abenteuern auf dem Maskenballe nahm kein Ende, bis lich der Abt auf den Vorschlag kam: sämmtliche Com mitglieder der Reihe nach zur Generalbeichte aufzufor Mit allgemeiner Heiterkeit wurde der Vorschlag ange men. Der damalige Protokollführer erinnert sich nur einiger dieser Beichtbekenntnisse. Das Loos, welches die Re folge bestimmt hat, hieß Bernhard beginnen.

Die Gewissensfrage.

„Ich habe auf dieser Redoute einen Spaß erlebt, mir schon auf der vorjährigen Redoute begegnet ist. erhielt damals den Tag vor dem Maskenfest durch die S post ein anonymes Billet zugestellt, worin eine blaue B schleife lag und die Bitte ausgesprochen war, diese auf meiner Brust zu tragen, denn daran wolle eine D welche mir zu begegnen wünsche, mich erkennen. Eige hatte ich keine Lust hinzugehen, da ich an Masken, T und andern Narrenspossen keinen Geschmack finde; ich

mir auch schon vorgenommen, an jenem Abende Gegenerinnerungen in einem Rechnungsprocesse zu ziehen, als aber die Lichter angezündet wurden, überfiel mich eine unbezwingliche Unruhe, welche nicht eher nachließ, bis ich im Domino stak und zu dem Stelldichein auf dem Balle pilgerte. Ich eile in das Hotel de Pologne, stecke meine blaue Schleife vor die Brust, trete in den Saal und — an meinem Arme hängt die schönste Schäferin, welche man sich denken kann, wenn eine schlanke Gestalt, weißer Nacken, feines, rundes Kinn, strahlende Augen aus der schwarzen Halbmaske hervor ausreichende Entscheidungsgründe zu einem Urtheil über die Schönheit einer Dame sind. Sie verrieth in der Unterhaltung mit mir so viel Witz und Geist, kannte unsre besten Dichter, ihre Sprache war so gebildet und gewandt, daß ich mich — hum! hum!"

„In sie verliebte!" ergänzte der Chor der Benedictiner.

„Ich war an diesem Abende," fuhr Bernhard fort, „fast ausgetauscht; ich tanzte nach Jahren zum ersten Mal wieder Schottisch. Sie tanzte, wie eine Sylphe, und gab sich ordentlich Mühe, mich im Takte zu erhalten; es gelang ihr wider Erwarten. Während der großen Pause saßen wir auf der Tribune zusammen. Ich beschwor sie, die neidische Maske abzunehmen."

„Gestehen Sie," fragte die Unbekannte, „ob Sie noch nie, nie geliebt haben?"

Ich versetzte: „Niemals!"

Bei dieser Antwort stand sie auf, heftete streng ihren Blick auf mich und sagte: „Ein Jahr lang haben Sie Zeit, sich eine bessere Antwort auszusinnen. Auf Wiedersehen über's Jahr! Vergessen Sie nicht die blaue Schleife mitzubringen."

Mit diesen Worten war sie verschwunden und ich m
meinen Gedanken allein.

„Nun, und entdecktest du später," fragte der Abt, „w
die schöne Maske war?"

„In der That," entgegnete Bernhard, „hatte ich dies
schöne Intermezzo über meinen Acten bald vergessen, b
die Fastnachtsredoute wiederkehrte."

„Da fielen dir deine Sünden," versetzte Johannes, „a
das Herz, und du flogst auf dem Fittig der Liebe zu
Maskenball."

„Ich bekenne meine Schwäche," fuhr Bernhard fort, „i
hatte auch wieder die blaue Schleife angesteckt. Ich w
noch nicht gar lange im Saale, so redete mich eine d
schönsten Masken, eine arabische Prinzessin, mit den Wo
ten an: „Willkommen, treuloser Ritter vom blauen Bande!
Es war meine Unbekannte. Diesmal wußte sie mich u
den letzten Rest meines Verstandes zu bringen. Sie u
terhielt sich so traulich mit mir, als hätten wir uns v
Jugend auf gekannt; sie wußte, — Gott weiß woher? — d
kleinsten Umstände meines Lebens. So kam die große Pau
heran, wir saßen wieder auf der Tribüne, wie im vorige
Jahre, ich that dieselbe Bitte und hörte dieselbe Frag
ich gab dieselbe Versicherung, und ebenso verschwand sie m
derselben Antwort und blieb vor, wie nach, die spröd
Unbekannte.

„Nun rathet mir, lieben Brüder," fragte jetzt Bern
hard mit komischem Pathos, „was fange ich an, um au
dieser so geheimnißvollen Geschichte heraus zu kommen
welche — bedenkt, daß ich ein Geschäftsmann bin —
romantisch genug ist, um mich zu ruiniren. So viel i
gewiß, ein Jahr lang halte ich es nicht mehr aus. Kur

und schlimm, ich erlebe die nächste Redoute in der Spannung, in welcher ich mich befinde, auf keinen Fall. Das unbekannte, grausame Geschöpf mag sich dann nach der blauen Schleife umsehen, mich findet sie nicht mehr. Nur eine unbedeutende Hoffnung, sie im Laufe des Jahres zu entdecken, ist mir geblieben, wenn dies eine Hoffnung ist. — Sie trug ein Ohrgehänge von Granaten, in Form kleiner Herzchen; am linken Ohr war aus der Mitte des Herzens ein Steinchen verloren. Ich werde nun allen jungen Damen, welchen ich begegne, nach den Ohren sehen. Wollt Ihr mir sie ausfinden helfen?"

„Konntest du denn auch," fragte der Abt, „auf die Frage der Unbekannten, mit gutem Gewissen: „Nein!" antworten?"

„Einige Tändeleien," versetzte Bernhard, „mit einer kleinen Putzmacherin, der Tochter des verstorbenen Organisten in meinem Geburtsorte, können nicht in Betracht kommen. Was Liebe ist, hat mich erst die schöne Unbekannte gelehrt. Ich glaube nur immer, daß sie zu den Damen des hiesigen Hofs gehört; ihre Bildung, ihr Anstand, ihr ganzes, edles, vornehmes Wesen deutet hoch hinauf in Regionen, wo mir schwindeln muß."

„Vielleicht," versetzte Benedict, „blüht dies Veilchen doch zu deinen Füßen. Wie wäre es, mein vortrefflicher Pandektenritter, wenn du einmal nach den Granatenherzchen am Ohre deiner kleinen Landsmännin forschtest? Suchet, so werdet Ihr finden!"

Ein allgemeines Gelächter erhob sich, Bernhard aber versank in allerlei Gedanken.

„Vor Allen," begann jetzt der Abt, „war Freund Be-

nedikt im Dienste einer dunkeln Damenmaske! Willst nun du deine Beichte beginnen?"

„Sie wird lang werden," versetzte Benedict. „Immerzu!" riefen Viele und die Erzählung begann:

Kinderjahre.

Ich stamme aus Niedersachsen. Meine väterliche Familie besaß dort, aus uralter Zeit her, ein freies Bauerngut, welches der Ivenhof heißt. Sie schrieb sich nach dem Namen der Besitzung „Ivo von Ivenhof," ohne damit einen Anspruch auf den Ritteradel zu begründen. Mein Vater war als einziger Sohn seiner Aeltern der Erbe davon geworden. Er verliebte sich in ein armes, adeliges Fräulein, und trotz dem Widerspruche seines künftigen Schwagers verheiratheten sie sich miteinander.

Das Land war damals eine französische Provinz geworden, welche militairisch regiert wurde. Der Bruder meiner Mutter hatte französische Dienste genommen und herrschte mit im Lande in der Eigenschaft eines Obersten an der Spitze seines Regiments, welches über das Land vertheilt war. Obschon meine Mutter einem Bauern sich vermählt hatte, so gab sie doch nicht ihre gesellschaftlichen Ansprüche auf. Es versteht sich von selbst, daß sie ein großes Haus auf dem Ivenhof machte. Der Aufwand war groß; vergebens machte mein Vater Vorstellungen, ihre Antwort war dabei: „Mach' dir nur keine Sorgen, es will schon fertig werden!" Und sie wurde fertig! In kurzer Zeit war mein Vater bankrott, der Ivenhof m

versteigert. Der Leichtsinn meiner Mutter und die drückende Einquartierung französischer Offiziere und ganzer Compagnien, womit ihr feindseliger Bruder meinen Vater überlasten mochte, hatten uns bald ruinirt. Noch ist mir der Tag unvergeßlich, wo wir mit einigem Gepäcke den Hof verließen, um in die Stadt zu einer fernen Anverwandten meines Vaters, einer Bürgerswittwe, zu ziehen. Mein Vater hatte die Abenddämmerung abgewartet, um unbemerkt das altväterliche Besitzthum zu räumen. Die Möbeln, welche aus dem Gantwesen gerettet waren, hatte er auf einen Wagen gepackt. Auf den darüber gelegten Pfühlen ihres Ehebettes saß weinend meine Mutter, welche mich auf dem Schooße hatte, gezogen von einem alten, blinden Pferde und einer magern Kuh, den einzigen Stücken aus dem reichen Stalle, welche uns die Gläubigerschaft aus Mitleid gelassen hatte. Ich erinnere mich lebhaft an den Augenblick, wo wir aus dem Birkenwalde herausfuhren, welcher in der Mitte des Weges nach der Stadt zu lag. Die Sonne neigte sich zum Untergange. Zugleich hörten wir die kleine, scharfklingende Glocke vom Ivenhofe den Abend einläuten. Mein Vater, welcher vorn bei den Zugthieren ging, hielt den Wagen an und knieete mitten auf dem Wege so schmerzvoll schluchzend und weinend nieder, daß selbst in mir die Ahnung von dem Elende aufdämmerte, in welches wir hinausgestoßen waren.

Meine Mutter sprang mit mir aus dem Wagen und riß mich hin zu dem Vater, welcher außer sich gerathen war, und rief einmal um das andere: „Mann, lieber Herzensmann, vergieb mir!“ Er hatte uns an sich gedrückt, er wollte sprechen, es quälte ihn in der Brust, und wenn es sich heraufgerungen hatte, war es ein Stöhnen. Als

Schon ſtanden die friſchen Gläſer und ſechs F
Cabinetswein vom Jahre 1811 auf dem Tiſche. V
bebte vor innigem Verlangen an allen Gliedern. Mit
unausſprechlichen Gewandtheit entkorkte er die erſte F
Mit heiliger, inbrünſtiger Andacht füllte er das wei
cherglas und rief dazwiſchen: „Höre ich wieder das
ſchen und Säuſeln des herrlichen Weins, das an mei
heranſingt, wie das Wehen des Frühlings, wie das
liche Summen der Bienen im Lindenbaume, wie da
ſtern des wachſenden Graſes? Sehe ich Euch wiede
feinen, emporhüpfenden, ſprühenden Funken, Euch
lichen Geiſter der Freude? Willkommen! Willko
Seh' ich auch dich wieder, du lieblicher Perlenkran
du mit Silber umfaſſeſt die herrliche, goldgelbe
tusblume des Weins? — Ich grüße, ich faſſe
Jetzt hielt Vinetus das Becherglas an die Naſe un
„Sauge ich wieder ein den Götterduft deiner Roſe
alter Freudenbringer, Herrſcher Lyäus!“ Mit dieſen
ten ſtand er auf, hielt das Glas hoch empor un
„Wie ein Bräutigam nach langem Harren endlich
die Kammer der Braut, ſo komme ich zu dir zurück, A
Wie ein armer Verbannter nach fünfundzwanzig
endlich wieder einzieht in die Thore ſeiner Vaterſta
ſteige ich, Ihr göttlichen Geiſter, wieder zu Euch h
Nun brachte Vinetus den Wein auf die Zunge,
die Spitze gegen den Gaumen hinauf, verdrehte die
und trank nach fünfundzwanzig Jahren wieder den
Tropfen Wein! — Ein namenloſes Entzücken ſchie
Vinetus gekommen zu ſein. Er ſchenkte den Gäſ
und ſtieß mit ihnen an, indem er rief: „Hört Ihr
die Weingeiſter unten in dem Keller jubeln, daß ich

bei ihnen bin? — O, nun will ich leben, nun will ich erst leben! — Was ich bis jetzt für Leben hielt, war nur ein Spaß voll Wasser, Tinte und Papierfetzen! Freunde, von heute, von diesem Augenblicke an soll erst mein Leben aufblühen, wie eine Aloestaude, die sich erst ein Jahrhundert lang besinnt, und dann plötzlich in einer Nacht einen Blüthenwipfel hoch emportreibt, und in einem Augenblick alle Blüthen hineinstürzt, die sie von so vielen Lenzen her noch nachzuholen hat! Es lebe die wunderbare Blume der Aloe hoch und — nochmals hoch! Schaut an den Wein!! Ist er nicht klar, wie die Sonne am blauen Himmelszelt? — Trinkt! trinkt! — Schmeckt er nicht so recht süß und säuerlich zugleich, wie ein gutes Gedicht, daß man nicht weiß, soll man lachen oder weinen? Trinkt! trinkt! Ist er nicht subtil, leicht, flüchtig, durchdringend, wie ein bräutlicher Kuß? Trinkt! trinkt!"

Doctor Lindenschmied folgte auf Commando. So oft Vinetus das Wörtchen: „Trinkt!" rief, salutirte er und trank aus.

Der Inspector, welchen zuweilen das Zipperlein plagte, hatte seinen rechten Fuß, wie eine Katze, auf seinen Schooß gelegt, indem er ihn streichelte und stillschweigend vorbat, daß er es ja nicht übelnehmen möchte, wenn er heute den Grenzstein der Mäßigkeit in die Tasche stecke. Der Diakonus aber beweinte sich und die Laster der Welt und trank nur aus verdammtem Instincte, der mit der Moral Nichts gemein hat, mit den Andern bis zum anbrechenden Morgen, wo Vinetus sein Bett, die Uebrigen ihre Wohnungen suchten.

Da Vinetus seit dieser Zeit nach dem königlichen Staatsdienergesetze schon die *zweite* Verwarnung wegen übermäßi-

Unter diesem Gespräche kamen wir in der Stadt bei der Frau Muhme an. Wir krochen in ein Stübchen nach dem Hofe hinaus, wie in ein Gefängniß.

Ich erinnere mich nur noch dunkel daran, wie mein Vater an einem Morgen mit seinem Gewehre von uns ging. Gar bald hörten wir mit den Glocken stürmen und sahen auf den Straßen ein Rennen und Laufen von Bewaffneten und Unbewaffneten durcheinander, als wollte der jüngste Tag anbrechen. Ich war gar bald mit andern wilden Buben mitten darunter und zum Thore hinaus. Es war ein dichter Nebel, welcher Alles in weiße Schleier hüllte, daß man kaum drei Schritte weit vor sich Etwas erkennen konnte. Wir hörten, daß sich die Franzosen aufgemacht hätten, die Stadt wieder zu besetzen, welche sie vor Kurzem verlassen hatten, um das Quartier zu wechseln. Diese Gelegenheit wollten die Unsern benutzen, ihnen die Wiederkehr wenigstens zu bezahlen. Der Weg, welcher sie von Bremen herführte, ging stundenweit durch Moräste. Darauf hin hatte mein Vater, welchen der Landsturm zum Anführer gewählt, seinen Plan gemacht. Eine Abtheilung der Bauern sollte die Straße im Rücken der Franzosen abgraben, während sie inmitten der Sümpfe vor ihnen bereits abgestochen und von einer aufgeworfenen Schanze durchschnitten worden war.

Das Feuer auf einer Signalstange hatte die Kunde vom Anmarsch der Franzosen gebracht. Mit dem Rufe: „Der Feind! der Feind!“ liefen wir einige Stunden weit hinaus und kamen endlich zu dem Landsturme. Die Franzosen stürmten, das war ein Feuern, ein Schreien, ein Trommelwirbeln und Tosen durcheinander. Ich hatte meinen Vater gefunden; die Bauern hatten fast ihre Munition

offen, wir Jungen plünderten die Patrontaschen der
ffenen und brachten die Patronen den Lebenden. —
einer kurzen Pause begann wieder das Stürmen. Der
che Anführer — es war der Bruder meiner Mutter
irf mit seinem Sturmhaufen Alles vor sich nieder;
e Bauern wichen. Da erkannte ihn mein Vater.
waren die Todfeinde aneinander. Die Unseren stürm=
ieder vor und warfen die Franzosen zurück. Keiner
iesem Corps entkam an diesem Tage. Unter den
wurden meiner Mutter Bruder und mein Vater gefunden.
och war der Sieg theuer erkauft; funfzig Männer
en Unseren waren todt, neun davon waren aus der
, darunter mein Vater. Ich sehe heute noch die
tragen, gefolgt zum Friedhofe von der ganzen Be=
ng der Stadt. Doch vorüber mit dieser traurigen
rung! Ich war mit meiner Mutter nun allein.
zog mich mitten unter unsäglichen Entbehrungen doch
aron. Ihr größtes Vergnügen war es, die kleinen,
jenen Sporen glänzend zu machen, welche sie mir an=
ft hatte und ich an den Stiefeln trug, obschon
oft Löcher in den Sohlen hatten. Sie hat es noch
daß ich von dem Professor unsers Gymnasiums bei
r Abgange ein Zeugniß erhielt, worin ich Baron
ct Ivo von Ivenstein titulirt war. Daß sie noch

---

medict leerte sein Glas, drehte seinen Schnurbart
igte der Gesellschaft seine lachenden, weißen Zähne.
Und wo bleibt die Dame von der Redoute?" fragte
ot. — „Gerade dir kann Nichts geschenkt werden!" —
So muß ich eine neue Novelle beginnen," versetzte
ct. „*Sei es denn!*" —

Amor als Hühnerhund.

Ich sollte eigentlich Theologie studiren, aber in der Ketzergeschichte erlahmte mein Eifer; dann hörte ich ein Semester lang Römisches Recht, welches ich jedoch bald als damaliger deutscher Bursche in Verruf that und mich in der Medicin umsah, bis unser gelehrter Professor uns naiv versicherte, man wisse doch nur so viel von dem Begriffe der Krankheit, daß sie im Unwohlsein eines Menschen bestehe. Davon wurde mir selbst unwohl; ich entschloß mich daher zum Studium der Nationalökonomie, um später zu erfahren, daß wir weder von Nation, noch von ihrer Oekonomie, und höchstens von Schulden sprechen können. Das Forstwesen gefiel mir noch am Meisten, weil man dabei viel in den Wäldern spazieren gehen kann, eine Beschäftigung, welche zuweilen sehr angenehm ist. Um die Forstwirthschaft praktisch zu erlernen, ging ich auf den Rath meines Gönners, des herzoglichen Forstraths, zu einem Förster des Gebirges, mit welchem wir deshalb correspondirt hatten. Es war Frühlingszeit, als ich dorthin unterwegs war.

Ich setzte von dem nächsten Landflecken aus, da in das Gebirge hinein zu dem Forsthause nur ein wüster Weg führte, welcher weniger für Fuhrwerk, als für die Schmiede und Chirurgen erfunden zu sein schien, meine Reise zu Fuß fort. Meinen Mantelsack trug ein Bote, welchem Weg und Steg zum Forsthause bekannt waren.

Wir hatten damals einen so wunderbar freundlichen Frühling, wie er nur selten dem nördlichen Deutschland geschenkt wird. Der Himmel lag über der Erde vom Morgen bis zur Mitternacht, wie eine große, hellblaue Glas-

dann aber schauerte ein warmer Regen über die
daß die Erde am Morgen, wie eine erröthende
selig dem Sonnengott entgegenblickte.

Fußsteig hatte uns durch blühende Wiesen und
hohes Gras an dem Erlenbach hinaufgeführt, bis
laufende Waldgebirge uns in seine Arme nahm.
ldabhänge drängten sich von beiden Seiten immer
sammen, daß der Fußsteig, als müßte er sich vor
che flüchten, der ihm überall nachzuspringen und
m streitig zu machen schien, sich bald in den Wald
erlor, bald wieder heraus und über einen Steg
nd nun jenseit des Baches fortlief, bis ihn dieser
auf die andere Seite neckend herübertrieb. Oft
aber auch der Pfad so steil zwischen Felsen und
aß ich es nicht verschmähte, den Stock, welchen mir
nschreitende Bote zurückhielt, zu ergreifen, um nicht
ten.

mochten so eine Stunde gegangen sein, als die
de von beiden Seiten in steilen Felsen sich auf-
t und ein geräumiges Thor bildeten, durch welches
d Bach, wie zwei Wanderer, nebeneinander bequem
zogen.

wir in dieses natürliche Thor kamen, bemerkte ich
erraschung, daß hier plötzlich die Bergwände wieder
hen und einer breiten Wiesenstrecke Raum gaben,
sie im Hintergrunde den Horizont im hohen Halb-
t ihrer düsteren Waldung abschnitten und davor
ndliche Försterhaus mit seinen Hirschgeweihen auf
hspitzen und der Feueresse mit ihren Rauchwölkchen
rscheinen ließen.

Wir standen still und der Bote sagte: „Dort sind wir am Ziele!“

In diesem Augenblicke rauschte ein großer, weißer Hühnerhund links aus den Büschen heraus, ein Schuß und eine aufgescheuchte Waldtaube fiel. „Amor, apport!“ rief eine frische Mädchenstimme. Ich sprang vor und auf dem zurückweichenden Felsen stand eine schöne, kräftige Frauengestalt, einen tiroler Männerhut auf dem dunkeln Lockenkopfe, in einer grüntuchenen Jagdjacke und hochgeschürzt in rothen Juchtenstiefeln, welche bis über die Knie hinaufgingen. Sie hielt das Gewehr unter dem rechten Arme und reinigte das Schloß, der Rauch des Schießpulvers verzog sich von ihrem Bilde in kräuselnden Wölkchen.

Ich schwenkte den Hut und grüßte sie, indem ich, betroffen von ihrer Schönheit, zu ihr hinauf rief: „Können Sie mir nicht sagen, ob dies der rechte Weg zum Forsthause ist?“

Die Jägerin lachte laut auf und deutete dabei mit Kopfnicken nach dem Hause hin, welches uns freilich vor der Nase dalag.

Da auch hinter mir mein Bote auflachte, wurde ich noch verlegener.

„Vermuthlich sehe ich,“ fragte sie, „vor mir den Herrn Baron von Ivenhof, welcher zu uns geschickt wird, um zu versuchen, ob der Zollmaßstab noch an die Baumstämme paßt? — Mein Vater freut sich auf Ihre Gesellschaft.“

„Sie sind die Tochter des Försters?“

„Und heiße Victorine; und so ist unsere Bekanntschaft gemacht.“

Unter diesen Worten hatte sie die Taube zu einigen andern, erlegten Vögeln an die Jagdtasche gereiht, welche,

ie eine große Troddel, an ihrer linken Hüfte herunter-
ingen.

Indem wir auf das Forsthaus zuschritten, sagte ich
ie für mich: „Die armen Vögel, mitten aus dem Lenz
nd dem Leben herausgerissen!“

Victorine blieb stehen, strich sich mit der flachen Hand
ber das rothe Gesicht; ein süßer, grausamer Zug hob die
ine Hälfte der frischen Lippe empor, daß die weißen Zähne,
ie Perlen, vorblitzten, indem sie entgegnete: „Freilich, Ihr
n den Städten habt Alles schon gebraten und laßt es
uch mit gutem Gewissen schmecken; uns ist es nicht so
ut gerathen, wir müssen Alles erst todt machen.“

Ich schwieg beschämt, sie lachte mich aber, ich sah es
hr an, im Innern aus.

„Dort in dem Oberstübchen,“ nahm sie das Wort,
werden Sie wohnen. Es ist ein wenig eng im Hause,
onst kann es Ihnen wohl gefallen. Welche Zeit stehen Sie
rüh auf? wollen Sie den Kaffee früh um vier oder um
ünf Uhr?“

„Kann ich geweckt werden?“

„Warum nicht? wenn ich früh aufstehe, will ich im
Vorübergehen anpochen.“

Ein leiser Schauer überschlich mich bei dem Gedanken,
aß ich den Morgenschlaf, welcher mir so wohl behagte,
inbüßen sollte; ich wagte aber nicht zu widersprechen, um
in ihren Augen meine Munterkeit nicht verdächtig zu machen.

„Der Fußknecht geht freilich,“ fuhr sie jetzt fort, „schon
um drei Uhr hinaus in den Holzschlag; Sie können aber
um sechs Uhr mit dem Vater nachgehen.“

Ich hatte also noch von Glück zu sagen, daß ich über-
haupt auf *Schlaf noch einige* Aussicht hatte.

Wir bemerkten im Vorwärtsschreiten eine Gruppe von fünf Kindern vor dem Thore der Försterwohnung zusammen gelagert. Als sie uns erblickten, versteckten sich die zwei kleinsten Mädchen, wie es schien, vor mir und dem Boten, hinter den Fliederbusch an der Hofwand; das ältere Mädchen, dem Anscheine nach vierzehn Jahre alt, und die beiden Knaben stürzten uns jubelnd und schreiend: „Victorine! Victorine!“ entgegen.

„Was schaffst du hier, Anna?“ fragte Victorine; „hast du den Salat im Garten gesteckt?“

„Ja, ja! und auch die Bohnen!“

„Pfui, Heinrich, du wirst dich mit Blut beflecken,“ wandte sie sich jetzt zu dem einen Knaben; „Gottfried,“ sprach sie zu dem andern, „da nimm die Jagdtasche und das Gewehr! Es sind meine Geschwister!“ sagte sie jetzt freundlich zu mir, „und ich muß die Stelle der Mutter vertreten; wir haben sie im vorigen Jahre verloren.“ Eine Thräne stürzte dabei aus ihren Augen. „Anna, ist der Vater aus dem Dorfe zurück?“ fragte sie jetzt ihre Schwester.

„Der alte General ist mitgekommen; sie sitzen im Hofe unter dem Baume und warten auf dich und das Vesperbrot.“

Mit diesen Worten traten wir in den geräumigen Hof. Vor der Hausthür stand ein großer, schattiger, blühender Birnbaum, darunter saßen am runden Tische, welcher so um den Stamm herumlief, daß dieser durch ihn hindurchgewachsen schien, der Förster und der General. Sie lasen die Zeitungen, welche der alte General mitgebracht hatte, und rauchten dabei aus langen Pfeifen. Jeder hatte vor sich ein geschliffenes Glaskrügel stehen mit der Aussicht auf einen großen, blauen, mit zinnernem Deckel versehenen *Krug und* seinen weiteren Inhalt. Beide mochten von

gleichem Alter und dem sechzigsten Jahre nahe sein. Man hätte sie für Brüder halten können, nur hatte der Förster eine kräftigere Gestalt und sein Gesicht mit den dichtbuschigten Brauen, unter welchen die dunkeln Augen scharf hervorblickten, hatte einen entschiedeneren Ausdruck, als das des alten Generals, welches ein gedrückteres und gebildeteres Aussehen hatte.

Kaum erblickten sie uns, so rief der Förster Victorinen zu: „Welchen Freund hast du mir mitgebracht?"

„Es ist unser Forstcandidat!" rief sie fröhlich.

„Willkommen im Walde!" versetzte der Förster und reichte mir die Hand. Auch der General bewillkommnete mich freundlich, doch schien es mir, als wenn seine Blicke mit einem Anfluge von Mißtrauen an mir hingen. Ich mußte an ihrer Gesellschaft Theil nehmen; denn schon hatte der Förster einen Armstuhl für mich bringen lassen. Victorine entfernte sich, um in der Küche die jungen Waldtauben, welche sie geschossen hatte, für uns zuzubereiten. Unterdessen waren wir bald in das heiterste Gespräch gekommen; der General war unerschöpflich in den drolligsten Anecdoten, während ein Staar, welcher auf dem Baum sein Nest hatte, mit gellendem Pfeifen und Schmettern unser Gespräch und Gelächter zu überbieten suchte. Die Sonne war endlich untergegangen und die Lampe angezündet, als Victorine aus der Thür trat in ihrem hellen, einfachen Hauskleide, welches Nacken und Arm frei ließ; sie schien mir aus einer verwegenen Jägerin in ein schüchternes Mädchen verwandelt zu sein. Sie fragte an, ob wir im Zimmer oder hier unter dem Baume speisen wollten; wir waren für das Letztere gestimmt; nur bedingte der General, daß sie *uns Gesellschaft leistete*. Bald war die Mahlzeit

angerichtet, aber das frühere, fröhliche Gespräch wollte nicht wieder lebendig werden, ich war versunken in den Anblick des wunderlieblichen Mädchens, dessen Gesicht im Scheine der Lampe wie eine zarte Centifolie blühte. Auch der alte General schien wie von einem Traume befangen; er vermochte den Blick von Victorinen nicht abzuwenden. So sehr mir der Mann vorhin gefiel, so widerwärtig wurde er mir jetzt. Es hatte sich ein frischer Wind erhoben, welcher uns einmal um das andere den Tisch mit einem Blüthenregen überschüttete. Bereits sah der Vollmond durch die Baumäste neugierig herein, als der General vom Tische mit den Worten aufbrach: „Unser junger Freund wird von der Reise müde sein und meine Nichte wird mich zu Hause erwarten!“ Zugleich verabschiedete er sich vom Förster, von Victorinen und von mir. Als er uns verlassen hatte, führte mich der Förster in das Zimmer, welches ich jetzt bewohnen sollte, und wünschte mir gute Nacht. — Ich warf die Kleider von mir und mich in das Bett. Kaum glaubte ich aber eingeschlafen zu sein, als ich in der Morgendämmerung geweckt wurde, um mit dem Förster in den Wald zu ziehen und meine Arbeit zu beginnen. — Wir blieben wie am ersten, so an den folgenden Tagen, vom Morgen bis zum Abend im Walde und hielten gewöhnlich Mittagsrast bei einem Köhler auf der Waldanhöhe, wo wir unser Mittagsmahl aus der Jagdtasche hielten. Am Pfingstsonntage mußte ich meinen Weg in den Wald allein antreten. Ich war eben tief im Forste mit der Ausmessung einer großen Buche beschäftigt, als plötzlich der große, weiße Hühnerhund, welcher gewöhnlich nur mit Victorine ging, bei mir stand und mich von der Arbeit ablenkte. Jetzt rief die Stimme Victorinens: „Amor, hierher!“ Der Hund

stürzte in das Dickicht hinein, ich ihm nach, da stand ich vor ihr. Sie saß unter einer kleinen Fichte tief im Moose auf einem Steinblocke, ihr Gewehr hatte sie quer über den Schoos gelegt. Ich setzte mich zu ihr, aber mir stockte der Odem; ich konnte kein Wort hervorbringen.

„Warum siehst du denn so bleich aus?“ fragte sie traulich und besorgt; „ist dir etwas Schlimmes widerfahren?“ —

„Ja und nein, Victorine!“ versetzte ich mit kurzen, aufrichtigen Worten; „ich bin eifersüchtig auf den alten General! Wer ist er denn eigentlich?“

„Der General von Steinfelden,“ erwiderte Victorine; „er ist pensionirt und besitzt die große Herrschaft Lindeck eine Stunde von hier.“

„Ist er verheirathet?“ fragte ich.

„Nein!“ versetzte Victorine, „er lebt als alter Junggeselle einsam mit seiner unverheiratheten Nichte.“

„Victorine!“ seufzte ich, und nahm ihre Hand, welche ich an mein Herz drückte, — ihr Haupt senkte sich zu mir, daß mir ihre Locken in das Gesicht hingen, ich streifte sie zurück, und wir lagen Herz an Herz, Mund an Mund; es war mir in diesem Augenblicke, als müßte ich ihr ewig angehören. Ich sah, ich hörte nicht mehr. Doch Amor, der Hühnerhund, welcher sich auf die Hinterpfoten gesetzt hatte, begann jetzt laut zu heulen; als er aber keine Hülfe sah, fuhr er bellend zwischen uns, daß wir erschreckt auseinander stoben.

„Amor hat Recht!“ versetzte mit lächelndem, glühenden Gesichte Victorine, „wir müssen uns trennen! Ade! Ich habe dich lieb, von ganzem Herzen lieb!“ rief sie und küßte mich noch *einmal*, dann war sie in den Büschen ver-

schwunden und ich wieder allein, träumend bei den pfeifenden Amseln im wüsten Walde.

Tags darauf hatten die Holzarbeiter nach einem alten Herkommen mit ihren Frauen und Mädchen Tanz im Försterhause. Die Honoratioren aus der Umgegend waren zugleich zu einem Scheibenschießen eingeladen. — Es schien, als ob eine Wallfahrt nach dem Försterhause ginge, so zahlreiche Gesellschaften stellten sich ein; der verhaßte, alte General war der Erste, welcher sich eingefunden hatte. Es waren auch die bestellten Dorfmusikanten gekommen und bliesen mit ihren Clarinetten vor dem Hofthore. Die Schützengesellschaft, voran der Zieler mit der Königsscheibe, ordnete sich zum Zuge. Victorine mit ihrem Gewehr ging mir zur Seite. Wir zogen dreimal um das Gehöft herum, und dann hinüber in den Schießstand, wo der Förster den Hut hinhielt und Jedem das Loos ziehen ließ. Mir folgte in der Reihe Victorine. Eine Scheibe zum Probeschießen wurde aufgestellt und das Schießen begann. Ich traf mitten in das Schwarze auf den Nagel. Als die Königsscheibe nun aufgesteckt wurde, flüsterte mir Victorine zu: „Triff gut, daß ich mit dir den Königstanz habe.“

Eine tödtliche Viertelstunde verstrich; ein Schütze nach dem andern vor mir that seinen Schuß, aber das kleine Herz, welches das Figürchen auf der Scheibe als Zielpunkt in den Händen hielt, wurde nicht getroffen. Jetzt wurde meine Nummer gerufen, ich trat vor, aber Victorine stand hinter mir und flüsterte: „Laß' es auf die Frage gelten, ob mein Herz dein gehört!“ — Ein leises Zittern kam in meine Hände, die Augen vergingen mir. Victorine bückte sich hinter mir, nahm das Korn und die Richtung

in das Auge und flüsterte wieder: „Es geht ja drüber hinaus!“

„Ich muß Ihnen nur helfen!“ sagte sie laut und legte ihr Gesicht mit an den Kolben.

„Ei! ei!“ hörte ich verwunderungsvoll den General hinter mir rufen, „das ist ja ein angenehmer Unterricht im Schießen, darf ich auch um Lection bitten?“

Da zuckte ich vor Zorn mit der Rechten in den Bügel und der Schuß — fuhr in die blaue Luft hinaus. Ein Hohngelächter erhob sich ringsum.

„Laß' es gut sein!“ sagte leise Victorine, „ich war daran Schuld!“ legte ihr Gewehr an die Wange, zielte eine Secunde, der Schuß fiel, Spähne flogen von der Scheibe; der Zieler warf jubelnd seine Mütze in die Höhe und rief: „Vivat, die Königin!“ — Der General brachte das silberne Pulverhorn an dem goldenen Kettchen, den Preis, und schlang es um ihren Hals; sie sagte kein Wort dazu, sondern gab das Gewehr an den Jägerburschen ab. Mit gesenktem Haupte ging sie über die Wiese und in die Wohnung. Ich war beschämt, ärgerlich und zerstreut. Das Glück war von mir gewichen; das Schießen war allmälig beendet und der Tanz auf dem Boden über den Ställen im Hintergebäude des Forsthauses begann. Ich hatte mich von der Gesellschaft entfernt und hinter das Haus unter den blühenden Fliederbusch geworfen und verwünschte mit Thränen diesen Tag. So begann der Abend heranzudämmern. Auf einmal hörte ich meinen Namen flüstern, ich sprang auf, trat unter dem Fliederbusche hervor und sah gleich daneben, oben im großen, offenen Boden, in welchem das Heu hinaufgelangt werden mochte, Victorine stehen.

„Schämen *Sie sich nicht* über Ihre Unart?“ fragte sie

in vorwurfsvollem Tone; „mich den Königstanz mit den alten General tanzen zu lassen! — Ich vergebe es nim mermehr!“

„Victorine!“ rief ich, von wilder, heftiger Leidenschaf entbrannt, „wenn du mich liebst, so weißt du, wie mir z Muthe ist!“

„Komm' herauf und sei wieder fröhlich!“ entgegnet sie; „warum den ganzen Tag mit Grillen verderben?“

„Komm' lieber herunter zu mir!“ versetzte ich über müthig. „So fang' mich!“ rief sie, und sprang herab und ich taumelte mit ihr zu Boden.

„Ei! ei!“ rief es über uns aus, und der Genera steckte sein Gesicht heraus; „ei, das war ein gefährliche Sprung!“

Victorine stand wieder auf den Füßen und lachte hin auf: „Nicht wahr, Herr General?“ — Sie gab mir den Arm, und so zogen wir Beide hinauf auf den Tanzboden und warfen uns in den wildesten Bauerntanz hinein. Di Musik spielte dazu endlos die lustige Melodie des Liedes:

„Hab Haselnüss' 'gessen,
Hab' Haselnüss' g'sät,
Und hab' manch' schönes Dirnel
Auf dem Tanzboden g'dreht.“

Als der Tanz zu Ende war, kam der Förster mit ei nem strengen Gesichte auf uns zu, nahm Victorine bei de Hand und mit sich hinaus. Ich vernahm nur die Worte „Ich habe mit dir ein recht ernsthaftes Wort zu sprechen!“

Ich hatte mit untergeschlagenen Armen an dem Pfeile in der Mitte gelehnt und sah gleichgültig dem Tanzen zu als der General mit dem Hute in der Hand zu mir tra

und sagte: „Morgen feiern wir auf meinem Gute das Kirchweihfest, Sie sind freundlich dazu von mir eingeladen. Victorine wird auch mitkommen.“ So verabschiedete er sich.

Nach einer Weile verließ ich die lustige Gesellschaft und ging hinab in den Hof. Der große Birnbaum hatte seinen Blüthenschnee in den Hof gestreut, wo er zertreten im Staube lag. Es war ein Bild meiner Seele. Ich ging hinauf in die Stube und warf mich in das Bett.

Als mir am Morgen der Kaffee gebracht wurde, ließ mich der Förster fragen: ob ich ihn und seine Familie nicht zum Kirchweihfeste auf das Gut des Generals begleiten wollte?

Ich sagte zu. Da die Familie, welche den Pfarrer predigen hören wollte, mich erwartete, warf ich mich schnell in die Kleider und ging hinab. So schön, wie an diesem Morgen, war mir Victorine noch nie erschienen. Das frische Roth ihrer Wangen war ein wenig gebleicht, ihre Augen glänzten, wie thaufrische Kornblumen, über ihr Antlitz war eine süße Wehmuth ausgegossen, welche mein Herz so beklommen machte, daß ich ihr hätte um den Hals fallen und rufen mögen: „Victorine, ich liebe dich!“

Wir traten die Wallfahrt an und gingen das Thal hinunter, der Förster schritt voran, neben ihm sein kleiner Sohn mit der Haselruthe und ihrer Blätterfahne, ich ging hinterdrein mit Victorine und den übrigen Kindern. Da am Wege, den Waldabhang hinauf, unabsehbare Strecken von Maiblumen mit ihren weißen Glöckchen in süßen Düften blühten, so pflückte ich ihr eine um die andere, wir tauschten dabei Händedruck und Blick, und wären lange noch nicht mit dem *süßen Spiele zu* Ende gekommen, wenn nicht

ihre kleine Schwester auf einmal laut gefragt hätte: „Warum guckst du denn Victorinen immer so an? sie hat ja keine schwarze Nase!“

Nach einer Weile bogen wir links hinauf und traten aus dem Walde heraus. In diesem Augenblicke begann das Glockengeläute in dem Dorfe, welches mit dem spitzen Thurme aus den hohen, runden Lindenwipfeln uns begrüßte.

Bei unserer Ankunft hatte eben die Kirche begonnen; wir schlossen uns den Kirchengängern an, welche in Schaaren heranzogen. Von allen Seiten grüßten die Landleute unsere kleine Gesellschaft. So traten wir durch das Thor des Kirchhofes, in dessen Mitte die Kirche stand. Es schien, als wenn nicht nur die Menschen in ihrem Sonntagsputze, sondern auch die Bäume und Büsche in höchstem Blüthenschmucke aus dem Dorfe heraufgekommen wären, um hier ihre Andacht zu feiern. Unter ihrem Blüthendache gingen wir über eingesunkene Leichensteine hinein in die Kirche. Victorine nahm mit den Kindern unten im Schiffe ihren Platz, ich und der Förster stiegen die Emporkirche hinauf.

Bald hatten meine Blicke Victorinen unten zwischen ihren Geschwistern wiedergefunden. Ueber ihr von der Decke herunter hing eine starke, seidene Schnur, welche mit großen und kleinen, vergoldeten Kugeln sich hinuntermaß bis zu dem Ringe, woran ein vielarmiger, phantastisch geschnörkelter Leuchter befestigt war und über ihrem Haupte, wie eine Krone, schwebte.

Meine Seele schwamm in den Wogen der Choralmusik, wie ein träumender Schwan im leise wogenden See. Jetzt erschien der Pfarrer auf der Kanzel und hielt eine *lange* Rede über die Verirrungen des Blutes, aus welchen

allein der Glaube uns retten könne. Er trat wieder von der Kanzel herunter, die Kerzen wurden angezündet und der Altardienst begann.

Ich war jedoch in diesem Augenblicke ein heimlicher Katholik und knieete im Geiste vor Victorinen hin und betete in Andacht zu ihren goldenen Augenlidern, welche, wie seidene Fäden, die Augen verhüllten. Trug sie ja doch als Zeichen der Erhörung meinen Maienblumenstrauß in ihren gefalteten Händen. Die Kerzen auf dem Altar wurden wieder ausgelöscht, der Küster spielte zum Ausgange auf der Orgel die heitere Melodie des Liedes: „Freuet Euch des Lebens" und der Gottesdienst war zu Ende. Die Kirche war jetzt von der erbauten Gemeinde verlassen, es standen nur noch unten in der Mitte Victorine mit ihren Geschwistern, zu welchen der alte General und der Förster traten.

In diesem Augenblicke überschlich mein Herz eine tödtliche Eifersucht, so lächerlich sie mir auch vorkam. Ich suchte sie schnell zu unterdrücken und wollte mich zur Gesellschaft hinunterbegeben, als eben der alte General Victorinen seinen Arm bot, der Tod dem jungen Leben.

Jetzt verließen sie die Kirche. Ich sehe noch immer diese beiden Gestalten vor mir: der alte, hagere Offizier, den linken Podagrafuß in einem saubern Pelzstiefel, die rechte gelähmte Hand auf einem Krückenstock, gebeugt und hustend an der Seite des schlanken, blühenden Mädchens, das ich liebte, das mein war. Mit der schwer hinter ihnen zurückkreischenden Kirchenthür entfuhr mir ein höhnisches Lachen, das mir das Echo in der leeren Kirche wieder hohl zurückgab, wie einen Ruf aus der Todtengruft.

Ich eilte aus der christlichen Kirche hinaus in die heidnisch schöne *Frühlingsnatur*. Wie ich mich draußen an

der Kirchhofsmauer hin links auf dem Fußsteige hielt, ich in den Buchenwald hinein, welcher sich über und l ter dem Dorfe hinzog. Dort warf ich mich unter ei der größten Bäume in dieselbe Lage, welche unglückliche L haber in der Einsamkeit so gern annehmen, um sich nigstens selbst interessant vorzukommen. Ich hätte dam viel darum gegeben, wenn ich „Werther's Leiden" bei gehabt hätte, um der Mühe überhoben zu sein, meine A nologe selbst in Worte zu setzen. Ich wäre damals wiß in meinem Grame umgekommen, wenn sich nicht z Göttinnen, Hunger und Langeweile, die großen Schutzmä aller trostlosen Seelen, meiner angenommen hätten. schlug so den Weg in das Dorf ein, wo mitten auf l Anger der bunteste Kirchweihlärm durcheinandertoste. lein mitten durch das Gekreisch der Kindertrompeten, Trommeln und Schnarren fand der süße Geruch einer G küche unter einem grünen Tannenreiserzelte sich zu r Ich machte nicht viele Umstände und trat hinein. G alte, näselnde Harfnerin saß im Hintergrunde und sa begleitet von der Violine eines kleinen, buckeligen Kerls, russisch-deutsche Volksballade: „Schöne Minka, ich n scheiden!" Doch mich beherrschte das irdische Bedürfniß das Bratenstück, welches die flinke Kellnerin mir eben bracht hatte. Meine vornehme Natur war in Gefahr ganz zu vergessen, denn bereits hatte ich mir auch ei Krug Bier bestellt, als ein galonnirter Bedienter auf r zukam mit einem Empfehle von der Herrschaft, welche r suchen lasse. Fast beschämt bezahlte ich meine Zeche folgte ihm. Doch nun galt es nicht zu träumen, sonl mich wieder auf mich selbst zu besinnen.

Als der Bediente unterwegs stehen blieb und sa

„Dieser Fußsteig führt durch den Park zum hintern Eingange in das Schloß, der Weg aber, den Berg hinan, gerade durch das vordere Thor in den Hof; — wohin beliebt der gnädige Herr?“ — fand ich Gelegenheit, mich von ihm loszumachen. Ich schickte ihn den Berg hinan, mich vorläufig anzumelden, indem ich den einsamen Weg durch den Park einschlug.

Die Nachmittagssonne flammte so glühend durch die Blätter der Baumwipfel, die vielen Chöre der Vögel schmetterten so lustig in ihrem freien Waldgesange, daß ich bald den ganzen Uebermuth des jungen Lebens wieder durch meine Adern pulsen fühlte. Ich flog fast, wie ein aufgescheuchtes Wild, über die mit gelbem Kieße beworfenen Wege durch die grünen Rasenstrecken und Gänge dahin, und stand auf einmal mitten in einem französischen Garten, welcher sich in den verschiedensten mathematischen Figuren vor mir wie ein Theater mit grünen Coulissen von beschorenen Buschwänden, Bassins und Fontainen hinbreitete bis zu der Rampe der Schloßtreppe. Da die Herrschaft in dem vorderen Saale speisen mochte, so sah ich hier von der Gartenseite keine lebende Seele, außer Amor, den Hühnerhund Victorinens, welcher sich gleich mir einsam herumtrieb und an der verschlossenen Fasanerie herumschnoberte. Er empfing mich hier allein und begleitete mich die Treppe hinauf in die offenstehende Thür. Ich trat in ein freundlich tapezirtes Gartenzimmer, in welchem auf Gestellen Blumen in Vasen umherstanden; sonst war es leer. Ich drückte die hohe, gegenüberstehende Thür auf und kam in einen alterthümlichen Saal. An der einen Wand standen sechs verschiedene Ritter- und Frauenstatuen auf barock verzierten *Tragsteinen*. An der langen Wand,

den erblindeten Fenstern mit ihren kleinen, grünen, runden Glasscheiben in Bleifassung gegenüber hingen die in Lebensgröße gemalten Bilder der späteren Ahnen des Hauses, welche ein freundlicher, stattlicher Mann mit einer riesigen Perrücke und eine Dame im Reifrock mit Wespentaille beschloß. Zwischen den Bildern hingen zerfetzte Fahnen und alte, rostige Schwerter umher. Uebrigens war der Saal sauber gehalten und das Estrich des Fußbodens glänzte spiegelhell. In einer Ecke stand eine kleine Treppenleiter, welche bei Abstäubung der Bilder gebraucht werden mochte. Mich fesselte das Standbild einer jungen Frau, welches von großer Meisterschaft des Künstlers zeugte. Da ich noch immer Niemand sah und hörte, so suchte ich meine Neugierde zu befriedigen und rückte die kleine Treppenleiter hinan, um es in der Nähe zu betrachten. Ich stieg hinauf und war erstaunt über den Adel, welcher sich in der Figur ausdrückte. Die ritterliche Frau trug ein Kind auf dem linken Arme; die rechte Hand hatte sie empor gehoben, als wollte sie das Kind liebkosen. Wie ich die schöne Form dieser Hand betrachtete, entdeckte ich daran einen goldenen Ring, welcher fast kaum mehr zu erkennen war. Da aus dem Staube heraus ein kleiner Edelstein ein mattes Licht warf, so versuchte ich, ihn mit meinem Taschentuche zu säubern; plötzlich aber drehte sich der Ring und wie von selbst fiel er in meine Hände. Da in mir eine wunderliche Liebhaberei erwachte, den Ring zu behalten, ich ihn aber auch nicht stehlen wollte, so fand ich einen Tausch für den ehrlichsten Ausweg. Ich steckte der Statue meinen Siegelring, ihren Ring dagegen mir mit ruhigem Gewissen an. — Als ich die Treppenleiter wieder an ihren Ort gestellt hatte, hörte ich in der Ferne einen fröhlichen Lärm.

Ich verließ den Saal, um die Gesellschaft aufzusuchen, verirrte mich aber in den regellos anstoßenden, düsteren Corridoren und kam so an eine Ausgangsthür, welche auf die andere Seite des Schlosses hinaus und in eine Halle und Gartencloset ging und offen stand. Kaum aber warf ich den Blick in die abgeschlossene, grüne Einsamkeit hinab, so zuckte ich erschrocken zurück; denn es kam mir vor, als hätte ich einen Blick in ein Feenmärchen gethan. Unter einem blühenden Fliederstrauche in einem Armstuhle saß, das blonde Haupt sinnend in die Hand gestützt, eine Dame vor einem Marmortische, auf welchem eine große Krystallkugel mit Goldfischchen stand. Sie trug ein langes, weißes Gewand und ein schwarzseidenes Shawltuch, welches ihr über die Schultern von beiden Seiten lang herabhing, daß die Fransen den Boden berührten. Sie hatte den schönsten Frauenarm, welcher nur je einen griechischen Künstler begeistern mochte, und um das Handgelenke, auf welches sie sich stützte, ein Armband in Schlangenform von den größten und kostbarsten Opalen. Schüchtern drückte ich die Thür wieder in das Schloß; ich erinnerte mich einer Unterhaltung mit Victorinen, wo sie mir von der menschenhassenden oder unglücklichen Nichte des Generals erzählt hatte.

Ich trat in den Corridor zurück, eilte gerade aus und kam dem fröhlichen Lärm der Gesellschaft näher. Die Treppe vor mir hinauf sah ich Diener mit Flaschenkörben eilen; ich folgte ihnen und gelangte vor den Speisesaal. In dem Augenblicke, wo die Saalthür aufging, schallte mir eine kräftige Baßstimme und der Trinkspruch entgegen: „Es lebe die gnädige Guts- und Gerichtsherrschaft, der hochgeborene General, Graf Maximilian von Steinfelden,

und seine wohledle Braut, Victorine Freidank, hoch!!" — Ich hielt mich fest am Treppengeländer; um mich herum drehte sich Alles, wie in sinnlosem Schwindel. Kaum hatte ich so viel Fassung, mich und meinen Gemüthszustand der Gesellschaft zu entziehen und aus dem Schlosse hinwegzueilen. Erlaßt mir, die Gefühle eines unglücklichen, zwanzig Jahre alten Liebhabers in Worte zu bringen. Ich hatte, fast meiner unbewußt, den Weg in das Forsthaus zurück eingeschlagen. Ich schlich langsam und verzweifelnd den Bergabhang hin. Die Abenddämmerung war bereits angebrochen, als ich das Forsthaus in der Thalschlucht vor mir liegen sah. Mein schweigsamer Kummer schien, wie ein zweites Wesen in mir darüber zu brüten, auf welche Weise er sich Luft machen sollte. Bald stieg er mir nach den Augen zu, um als Thräne herauszubrechen, dann sank er bleischwer, wie ein ungeschickt kletternder Krüppel, mir wieder in die Brust zurück. Doch wie ich ein Kind des Glückes bin, so war ich es auch dort. Mich überholten zwei junge Gesellen, jodelnd und trällernd, von welchen einer in das leichtfertige Liedchen im Vorüberschreiten ausbrach:

„Und ist sie jetzt dein, so bleib' sie auch dein,
So war sie doch einmal, ja einmal doch mein,
Ade! Juchhe!"

„So sei es denn!" rief ich bei mir, „Ade! Juchhe!" und drückte mir den Hut fester in die Stirn.

Im Försterhause begab ich mich auf mein Zimmer, riegelte mich ein, und berieth bei mir, ob es besser sei, zu bleiben oder abzureisen. Mein Stolz siegte, ich blieb, um nur noch eine schmählichere Niederlage zu erleben. Welche Zeit in der Nacht die liebenswürdige Braut mit ihrer

Familie zurückgekommen sein mochte, weiß ich nicht und ist mir bis heute gleichgültig; nur so viel kann ich versichern, daß ich am frühen Morgen schon hinaus in den Wald zog, um eine Strecke davon zu vermessen und abzuschätzen. — Bei dieser Gelegenheit war ich allmälig in mir so ruhig geworden, daß ich mir schmeichelte, über diese meine erste Liebe meilenweit hinaus zu sein. Ich freute mich, bei meiner Rückkehr in das Försterhaus Victorinen den riesengroßen Eis-Chimborasso meiner männlichen Würde vor die Augen zu stellen. Doch er schmolz bedeutend zusammen, als ich sie wiedersah; denn auch sie hatte ihre Stellung genommen. — Sie behandelte mich freundlich, doch ruhig und fremd. Niemand fragte mich um die Ursache meines Benehmens auf dem Kirchweihfeste. So gingen wir vierzehn Tage nebeneinander her. Ich brannte heimlich in verletzter Eitelkeit und verhaltenem Zorn. Gern wäre ich jetzt abgereist, nur wollte ich nicht als Besiegter davonschleichen; ich mußte sie noch demüthigen, und wartete nur auf eine Gelegenheit dazu. — Diese wurde mir bald gegeben. Als ich eines Nachmittags im Forste umherstrich, kam der Köhler zu mir, welcher dort seine Meiler hatte, und ersuchte mich, in seine Hütte zu kommen, wo Victorine schon eine Stunde lang auf mich wartete."

Hier überzog des Erzählers Gesicht eine plötzliche Blässe, dann besann er sich und sagte: „Hier muß ich schweigen! Nur das Eine mögen meine Freunde wissen, daß Victorine groß und edel aus dieser Unterhaltung von mir hinwegging und mich in Zerknirschung zurückließ. Ich verstehe sie heute noch nicht, mir ist es, *als* wenn der vortreffliche Mann

die Liebe eines edlen Weibes am Wenigſten verſteht, w
gilt, mit der Liebe zugleich die Ehre zu retten! —
Moment hat mich verführt, Euch die Geſchichte m
erſten Liebe zu erzählen, ſei es denn, ſoweit ſie mein g
und ich darin ſelbſt eine komiſche Figur ſpiele.

„Der Sonnabend," fuhr Benedict fort, „welcher
Sonntage vorherging, an welchem Victorine mit dem
General verbunden werden ſollte, war der wunderl
Tag meines Lebens. Ich fühlte mich unwohl und m
nicht das Zimmer verlaſſen. Niemand ſchien ſich um
zu bekümmern, als die alte, halbtaube Hausmagd, n
das Eſſen brachte, und Victorinens Hühnerhund, der
Amor, welcher es ſtatt meiner verzehrte. Gegen A
rollte eine Equipage nach der andern an, und das
füllte ſich von Verwandten und Freunden der beiden
lobten, um den Polterabend zu feiern. Ich hatte Victo
den ganzen Tag nicht geſehen; nur einmal hörte ich
Stimme, als ſie unten in der Hausflur ihren Verl
empfing. Es wurde endlich Nacht und um das
Alles ſo ſtille, daß ich zuletzt weiter Nichts hörte, als
Durcheinanderſprechen der Gäſte unter mir.

Meine Glieder waren gelähmt, als hätte ich eben
tödtliche Krankheit überſtanden, mein Gehör war abe
geſchärft — oder bildete ich es mir nur ein? — daß das Sun
des Feſtes und das langausathmende, heimliche Rau
des Waldes an der Bergwand hin ſich gegenſeitig in Pa
ablöſte, wie Sätze in einer Symphonie von Beethoven, n
bald von dieſen Inſtrumenten, bald von andern aufgenom
weitergeſponnen und wieder an andere zur Variation
geben werden. Der General und der Förſter ſpielte
dieſem Concerte die Contrebäſſe. Das muſikaliſche Publi

lches ich allein ausmachte, war davon so gerührt, daß
seine beiden Augen zuthat und einschlief.

Ich mochte lange geschlafen haben, als ich von einem
sen Pochen an meiner Stubenthür aufwachte. Ich glaubte
ch getäuscht zu haben; denn im ganzen Hause war Alles
otstille geworden. Ich hatte den Abzug der Gäste und
s Fest dazu verschlafen. Die Familie mochte längst zur
achtruhe gegangen sein; — auch ich wollte mich wieder
m süßen Schlummer nach Mitternacht in die Arme
rfen; beinahe wär' es mir geglückt, da kam es mir
r, als hörte ich wieder ein leises Pochen an der
hür. Ich lauschte, hörte aber weiter Nichts; die
tubenuhr schlug zwei. Jetzt hörte ich draußen ein leises
eräusch, nun ein herzhaftes Anpochen. „Es ist Victorine!"
f mein Herz; das Blut wollte mir das Herz zersprengen.
Ja, sie ist es!" sagte ich leiser, „sie hat sich heimlich aus
rer Kammer geschlichen und will mir diese süßschauerliche
tunde des Abschiedes gönnen." Zugleich stand ihr Bild
verlockend, so reizend, und doch wieder die Sinne so
strickend und lähmend vor mir, daß ich mich kaum vom
iger zu erheben vermochte.

„Es gilt einen herzhaften Entschluß!" sagte ich bei mir;
ch brauche nur den Thürriegel zurückzuschieben und eine
elt voll Seligkeit liegt in meinen Armen!" Eine andere
timme flüsterte in mir: „Aber welcher Triumph für dich,
nn du dieser Lockung widerstehst! Welche Demüthigung
ch für die stolze, schöne und doch doppelt untreue Vic-
rine!" „Und nur noch einen Kuß auf ihren schönen
lund!" sprach der Versucher in mir, „dann drücke sie von
r hinweg und sage: Ade! — Das ist erst der wahre
riumph der *Moral, den du* feiern kannst!" — Das

warnende Gewiſſen nahm jetzt die Geſtalt meines
Lehrers in der Kindheit an; ich ſah ſeine eisgraue Ge
ſein bleiches, eingefallenes Geſicht mit den milden, k
Augen, ich hörte ſeine Stimme und den Spruch, de
mir gegen die Verſuchungen der Welt mitgegeben h
„Wie ſollte ich ein ſo großes Uebel thun und gegen me
Gott ſündigen?“ — Und eine andere theure, heilige Ge
ſah ich bei mir ſtehen, welche mir zu ſagen ſchien: „
iſt die Braut eines Andern! Haſt du nicht vor dir
habe doch vor ihr Achtung!“

Doch ich ſollte nicht den Triumph erringen, ei
über eine große Verſuchung geſiegt zu haben; ich war
zu guter Chriſt, um nicht die Sünde für mächtiger,
das Gewiſſen, zu halten. Ich ſtand an der Thür,
Ohr an die Falze gelehnt. Ich glaubte ſie draußen äng
athmen zu hören. Nun pochte es wieder an, leiſe,
dringend.

Ich zitterte vor heftigem Froſt im Schauder der
ſpannenden Nerven und ſtand, wie eine Säule, mitten
dunklen Zimmer. Da hörte ich es wieder anklopfen. „
da?“ rief ich heftig; ein tiefes Stöhnen war die Antw
Ich eilte zum Schnellfeuerzeug, machte Licht an und wa
jetzt mit dem Leuchter in der Hand an der Schwelle
ein nochmaliges Anpochen. Es erfolgte; ich öffnete
Thür, trat hinaus und vor mir ſaß, in der Ecke hi
der Thür, — der frierende Amor, Victorinens Hühnerh
Ich hatte die Thür zurück in das Schloß gedrückt, A
ſah mich mit ſeinen redlichen, braunen Augen an, und
kratzte er ſich hinter den Ohren und klopfte wieder an
Thür, ebenſo, wie er es vorher gethan und wie ich es
her gehört hatte.

Ich wich zurück, vernichtet in das Tiefinnerste der Seele. Ich hatte Alles verloren, selbst das Bewußtsein der Selbstbeherrschung, der Tugend; ich war ein lasterhafter, abscheulicher Mensch geworden, hatte in mir das Bild meiner ersten Liebe und den Glauben an weibliche Ehre tief erniedrigt, — und das Alles um ein Nichts, um einen Hühnerhund, der sich kratzte. Ein Vieh hatte mich um meine Menschenwürde gebracht. Schluchzend, wie ein Kind, warf ich mich einige Minuten auf das Lager, bis ich mich ausgeweint hatte, dann aber faßte ich mir ein Herz, stand auf, packte meine Effecten in den Reisekoffer, machte meine Adresse darauf, gerichtet in die nächste Stadt, poste restante, schrieb einige Zeilen an den Förster, worin ich ihm für seine freundliche Aufnahme dankte, und Grüße an alle seine Kinder bestellen ließ, und hatte am grauenden Morgen schon weit hinter mir das Forsthaus, meine unglückliche Liebe und den schönsten und häßlichsten Traum meiner Jugend liegen. Ich habe seitdem nie wieder Etwas von Victorinen gehört. Es widersteht mir auch, mich nach ihr zu erkundigen. Für mich ist sie gestorben. Mich haben nur der Humor und eine Reise nach Paris von dem Verrücktwerden gerettet. Das Eine habe ich gelernt, die Menschen zu nehmen, wie sie sind."

„Und wo blieb abermals die schlanke Dame auf der Redoute?" fragte der Abt durch das lustige Gelächter der Gesellschaft hindurch.

„Ja so!" versetzte Benedict; „möge sich denn Eure Nachsicht mit der Auskunft begnügen, daß es, wie ich vermuthe, die *schöne Dame war*, welche ich auf Lindeneck im

Gartencloset vor der Krystallkugel mit den Goldfischen g
sehen habe."

„Wir danken ihr," versetzte der Abt, „im Namen de
Convents; denn sie gab uns die Veranlassung, dir zw
Erzählungen abzugewinnen, welche uns bis jetzt gut unte
halten haben; doch ist noch nicht Mitternacht vorüber, i
kann die Brüder noch nicht entlassen. Wer will uns bi
dorthin erbauen?"

„Sei es denn!" versetzte Erdmann, der Doctor de
Medicin, und holte ein Kästchen, welches er mitgebrac
und in die Zimmerecke geschoben hatte, wieder hervor. De
neben legte er seine Taschenuhr und sagte: „Nur noch fün
Minuten vor Zwölf! — Mit dem ersten Schlage der Mi
ternacht öffnet sich dieses Grab, und ein Todter wird au
erstehen!" — Eine unheimliche Stille trat ein; — jet
hörte man den ersten Glockenschlag. Erdmann öffnete da
Kästchen und setzte einen Todtenkopf auf die Tafel mit de
Worten: „Dies ist der Anfang und das Ende meiner Ge
schichte."

Helena Vallisneria.

„Nie habe ich einen so eigenthümlich geformten Todten
kopf gesehen!" fuhr Erdmann fort; „wie sich so steil da
Hinterhaupt emporzieht, und der Vorderkopf so breit au
der Wirbellinie auseinanderliegt! Hier in schnurgerader Li
nie herunter das Nasenbein, daß der Mund zurücktritt —
und wie frisch sind die kleinen, weißen Zähne! Es ist ei
Wunder aller Schädel! ein eben so großes, daß ich ihn g

funden habe! — Ich fand ihn auf dem Kirchhofe in Oelsnitz, als ihn der Todtengräber aus einer neuen Grube herauswarf. Hier Freunde! Schaut ihn genau an — es ist ein Meisterstück des Schöpfers, wie es ihm nicht jeden Tag aus der Hand rollt!"

Johannes nahm den Schädel und hielt ihn betrachtend empor. Er war im Sesselstuhl in ein Halbdunkel zurückgesunken, so daß seine großen, flammenden Augen aus einem heiligen Schattendreiecke hervorschauten. In gelinden, fast unsichtbaren Zuckungen zogen Gedanken über seine Stirne. Sinnend schaute er in die Augenhöhlen des Schädels hinein und sprach endlich:

„O, du beinernes Haus der Gedanken! Wo ist sie hin, die räthselhafte Geisterwelt, welche in dir durcheinanderrang? Du kleines, wunderbares Gefäß, in welchem ein ganzes Weltall — Himmel und Erde — zusammenfloß, sprich, welches Zauberwesen saß in deinen Kreisen, welches diesen Bann zu vollbringen wußte? Sprich, wo ist er hin, der allmächtige Gott, der in dir lag zwischen Ton und Licht, und schuf — Welten und neue Götter, und sich selbst? — Wo ist er hin? Was starren mich so finster deine Augenhöhlen an, und was lacht so höhnisch dein furchtbares Antlitz, auf welchem sonst ein ganzer Geisterfrühling sich auswob und blühte und verging? Bist du nur das Gerüste eines Luftballons, welchem das Gas ausgegangen, das ihn über Himmel und Erde dahintrieb? — Herrliche, feingewölbte Opferschale der flehenden, erbarmungswürdigen Menschheit, was zitterst du in meiner Hand? Ich sah einen wahnsinnigen Harfenspieler, der auf der Zither, deren Saiten zersprungen waren, in herzzerschneidenden und in stummen Weisen herumtastete — *bin ich* es nicht selbst? —

„Aber welchem Menschenwesen du auch eigen warst — heilig bist du mir immer, wie ein Behältniß, in welchem Gott sich selbst offenbart hat! Wie viele schöne Traumblumen mit bunten, tiefen Kelchen mögen in diesem kleinen Gottesgarten geblüht haben! Ja, ich sehe euch noch, ihr schönen, feuchten, strahlenden Augensterne, ihr weltabspiegelnden, ja, ich sehe euch, wie ihr noch sonnenhell, herz- und sinnentzückend unter den großen Wimpern ruhet! Es runden sich wieder zu euch empor die feinen Mädchenwangen, es schwellen wieder auf die süßen Rosenlippen, es drängt sich das zarte Oval des Kinnes weich und weiß mit leichtem Grübchen empor! — Nein! solch ein Kleinod kann die barmherzige Gottheit nicht vernichten! — Es regt sich! Was ist das?"

Mit diesen Worten stürzte ihm der Schädel aus der Hand.

Der Doctor faßte Johannes beim Arme und sagte: „Habe ich Sie nicht schon längst vor Gemüthsbewegungen gewarnt?"

Johannes antwortete nicht und verbarg sein Gesicht in den Händen; der Doctor aber hob den Schädel behutsam wieder auf und bedeckte ihn mit seinem Tuche.

Hermann nahm das Wort auf und sprach für sich hin: „Die Menschenseele blüht, wie eine Seelilie, über dem Reiche des Ungeheueren und einer unergründlichen Tiefe, von Luft, Licht und Wasser emporgetragen und genährt. Lieblich entfaltet sie vor dem Himmel ihre Blüthe, während unter ihr scheußliche Unthiere wühlen und sich gräulich wälzen. Schauet nicht in die Tiefe; denn unten liegt das Entsetzen! — und die Wurzeln der schönen Pflanze treiben *oft mitten hindurch*!"

„Ich bin nur insofern deiner Meinung," versetzte Gotthold, „als du von dem Unergründlichen der Menschenseele sprichst; aber dieses Unermeßliche, durchklungen von Unsterblichkeitsahnungen und von seligen Geistergefühlen, ist mir Bürge, daß eine Psyche ihre Flügel leise in der rohen Hülle ausbildet, um sich in einen unsterblichen Frühling emporzuschwingen. — Wohl ist der Hintergrund unserer Seele mit wunderlichen Arabeskenbildern überzogen, gleich den Thüren am Taufhause zu Florenz; aber wer sie zu deuten vermag, wird von ihnen auf ein großes Heiligthum, welches sie verbergen, gläubig schließen können. Ja, zur Stunde schaut es aus diesem Hintergrunde vor, wie ein leuchtendes Angesicht, das uns vom gelobten Lande, in welches wir einst einziehen werden, prophetische Worte zu verkünden scheint.

„Was ist Tod? Johannes! Wenn du einen Strom in die Erde versinken siehst, wirst du glauben, daß nunmehr seine Gewässer nicht mehr vorhanden sind? Stellen Sie, Doctor, in Gottes Namen diesen schönen Schädel wieder unverhüllt vor uns her! Nicht wahr, Johannes?"

„Uebrigens," entgegnete der Doctor, „würde sich das arme Töpfers-Lenchen nicht eingebildet haben, daß so lange nach seinem Tode noch von ihm die Rede sein würde!"

„Wissen Sie etwas Näheres um diesen Schädel?" versetzte Bernhard.

„Nichts weiter, als daß dieser Todtenkopf, wie mir der Todtengräber versicherte, der Frau eines Töpfers angehört, welche eigentlich eine Prinzessin gewesen wäre; aber wie das Alles zusammenhängen mag, weiß Gott!"

Der alte Maler Schuber hob jetzt den grauen Kopf empor und *sagte: „Die Geschichte* von der braunen Tö-

pfers-Lene weiß ich auswendig, ich habe sie selbst noch g
kannt, so gut, wie ich da meine linke Hand vor mir, sehe
Ihr wißt, daß ich in Oelsnitz erzogen bin. Sie war ei
braunes, schmächtiges Weib mit großen, hellen Augen un
rabenschwarzem Haare. Wie sie zuerst ins Städtchen kam
lachte Alles über sie, und die Straßenjungen liefen ihr nach
aber nachdem ein fremder Herr, welcher sich zur Sommer
zeit im Orte oft wochenlang aufhielt, sie für die schönst
Frau im Lande erklärt, und bei jedem Glase Wein, da
er getrunken, darauf geflucht und geschworen, am Ende abe
gar vor Liebe zu ihr seinen gesunden Verstand verlore
hatte, so gab es von der fremden, schönen Frau nicht g
nug zu reden. Das mußte man ihr auch lassen, daß s
gerade, wie eine Kerze, war, und wenn man ihr so recht i
die schwarzen Augen guckte, war es Einem, als könnte ma
gar nicht wieder hinwegsehen."

„Seht einmal den alten Knaben an," rief Gotthol
aus, „er hat sie fürwahr ordentlich angeschaut, und ic
wollte wetten, er war in die hübsche Töpfersfrau ebenfall
zur Ungebühr verschossen."

„Hm!" meinte der Alte, „war ich doch damals noc
ein alberner Junge, kaum zwölf Jahre alt! Und dan
konnte sie auch gar nicht recht Deutsch reden."

„O, so fahre fort," rief der Doctor — „oder fang
vielmehr deine Geschichte zu erzählen an!"

„Draußen vor dem genannten Städtchen," begann de
alte Maler, „sieht man noch heute ein verfallenes Häuschen
Dort wohnte vor vielen Jahren ein Töpfer mit seinem
Sohne. Der war ein schlimmer, verwegener Junge, s
viel man nur von ihm weiß, und that Nichts, als Zither
spielen. Das verstand er aber besser, als Töpfe zu dreher

Kaum hatte der alte Vater die Augen zugedrückt, so schnürte er sein Bündel, schloß die Hütte ab und wanderte in alle Welt. Der Töpferwilm — so hieß man ihn nur — war beinahe im Orte verschollen, wie eine Sommerfliege im Winter, als er auf einmal mit Kutsche und Pferden zurückkam, und eine vornehme Frau mitbrachte. Er kaufte sich das große, rothe Gebäude am Markte, und lebte da, wie der reiche Mann im Evangelium. Der große Reichthum, welchen der Wilm mitgebracht hatte, war es nicht allein, der die Leute, besonders die Weiber, verwirrt machte. Die schöne, braune Frau war es vorzüglich, welche mit ihren sonderbaren Gebräuchen den Leuten viel Kopfzerbrechens machte. Um nur Eins zu erzählen! — Der Wilm ließ im Hofe ein Gebäudchen aufführen, das so schön war, wie keins mehr in dieser Welt. Das Dach blau angemalt, mit goldenen Knöpfen und Schnörkeln verziert, funkelte in der Sonne, wie ein Altarkelch. In diesem Gebäude aber war ein einziges Gemach, das noch schöner war, obgleich sich an den Wänden keine Fenster befanden, sondern nur ganz oben an der Decke eine runde Oeffnung, daß die Engel im Himmel jede Stunde hineinschauen und ihre Freude an all' dieser Herrlichkeit haben konnten. Von einem Maler aus Dresden ließ er dieses Gemach mit närrischen Figuren und allerlei Blumen ganz schön und bunt ausmalen und vom Schlosser und Goldschmiede aus vergoldeten Eisenstäben und vielerlei Zierrath eine Thür daran machen. Das ging aber Alles so heimlich, daß man selbst von den Bauleuten Nichts, und nur die ganze Geschichte von den Nachbarsleuten, welche aus den Dachluken auf den Hof hinunter sahen, und sonst hier und da Etwas davon erfahren *konnte*. *Damals* ging allgemein das Gerede,

der König wolle heimlich in die Stadt kommen und gan in der Stille beim Wilm, der jetzt auf einmal gar seh hoch angesehen wurde, den Winter über wohnen, um ein mal bei einem Kruge Bier von den Regierungsstrapaze auszuruhen. Deswegen, glaubte man, wäre nun eben da schöne Gebäude ganz besonders gebaut worden. Aber wa geschah? Man sollte es freilich nicht denken! Eines Tag reiste der reiche Wilm in das Land. Nach einigen Woche kam er zurück, und brachte eine große, weiße Kuh — ei ganz schönes Stück soll es freilich gewesen sein — mi heim. Die braune Frau soll beim Anblick dieser Kuh au ßer sich vor Freude gewesen sein. Man sagt, sie wär mit Liebkosungen ihr sogar um den Hals gefallen. Sieh da! und das war der König, der das schöne Gemach in Hofe bekam; und wir wußten nun alle im Städtchen, da man auch überaus schöne Kuhställe bauen könne. — Unte den Dienstleuten, welche Wilm mitgebracht, war auch ein kleine Engländerin, welche ziemlich gut Deutsch sprach, un mit dem Gastwirthssohne gegenüber einen Liebeshandel an gesponnen hatte. Durch diese Mittelsperson brachte ma endlich heraus, daß die braune Frau alle Tage diese Ku selbst wasche und füttere, und ihre vergoldeten Hörner mi Blumen bekränze.

Nun wußten Alle auf einmal, woher Wilm so reid geworden war; denn daß diese Kuh eine Hexe war, un ihm Geld machen mußte, das war gewiß. Den Sonnta darauf stand der Pfarrer auf der Kanzel mit einem blut rothen Gesicht, und predigte, daß ihm die Perrücke wackelte und, wie das sonst immer war, man seine Stimme besse draußen vor der Stadt, als in der Kirche selbst, verstehe *konnte.* In dieser Strafpredigt aber malte er den Wiln

und seine Frau so kennbar ab, daß man ihn und sie mit Händen greifen konnte. Ich war damals gerade der Blasebalgtreter und mit auf dem Chore. Der Pfarrer warnte die ganze Gemeinde vor dem Teufelsspuk, der in neuester Zeit zur Strafe unserer Sünden, im Städtchen durch ein einziges verlorenes Schaf aus unserer Mitte sich eingeschlichen habe. Er drohte mit Krieg und Pestilenz, wenn noch lange der böse Geist in einer weißen Kuh im Orte angebetet würde; denn das wäre eben das goldene Kalb der abtrünnigen Israeliten in der Wüste, das sie mit abgöttischen Tänzen und Opfern verehrt, nur daß nunmehr daraus eine silberne Kuh geworden wäre!

Das war Oel in das Feuer! — Nach der Kirche versammelte sich Alt und Jung vor Wilm's Hause. Juch! mit Steinen in die Fenster hinein, und mit dem Geschrei: „Teufelsbanner, wo bist du? Heraus mit dir und der braunen Hexe und der Teufelskuh!“ — Man hörte drinnen im Hause laut schluchzen und heulen. Auf einmal aber that sich die Thür auf und Wilm trat heraus. Ich sehe ihn noch heute. Er hatte die Hände in den Taschen, und sah so freundlich und ruhig im Gesichte aus. Alle waren todtenstill, wie sie ihn so vor sich stehen sahen. Aber auf einmal war sein Gesicht finster, als er sprach: „So bewillkommnet Ihr Euren Spielkameraden, Ihr Freunde? Kam ich deswegen zu Euch zurück, damit ich mit meinem Weibe von Euch gemißhandelt würde? Was wüthet Ihr gegen mich? Hab' ich je Einen unter Euch von meiner Schwelle hinweggewiesen, habe ich je Einen unter Euch mit Wort oder That gekränkt? Trete dieser vor, damit ich ihn um Verzeihung bitte! Schulkameraden, Freunde und Bekannte meines *Vaters*, redet! — Ich bin bereit

Rechnung zu halten und auf Ehre zu bezahlen, was ic
Euch schuldig bin. Ich sehe Euch in Sonntagsröcken, un
mit heiligen Büchern unter den Armen; kommt Ihr nic
vom Hause des Friedens und der Bruderliebe, die un
dort gepredigt werden soll?"

„Fürwahr!" unterbrach jetzt der Doctor den Erzähle
„solche Geschichten und solche Reden hätte man nimme
mehr bei diesem Graukopfe gesucht! Wer dächte, daß
ein alter Tannenbaum noch blühen könnte?!"

„Je nun," versetzte Schuber, „ich habe diese Geschichte tau
sendmal erzählen gehört, und wieder erzählt, da findet es sic
von selbst, daß man sie Wort für Wort auswendig weiß!

„Weiter! alter Freund, weiter!" rief Erdmann.

„Die Leute waren nach dieser Anrede," begann wi
derum Schuber, „mäuschenstill geworden, und Alles w
umgewandelt. Wie aber jetzt die junge, braune Frau här
deringend und schluchzend vortrat, da fingen die Weibe
welche auch dabei waren, alle mit an zu weinen, und de
Männern Vorwürfe zu machen. Die sonstigen Kamerade
Wilm's traten zu ihm, und gaben ihm zur Versöhnung d
Hand. Sie sagten ihm aufrichtig, wie es gekommen un
gegen ihn ein Jeder in Zorn gerathen wäre. Sie bate
ihn wegen seiner Zauberkuh um Aufklärung.

Hierauf sprach Wilm: „Liebe Nachbarn und sonstige
Freunde, tretet Alle um mich herum, und hört mich an!

„Ich bereue es, daß ich seither vielleicht mit Unrec
ein Geheimniß aus meinem Leben und Treiben unter Eu
gemacht habe. Böse Zungen haben dies mißdeutet. Do
von dieser Stunde an sei nichts Fremdes zwischen mir un
Euch! Leiht mir auf kurze Zeit Eure Ohren!

„Die Meisten von Euch haben mich noch als eine

Knaben unter Euch gekannt. Ihr wißt noch, wie ich blutarm nach meines Vaters Tod in die Fremde zog. Mein Weg ging nach Hamburg. Dort, keinen Heller Geld in der Tasche, aber Hunger im Leibe, und Leichtfertigkeit im Kopfe, schlenderte ich mißmuthig durch die Gassen. Bald gesellte sich ein hübsch gekleideter Mensch zu mir, und ich war ganz gerührt von seiner Freundschaft, zumal er mich in eine Herberge führte, und mir auftragen ließ, nach was mir nur gelüstete. So eine Freundschaft hatte ich mein Lebtage noch nicht gefunden. Er schwur mir ewige Treue und ich ihm; dabei weinten wir, wie zwei Kinder. Ich wußte mir es demnach gar nicht zu erklären, warum die Wirthin mir mit Winken auf meinen Freund immer Zeichen machte. Ich ließ mich dadurch aber nicht in meiner Eßlust stören, und mir schmeckte dabei immer ein Glas Punsch besser als das andere. Endlich war es Nacht geworden. Da ich aber in meine Herberge zurückkehren wollte, ließ das mein neuer Freund nicht zu, sondern bat mich vielmehr so dringend, noch ein Stündchen zu sitzen, und dann mit zu ihm in seine Wohnung zu kommen, daß ich ihm nicht zu widerstehen vermochte, vielmehr seinen Antrag bei meiner armseligen Lage gern annahm. Indem ich so bei ihm sitzen blieb, trank er mir fleißig zu, und ich that ihm nicht minder fleißig Bescheid. So kam es, daß ich ziemlich trunken geworden war, als wir um Mitternacht aufbrachen, um in die Herberge meines Freundes zu gehen. Er bezahlte die Zeche und schleppte mich nunmehr von einer verschollenen Gasse zur andern, so daß mir das lange Kreuz- und Quergehen fast befremdend vorkam. Wie wir aber endlich um eine finstere Ecke herumbogen, da hatte ich auf einmal ein Pflaster vor dem Munde, daß mir das letzte Wort,

das ich sprechen wollte, zur Hälfte darin stecken blieb. Zugleich rissen mich drei bärenfeste Kerle zu Boden, knebelten mich, und mein inniggeliebter, neuer Freund war so gut und half mich mit in einen Kahn schleppen. Nun ging es mit starken Ruderschlägen schnell die Elbe hinunter. Ich konnte mich weder rühren noch wenden; denn meine Hände und Füße waren so fest gebunden, daß das Blut darinnen erstarrte. Was ich in dieser Stunde gedacht, weiß ich selbst nicht mehr. Mit unaussprechlichen Schmerzen suchten meine Augen oben am Himmel unter den Sternen herum, ob sie nicht vielleicht den lieben Gott ansichtig würden, der mir jetzt allein helfen konnte. Endlich graute der Morgen, und bald ging auch die Sonne auf so hell und freundlich, als wären lauter Engel auf der Welt. Da gelangten wir mit dem Kahne an ein großes Schiff. Wie ein Ballen Baumwolle, wurde ich hinauf an Bord gehoben und unten in den Schiffsraum gebracht, wo ich bereits über dreißig Unglücksgefährten antraf, und von ihnen erfuhr, daß wir einem Seelenverkäufer in die Hände gefallen wären. Ich warf mich im Winkel auf mein Stroh und weinte bitterlich, obgleich ich dennoch auch im Herzen froh war, daß mir das Pflaster vom Munde und wenigstens von den Füßen die Bande genommen worden waren. In meinem Leben habe ich nie so inbrünstig zu Gott gebetet, wie damals. Er hat sich auch väterlich meiner ferner angenommen.

„Als wir auf die offene See gekommen waren, ließ man von Stunde zu Stunde je Sechs zu Sechs auf das Verdeck kommen. Bei einer solchen Gelegenheit wurde ich auch meines hamburger Freundes gewahr. Er gab sich mir als einen Korporal der Schiffsmannschaft zu erkennen,

und eröffnete mir, daß ich nunmehr die Ehre habe, ein braver, engländischer Soldat zu sein, und eben im Begriffe wäre, nach Ostindien zu segeln, um dort ruhmvoll gegen die Maratten-Indianer zu streiten. Da er mir eine Flasche Rum und einen harten Thaler gab, so versöhnte ich mich mit ihm und mit meinem Schicksale. Von den Abenteuern der Seefahrt laßt mich schweigen. Genug, daß ich bereits nach einigen Monaten darauf in Ostindien als ein roth-gesottener Engländer mit gegen die Maratten vorgetrommelt wurde. Bald gab es eine wüthende Schlacht, und ich wüthete mit, wie ein echter Deutscher, der sich auf Gehorsam versteht. Das dauerte aber nicht lange, so lag ich ruhig in einem Graben und träumte von allen himmlischen Heerschaaren. Als ich wieder aufwachte, befand ich mich in einem hohen, düsteren Gemache auf einer weichen Matratze. Da in den Wänden keine Fenster waren, so fiel nur durch die offene Thür ein spärliches Tageslicht herein. Im ganzen Gemache war sonst Nichts, als nur ein wüstes, dreiköpfiges, indianisches Götzenbild, das aus dem Winkel hervor mich anstierte, zu erblicken. Ich griff nach meinem Haupte, an welchem ich einen dumpfen Schmerz empfand. Es war fest verbunden, und ich merkte nun wohl, daß mir ein braver Maratte mit seinem Säbel ein Andenken über die ganze Schädelfläche gegeben haben mochte. Nach einiger Zeit kam ein alter, bärtiger Mann zu mir herein, und beugte sich zu mir herunter. Seine freundlichen Blicke thaten mir inwendig wohl. Ich konnte erst später, nachdem ich ein wenig die Landessprache begriffen hatte, mich mit ihm verständigen. Er war ein indischer Priester und that an mir gleich einem barmherzigen Samariter. Er hatte mich den Tag *nach der Schlacht* noch lebendig unter den

70501

Todten gefunden, und in sein Haus aufgenommen. Mit allerlei edlen Salben hat der Heide christlich meine Wunde geheilt, und mich mit Speise und Trank erquickt, so daß ich bald von meinem Siechthume genas. Eines Morgens aber gab er mir seinen Segen, und entließ mich.

„So war ich nun in Gottes freier Welt unter dem glühenden Himmel Indiens allein, und ohne ein menschlich' Wesen zu wissen, das mich gekannt und meiner sich angenommen hätte.

„Als ich aber so betrübt einherschlich, begegnete ich einer Gauklerbande. Da ich sie grüßte, hielt sie an, und die jungen Leute begannen mich aufzuziehen, indem sie Schalkheit mit mir trieben. Nun hatten aber diese Gaukler auch musikalische Instrumente bei sich. Da griff ich nach einer Zither, welche ich zu spielen verstand. Als ich nun das Saitenspiel in der Hand hatte, fing ich an es zu rühren mit solcher Lust und Freude, als wäre ich wieder daheim im Elsterthale beim Pfingsttanze gewesen. Das gefiel den Leuten über alle Maßen, so daß ich bei ihnen bleiben mußte, und bei allerlei Narrenspossen, die sie in den Städten' aufführten, mit Zitherspielen diente.

„Während wir uns einige Zeit in Punah, der Hauptstadt der Maratten, aufhielten, ging ich einst mit meinem Zitherspiele an den fürstlichen Gärten vorüber. Es war Abend, und die goldenen Sterne strahlten so hell, die Luft war so lau, und mit tausendfachen Blumendüften wob und flüsterte es so heimlich mild durch alle Baumwipfel und Stauden, daß mir ganz wunderlich zu Sinne ward. Ich setzte mich dort auf einen Stein und träumte für mich hin. Da klang eine ferne Stimme aus dem Garten zu mir

heran. Das sang so gar süß und schmelzend, als wollte es mir das Herz aus der Brust herauswinden.

Wie ich die Weise wegbekommen hätte, spielte ich mit meiner Zither darein, als wäre ich dazu bestellt gewesen. Die Stimme schwieg endlich, und ich wollte schon traurig fortgehen, als mir der Versucher in das Ohr raunte: „Wilm! die Gartenmauer ist nicht gar zu hoch, da hinüber ging es auch noch.“ Ich warf die Zither auf den Rücken, und hob mich hinauf. Aber wie ich da hinunterschaute, war es mir, als guckte ich mitten in das Paradies hinein. Viele bunte Lämpchen hingen an allen Ecken und Enden, und beschienen zierlich geschlängelte Wege, welche sich durch die Blumenbeete hindurchwanden. Hier und da schienen im Lampen- und Mondenschein bunte Säulchen mit goldenen Pfeilspitzen. Die Lilien und Rosen mit tausend andern Blumen wiegten und neigten sich flüsternd untereinander, als hätten sie sich Wunder was zu erzählen gehabt. Mir wurde dabei so weich zu Muthe, daß ich auf einmal hätte sterben mögen. Als ich aber jetzt am äußersten Ende des Gartens ein kleines, thurmartiges Gebäude, das ganz von Porzellan und Gold zu sein schien, so recht lockend schimmern sah, da glitt ich leise die Wand herunter und schnürte mich im Schatten der Gebüsche längs der Mauer hin darauf los.

Ich hätte ganz unbemerkt hinangehen können, wenn nur nicht zwei helle Lampen dicht dabei gebrannt hätten. So stand ich dort und wußte nicht, was ich thun sollte, zumal mir eine heimliche Angst ankam. Aber auf einmal hörte ich die Mädchenstimme im Wunderhause wieder so schmerzlich süß singen, daß ich davon wie trunken ward. Die zwei Lampen hingen niedrig, und ich hatte sie ausgeblasen,

ehe noch mein Herz dreimal gepocht hatte. Niemand hatte es bemerkt, denn der Gesang ging in Einem fort. Schon wollte ich mich hin zur Thür ducken, um vielleicht durch das Schlüsselloch zu spähen, als sie sich auf einmal öffnete, und zwei Frauenzimmer daraus hervortraten. Sie standen eine ziemliche Weile da, und sprachen miteinander. Wären sie stille gewesen, so hätten sie mein Herz pochen hören können. Endlich entfernten sie sich und verschwanden in einem Laubengange. Im Gemache drinnen begann aber die Stimme wiederum zu singen. Die Thüre war zur Hälfte offen stehen geblieben, ich kroch hinan und blickte hinein. Wie war das da drinnen so schön gleich einer Weihnachtsstube, und doch noch überaus schöner! Das war aber noch nicht genug; denn mir gegenüber auf rothsammetnen Polstern lag ein jungfräuliches Weib mit zwei Augen — mit zwei Sternenaugen, die emporgerichtet waren, und mir doch in die Seele hineinguckten. Auf einmal jedoch sprangen mir Thränen in die Augen, und schluchzend, wie ein Kind, legte ich mein brennendes Angesicht auf die Schwelle. — Aber, lieben Freunde, daß ich Euch beschreiben könnte, wie nun Alles gekommen ist! Ewig werde ich dieser Stunde gedenken, wo ich, der ärmste Fremdling des Landes, mir das Herz meiner Madhawi, der Schwester des Fürsten der Maratten, eignete! Wie es kam, daß ihr Haupt an meiner Brust lag, wie es kam, daß sie mein ward, heiß geworben und gewonnen, weiß ich selbst nicht. Seitdem aber kam ich jeden Abend mit Beihülfe ihrer Amme, welche wir in unser Geheimniß gezogen hatten, zu ihr in den Pavillon des Gartens. Wie wir nun recht erkannt hatten, daß wir nimmermehr von einander lassen konnten, da beschlossen wir, vor dem Zorne des fürstlichen Bruders

zu entfliehen. Ich hatte mich nunmehr auch von den Gauklern, als sie Punah verließen, mit dankbarem Herzen getrennt, und hielt mich von nun an in einem Hause der Vorstadt verborgen. In einer mondlosen Mitternacht hielt ich auf Verabredung mit zwei muntern, schönen Rossen, welche ich von dem Golde meiner Braut gekauft hatte, an einer versteckten Thüre des Gartens. Kaum hatte ich das Zeichen gegeben, so erschien meine Madhawi und überbrachte mir einen Theil ihres Vermögens in verschiedenen schweren Kästchen. Bald waren die Mantelsäcke gepackt und das eine Roß damit beladen, auf das andere aber schwang ich mich, und hob mein flüchtiges Kleinod empor zu mir an mein pochendes Herz. Wie ein gehetztes Reh, flog ich mit meiner Beute davon. Bei Tage hielten wir uns in den Wäldern verborgen, zur Nachtzeit aber setzten wir unsere Flucht fort, bis wir endlich an eine französische Factorei gelangten. Die Europäer nahmen uns gastfreundlich auf. Wir wurden sicher an die Merresküste gebracht, wo uns ein Kauffahrteischiff aufnahm, und uns sicher nach Marseille brachte. Dort ließ sich meine Madhawi taufen, und bekam den Namen Helena India; worauf sie mein theures Ehegemahl wurde. Die Liebe zur Heimath trieb mich wieder zu Euch, Ihr Freunde! Aber mein armes Weib konnte sich mit unserem Klima nicht befreunden. Vorzüglich sprach sie mir täglich von einer weißen Kuh, welche sie daheim gepflegt hatte. Wer mag seinem Weibe, das selbst fürstlichen Stand, Reichthum und schöne Heimath — ja, Alles Einem aus Liebe geopfert hat, nicht gern das abgeschiedene Leben erheitern? Ich ließ demnach ein Gemach, dem ähnlich, in welchem in Indien ihre weiße Kuh stand, in *meinem Hofe* erbauen, und kaufte ihr ein

ähnliches Thier im benachbarten Baierlande. Einer un
Euch, Friedhold, hat mir ja selbst den Einkauf besorgt."

Die umstehenden Bürger fuhren jetzt alle auf den al
Friedhold hinein, und hätten ihn beinahe wegen sei
Schweigsamkeit gemißhandelt, wenn es Wilm nicht v
hindert hätte.

Von nun an lebte Wilm hoch angesehen in der Sta
und wurde ein Jahr um das andere Schützenkönig, zun
er jedesmal der ganzen Schützengesellschaft drei Fässer ba
berger Bier dabei zu vertrinken gab. Wen die Noth drück
der wendete sich an Wilm; wer Rath bedurfte, der gi
zu ihm, und Jedem diente er redlich.

Als aber die ausländische Bank, bei welcher er d
größten Theil seines Vermögens stehen hatte, Bankr
machte, und er fast Alles dabei verlor; wie endlich b
darauf sein Haus in Feuer aufging, so daß ihm Nich
übrig blieb, als Weib und Leid, und das Häuschen sein
Vaters in der Thongrube, da war die Herrlichkeit n
ihm dahin, und alle Beutel und Hausthüren vor ihm z
— Ihn kümmerten aber die vornehmen Gevatterschaft
wenig. Ruhig drehte er in seiner Hütte auf der Schei
wieder Töpfe und Schüsseln, und seine Lene trug sie z
Verkaufe auf den Markt. So nährten sie sich redlich u
wie brave Handwerksleute. Die junge Frau aber wur
immer trauriger und starb nicht lange nachher im Woch
bette. Den Tag nach ihrer Beerdigung fand man d
Töpferhaus verschlossen — von Wilm war aber nirgend
mehr eine Spur zu finden.

„Wenige haben ihn bedauert, Alle aber, denen er G
tes gethan, ihm sein Schicksal gegönnt! — Das ist All

was ich von Wilm und seiner braunen Helene mit der weißen Kuh erfahren habe." —

„Deine Geschichte, Alter!" versetzte Johannes, „ist ein neuer Beleg, daß das ganz gemeine Leben dem herrlichsten und heiligsten Gefühle gegenüber immer Recht behält. — Wie wird mir so eigen zu Sinn, wenn ich nun diesen kleinen, schönen Schädel aus Indien vor mir sehe! O du arme Seele des Heimwehs, du zarte, fremde Blume, mußte dich darum die Liebe aus dem heimathlichen Boden reißen, damit du wurzellos im fernen, trüben, harten Norden verkümmern und verwelken solltest?"

„Sie war eine Vallisneria" — versetzte der Doctor. „Tief unten auf warmem Meeresgrund blüht die räthselhafte Blume auf, bis sie die Allgewalt der Liebe fühlt und sich von ihrer Wurzel losreißt, emporsteigt zur Oberfläche des Wassers in das neue Element der Luft, um zur röthlichen Blume, der Geliebten, zu schwimmen, sie zu lieben, und vergehend wiederum zu versinken."

Ungeheißen brachte der Wirth jetzt einen Korb alten Rheinwein, welchen er im Keller an einem heimlichen Fleckchen aufgespart hatte, herauf. —

Wie könnte ich aber diese Stunde genugsam schildern, welche hier die Freunde vereinigte zum höchsten menschlichen Geisterleben!

Es scheint, als wenn zu solcher Frist dann und wann der alliebende Gott Vater seine Lieblingskinder auf den Schooß hebe, an seine schlagende Weltbrust drücke, und das staunende Wesen auf das Pochen seines Herzens lauschen lasse! —

Der Doctor aber rief, indem er die Weingläser von Neuem füllte: „*Ich sehe es mit* meinem innern Auge, wie

jetzt meine ganze Seele dunkelblau wird gleich dem Himm in einer warmen, klaren Auguſtusnacht, aus welchem Ste um Stern klingend hervorſpringt! Das aber iſt mir kl daß ein Weinglas der beſte Operngucker iſt, durch welch man das Schauſpiel im O, das die Welt bedeutet, u Raum hat in unſerem mit Haut überſpannten, kleinen Sch del, beobachten kann!"

„Nicht in dein egoiſtiſches Schneckenhaus hinein!" e gegnete Gotthold; „ſtrecke lieber deine geiſtigen Fühlhörn vor, denn es giebt einen gnädigen Regen."

„Habt Erbarmen mit dem Sünder!" verſetzte Joho nes; „denn ſeht Ihr nicht auch den pythiſchen Gott üb ſeinem Haupte die Leier ſtimmen?" —

So ſaßen mit tiefheiterem Geſpräche die Freunde ; ſammen bis zum grauenden Morgen; da aber füllten noch einmal ihre Becher, tranken zum Andenken der Ball neria Helena, und ſchieden von einander.

Auf dem Heimgange über die Brühl'ſche Terraſſe nah Bernhard den Arm Benedict's, indem er ihm ſagte: „Tri ſich das nicht recht eigen, daß ich der Sachwalter der ſch nen Gräfin von Steinfelden bin? Da ſie vor Kurzem h angekommen iſt, ſo iſt es leicht möglich, daß ſie ein Maskenbeſuch auf der Redoute gemacht hat. Ich habe ſie das alte Palais, welches ihrer Familie hier gehört, Stand ſetzen laſſen; in den nächſten Tagen kann ſie es ziehen. Willſt du heute vor Tiſch mit mir das Pal anſehen, ſo hole ich dich gegen 11 Uhr ab." Bened ſagte zu und verabſchiedete ſich von Bernhard, welcher an granatene Ohrgehänge ſeiner Fee und an den Sch dachte.

Der Sonntagvormittag mit seinen Glockentönen und Orgelklängen hegte wohl noch die meisten unserer Freunde in ihren Betten, als Bernhard und Benedict schon wieder auf dem Wege nach dem alten Palais waren. Der junge Franzose Leclerc hatte sich ihnen angeschlossen.

Das Rococcopalais.

Als sich die Freunde dem Gebäude näherten, deutete Leclerc darauf hin mit den Worten: „Da sehen wir die ganze Perrückenzeit in Stein verwandelt! Man wähnt wirklich Reifröcke und Jesuiten an den Fenstern dort, wie Schatten, vorüberschweben zu sehen. Würde das Gebäude aufgeputzt, so wäre es in der neusten pariser Mode."

„Mir macht es keinen heitern Eindruck," versetzte Benedict, „besonders das schwerfällige Mansarddach, dessen untere Hälfte sich ein wenig, wie ein Koffer, herausbaucht, so daß das Ganze wie ein Sarg auf einem barock verzierten Katafalk aussieht; es fehlt nur das Leichentuch darüber mit den silbernen Buchstaben: Heute mir, morgen dir!"

Bei diesen Worten gelangten sie in den Hof, welcher vorn mit einem Gitterwerke und links und rechts von den beiden Flügeln des *Palais, und* in der Tiefe vom Haupt-

gebäude umschlossen war. Dieses trat in einem mächti
Pavillon hervor, gekrönt von dem Wappen des Erbau
und zwei posauneblasenden Genien des Ruhms aus Sa
stein. Ueber dem Haupteingange stand in großen, verg
deten Buchstaben: Mon plaisir. Vor den untern Zi
mern befand sich eine Galerie von starken Pfeilern, du
deren Mitte zu dem darüber befindlichen Hauptgeschosse e
freie Treppe dergestalt emporging, daß eine Stufe nach
andern um eine Stufenbreite eingezogen war, während
Ausgangsthüren in das Erdgeschoß vom Boden des Schl
hofes aus unmittelbar hineinführten; denn dort wa
Küche, Kellerei, Speise- und Ausgebekammern und die üb
gen Räumlichkeiten, in welche das dienende Leben mit
Bereitung der Genüsse und Bedürfnisse für das höhere T
sein in der Beletage vom Baumeister verwiesen war.

Das Gebäude war durchgängig von pirnaischen Sa
steinen aufgeführt, die Flächen zwischen den Fenstern wa
mit Pilastern geschmückt, von welchen steinerne Blumengu
landen herunterhingen. Etwas verwitterte Faune und C
tyre trugen paarweise die Brüstungen der Fenster. Be
hard stieg mit den beiden Andern die Stufen der Tre
zum Haupteingange hinan. Als Leclerc den großen, m
singenen Thürklopfer, welcher den Kopf einer Eumen
vorstellte, zum Pochen aufhob, sagte er lächelnd: „So pod
die Eumenide der Revolution an die Rococcozeit an, d
ihre Herrlichkeit in Trümmer stürzte.“

Kaspar, der alte Kastellan, öffnete. Er hatte ein z
tes, altes Gesichtchen, sein Haupthaar war von Alter u
Puder schneeweiß. Er trug es hinten zu einem Zö
chen zusammengefaßt, welches unter dem Rockkragen st
Man sah es ihm an, daß er sonst, wenn auch hinter d

Stuhle des gnädigen Herrn, viel feine Gesellschaft um sich gesehen hatte. Er hatte einen brauntuchenen Leibrock an, welcher sich vom Leibe aus nach hinten über die Kniekehlen hinunter verjüngte, eine weiße Köperweste und kurze, schwarzmanchesterne Beinkleider, welche die Strümpfe und Schnallenschuhe in das beste Licht stellten.

Mit dem gewinnenden Lächeln eines Hofmannes ließ er sie in das Vorhaus treten, indem er sich noch einmal besonders vor Bernhard verbeugte mit den Worten: „Sie werden, hoffe ich, Alles in bester Ordnung finden; die gnädige Gräfin kann nun jede Stunde ihren Einzug halten."

„Sie scheinen," sprach Benedict zu dem Kastellan, „so gut zu diesen Umgebungen zu passen, daß es mir Leid thun sollte, wenn Sie hier nicht Ihre ganze Lebenszeit verlebt hätten."

„Eure Gnaden," versetzte Kaspar, „haben dies richtig bemerkt, denn ich bin hier geboren, erzogen, groß und alt geworden; der Herr war mit seinem Knechte!" Sie traten jetzt in einen hellen, viereckigen Raum, in welchem sich nicht das Geringste befand, wollte man einen schwerfälligen Kamin nicht als Möbel oder Zierrath zugleich gelten lassen.

„Dies ist der Vorsaal vor dem Audienzzimmer," sagte Kaspar; „es ist mit Absicht so ein wenig öde gehalten, damit die Personen, welche bei dem verstorbenen Grafen und Premierminister antichambrirten, ihre Gedanken nicht zerstreuen, sondern vielmehr sie sammeln konnten. „Denn wer sich nicht ennuirt," sagte mein hochseliger Herr Vater, „der hat auch nie rechten Respect vor einer Standesperson; eine solche darf sich nicht mit andern impressions zusammenbringen lassen."

„Und Ihr hochseliger Vater war?" fragte Leclerc.

„Nun Se. Excellenz, Graf Curt von Frauendorf, v
storben ist, darf ich ihn wohl auch meinen hochseligen V
ter nennen!“ versetzte Kaspar mit der ihm eigenen Würd
indem er mit der rechten Hand unter den Rockkragen fuhr u
das mit schwarzseidenem Bande umwickelte Zöpfchen, wie
nen Rattenschwanz, hervorspringen ließ.

„Sie sind also,“ fragte Benedict, „ein natürlich
Sohn des ehemaligen Besitzers dieses Palais?“

„Und das einzige Kind?“ fragte Leclerc.

„Wir waren ihrer acht!“ entgegnete Kaspar, „me
übriges, natürliches Stiefgeschwister hat sich nach und no
anderwärts, zum Theil auch in der Erde untergebrad
hier bin ich allein noch übrig, um die alte, gute Zeit a
mälig hinscheiden zu sehen.“

Bei diesen Worten hatte Kaspar die Flügelthür zu
Saale geöffnet. Dieser hatte neun Fenster, über einem
dem befand sich das Bild einer Muse mit ihrem Attribu
an den Wandräumen aber, welche die Fenster von eina
der schieden, immer ein gemalter Riese, jeder in einer v
dem andern verschiedenen Wendung des Leibes, wobei d
Schicklichkeit hier und dort mit Feigenblättern nachgeholf
war. An der flachen Bogendecke des Saales zwischen d
von einschneidenden Halbkreisen geängstigten Stuccaturqu
draten flogen Genien mit den Attributen der Gerechtigke
des Krieges und Friedens umher. In der Mitte des Sa
les stand an einem Tische ein mit rothem Plüsch besch
gener Armstuhl, dessen hohe, vergoldete Lehne mit einer kl
nen, gräflichen Krone geziert war.

„Hier saß der hochselige Graf,“ erklärte Kaspar, „
Ertheilung der Audienzen. Ich hatte gewissermaßen
ihm die Verrichtung eines Marschalls und ließ die Per

nen der Reihe nach, wie sie aufgeschrieben waren, herein zu ihm. Ich hätte manchmal für den armen Schlucker reden mögen, so sehr erschraken Viele vor seinem majestätischen Anblick. Er war ein großer, starker Herr, und hatte ein schönes, röthliches Gesicht mit großen, herrschenden Augen, welche er nach Belieben spielen lassen konnte; je nach Umständen vermochte er sanft und schmachtend um sich zu blicken, aber auch im Zorn die Augen unter den zusammengezogenen Brauen rollen zu lassen. Alles war bei ihm Diplomatie.

„Doch hier sehen Sie ihn selbst abgemalt in Lebensgröße in der Blüthe seiner Jahre," unterbrach sich Kaspar und führte sie in ein anderes Gemach, welches das Cabinet des Ministers war.

Den Eintretenden gegenüber im schweren Goldrahmen hing das Portrait mit den unverkennbaren Zügen, welche die damalige Welt der französischen Bildung mehr oder minder gemeinsam hatte. Diese feisten, glatten, lügnerischen Gesichter mit den falschen, glänzenden Augen, den wollüstigen Vampyrlippen, diese feinen Manchettenhändchen, wer hat sie nicht irgendwo, wenigstens in guten Bildern gesehen, ohne ein herzüberschleichendes Misbehagen dabei zu empfinden?

„Hier in diesem Kräpelstuhle," fuhr Kaspar fort, „saß sein geheimer Secretair Schweinichen manche Stunde mit ihm zusammen, um die Steuerangelegenheit mit ihm zu berathen, denn der Hof gebrauchte viel, und wir Standes halber nicht wenig.

„Der gnädige Herr Graf selbst sagte wohl in Vertraulichkeit zu mir, — denn ich war sein Liebling von den Natürlichkeiten, wie er uns nannte —: „Sieh' Er, den Schwei-

chen gebrauche ich, mir die Perlen aus dem Kothe hera
zuwühlen, ich kann meine honetten Gedanken nicht da
wenden, den Schweiß der Armuth zu Geld zu machen; a
da man doch einmal Geld haben muß, so bedarf man
cher ungehangenen Spitzbuben dazu, wie der Schweinic
einer iſt."

„Hier in der Garderobe," fuhr Kaspar fort und füh
ſie in ein kleines Gemach, „ſchlief ich; denn hier in d
anſtoßenden Zimmer hatte der Herr Graf ſein Bett,
ich ihm immer zur Hand ſein mußte, wenn er mich in
Nacht rief.

„Hier dieſe Tapetenthür führt eine geheime Treppe h
auf!" —

Kaspar konnte vor Huſten nicht weiter ſprechen, Lec
ließ ihn jedoch nicht entſchlüpfen und fragte: „Darf m
denn wiſſen, wohin?"

„Als der Herr Graf," fuhr Kaspar ausweichend fo
„wegen eingetretenen Podagra's nicht gut mehr die ſt
Geheimtreppe hinaufſteigen konnte, hat er aufrichtig
Sünden des Fleiſches bereut, und in jener Zeit hat er
ſeine Diener, welche er, wie geſagt, ſeine Natürlichkei
nannte, außer mir, anderwärts untergebracht; er konnte
nicht mehr anſehen, ſo ſehr kränkte ihn ihr Anblick. A
ich ließ mich nicht fortſchaffen, ich legte mich heulend,
ein armer Hund, vor ſeine Füße und ſchrie: „Ich will
auch gar keinen Vater haben, wenn ich nur im Vaterha
bleiben darf!" Nach einer langen Conferenz mit ſein
Beichtvater, Seiner Hochwürden dem Generalſuperint
denten, ſetzte er mich hier als Kaſtellan und in ſein
Teſtamente mit dem Befehle ein, daß ich, ſo lange ich le
hier auch Koſt und Wohnung haben ſolle."

Kaspar führte sie von hier aus in die Zimmer des anstoßenden Flügels und schnell von dem einen zum andern. Sie waren im besten Rococcogeschmack möblirt und äußerst sauber gehalten. In einem dieser Zimmer blieb er auf einen Augenblick vor einem verhangenen Bilde stehen.

„Dürfen wir es sehen?“ fragte Benedict.

„Es ist,“ versetzte Kaspar, „das Portrait der Schwester meines hochseligen Herrn, der Frau Gräfin Aurora, vermählte von Steinfelden.“ Bei diesen Worten hatte er den Vorhang vor dem Bilde aufgezogen; es stellte eine junge Dame vor, welche liebreizend genug aussah.

„Sie sehen hier,“ sagte Kaspar, „eine der schönsten Damen, welche einst hier und am Hofe florirt haben. Sie kam immer drei Monate lang nach der Residenz und wohnte bei ihrem Bruder, dem Herrn Grafen, und ich war der Glückliche, welcher ihr immer zum Frühstücke die Chocolade überbringen mußte. Wie oft lächelte sie mir zu und sagte: „Kaspar, Er ist ein hübscher Mensch!“

Bei dieser Erzählung liefen ihm die Thränen strommeise über die Wangen. Man sah es ihm an, daß er gern geschwiegen hätte, aber sein Herz war zu voll von seinen Erinnerungen, als daß nicht einige davon über seine Zunge hätten laufen sollen, zumal jetzt Bernhard fragte: „Lebte der Graf von Steinfelden auch am Hofe?“

„Von Jugend auf!“ versetzte Kaspar; „er war erst Silberpage, dann funfzehn Jahre lang Kammerjunker, dann Kammerherr und zuletzt Hofmarschall und Favorit des Allerhöchstseligen. Als solcher sorgte er für die Carriere seines Bruders, welcher noch lebt und General ist.“ Benedict verfärbte sich und knirschte heimlich mit den Zähnen. „Als damals,“ fuhr *Kaspar fort*, „mein Herr, der Graf, in

der Gunst der allerhöchsten Herrschaft zu wanken be
wußte Schweinichen eine Mariage zwischen der Gräfin
rora und dem Hofmarschall zu vermitteln und Alles
zurecht zu bringen.

„Der Hofmarschall war schon ein hoher Sechziger,
er sich mit der Gräfin Aurora vermählte; er war son
guter Jäger. Jetzt hätte er gern einen Leibeserben g
aber die Frau Hofmarschallin sollte ihn nicht eher mit
nung erfreuen, bis sie das Bad in Aachen gebraucht
wohin ich sie auf Befehl meines gnädigen Herrn
begleitete, denn sie hatte mich dazu erbeten."

„Und der Herr Hofmarschall," fragte Leclerc, „
Vater?" —

„Vater eines Fräuleins, das sein einziges Kind
der Gräfin Elisabeth von Steinfelden, welcher nun
Palais aus der Erbschaft ihres Oheims angehört."

Sie kamen jetzt in den Riesensaal zurück, dort w
sie von dem Director Mehlhose erwartet, welcher ihne
höflicher Verbeugung entgegen kam. Er war ein
wohlgenährter Mann von weichen Formen, wie aus
gemacht, mit verschwimmenden, frommen Wasseraugen
man im Schweizerkäse findet. Er war in feines, glä
decatirtes Tuch gekleidet, nach der neuesten, jedoch si
gemilderten Mode. Die Brillantnadel, welche vo
Brust den weißen Hemdstreifen schmückte, hatte die
eines Kreuzes. Er war der Director einer Erzieh
anstalt für Töchter aus den gebildeten Ständen und
steher einer frommen Gesellschaft, welche es sich zur
gabe gemacht hatte, das Christenthum unter dem
Volke zu fördern. Dabei war er ein fleißiger Mita
an der evangelischen Kirchenzeitung. Als Wahrzeiche

ner guten Gesinnung trug er den kleinen rothen Adler im Knopfloche, welcher sich nach der Gesellschaft des Civilverdienstordens sehnte. Nachdem er die Gesellschaft begrüßt hatte, wandte er sich besonders an den Geschäftsträger der Gräfin von Steinfelden, Freund Bernhard, mit den Worten:

„Sie werden mir verzeihen, daß ich Sie hier aufsuche; ich komme von Ihrem Hause, wo ich erfuhr, daß Sie hier zu treffen sind. Gestern habe ich Rücksprache mit der gnädigen Gräfin über die Benutzung der im Palais befindlichen Kapelle genommen, mit der Bitte: sie dem Dienste des Herrn wiederzugeben und uns und einigen Gläubigen zur Abhaltung von Betstunden zu überlassen. Da die Kapelle einen besondern Eingang hat und auf dem linken Flügel liegt, wo Niemand wohnt und gestört wird, so hat die gnädige Gräfin ihre Erlaubniß dazu gegeben und mich veranlaßt, Sie davon in Kenntniß zu setzen."

„Die Eigenthümerin," versetzte Bernhard, „kann darüber nach Belieben verfügen."

„Der gute Kaspar," wendete sich Mehlhose
„ist wohl so freundlich, mir die Kapelle einm[illegible]ehlhose, „Ihnen
„Der Herr segne Ihren Eingang," ri[illegible]n Paulus wurde.
stärke Sie in Ihrem Vorhaben, die Kind dieser Welt, bis
wieder herzustellen! Ich habe sie n[illegible]schaft eines der Aus-
war sonst für ein Respect in den W[illegible] es ist Karl von Wan-
lichkeit, dem Adel und der Obrig[illegible]Jahren eines Abends bei
darüber! — Wenn ich es wiede[illegible] mißmüthig in einer Wein-
die Leute von Auszeichnung w[illegible]om Geiste Gottes, zu mir
trügen, wie ich das jeder Zeit [illegible]nen an, verehrter Herr, es
„Tröste Er sich, guter K[illegible]
„mit mir arbeiten viele Taus[illegible]" entgegnete ich.

[illegible]harf in das Auge, während er

— Gott erleuchtet die Gewaltigen und neigt ihr Ohr, große Dinge werden in der nächsten Zeit geschehen!"

Das Alles sprach Mehlhose fast leise zu Kas welcher mit ihm den Uebrigen voraus auf die Ka zuschritt.

„Also auch eine Kapelle habt Ihr hier?" fragte Benedict, an die Seite Kaspar's tretend.

„Sie liegt im Pavillon nach dem Garten hina versetzte Kaspar. „Der hochselige Herr Graf hielt da daß jeden Abend dem Hausgesinde darin aus dem K chismo Luther's und der Bibel vorgelesen, auch Sonn darin gepredigt wurde; denn," sagte er einmal bei T „eher kann ein Fürst ohne Perrücke Audienz geben, die Religion bei dem Volke vernachlässigen; — nur sie hätte er die Phantasie des Volkes, welche außerdem nicht beherrscht werden könnte, im Zügel."

„Wohl gesprochen!" versetzte Mehlhose, „denn wi Erbsünde Teufels Antheil in jedem Menschen ist, s auch Jeder in Gefahr, in ihr dem Vater der Empö und des Aufruhrs anheimzufallen. Ja, meine Herren, nicht an die Lehr von der Erbsünde glaubt, der ist wegen seines Unglaubens ein Rebell!"

Bei diesem Gespräche thaten sie einen Blick in die pelle, welche im üppigsten Rococcogeschmacke verziert und wie der Altar mi allen seinen Schnörkeln mehr großen Allongenperrücke, als einem Heiligthum, so wa ganze Kapelle mehr einem Concertsaale, als einem Bet ähnlich.

„Es ist recht kalt!" bemerkte Mehlhose.

„Das ist," versetzte Benedict, „eine Wahrheit, w uch ich zähneklappend bekenne

„Dürfte ich," fragte Kaspar, „der Gesellschaft mit einer Tasse Chocolade in meinem bescheidenen Stübchen aufwarten?" Diese Einladung wurde von Allen mit Vergnügen angenommen.

Während der höfliche Kastellan in der Küche die Chocolade bereitete, leitete Benedict die Unterhaltung auf die Bekehrung der Welt zu dem Christenthume des achtzehnten Jahrhunderts. „Ich sehe die Erfolge," sagte er unter Anderem, „und begreife nicht das Wunder, welches sie bewirkt. Sie erinnern sich, Herr Director, daß wir unsere Bekanntschaft vor fünf Jahren machten. Damals waren Sie, verzeihen Sie mir den Ausdruck, ein Weltkind, wie man nur irgend eines finden mag, und plötzlich gehörten Sie zu den Frommen."

Die Bekehrung Sauli.

„Es hält mich Nichts ab," versetzte Mehlhose, „Ihnen mitzutheilen, wie aus dem Saulus ein Paulus wurde. Wie Sie sagen: ich war früher ein Kind dieser Welt, bis ich vor einigen Jahren die Bekanntschaft eines der Auserwählten machte. Sie kennen ihn; es ist Karl von Wandelstern. Als ich vor einigen Jahren eines Abends bei einem Römer Wein einsam und mißmüthig in einer Weinstube saß, trat er, getrieben vom Geiste Gottes, zu mir und sprach: „Ich sehe es Ihnen an, verehrter Herr, es fehlt Ihnen ein Inhalt!"

„Ich verstehe Sie nicht!" entgegnete ich.

Er *faßte mich aber scharf* in das Auge, während er

mir ernst-freundlich die Hand bot, und fragte mit tiefinner ster Wehmuth: „Fühlen Sie nicht zuweilen in Ihren Herzen eine Oede, eine namenlose Leere, daß es Ihnen ist als fehle Ihnen ein unersetzliches Gut?“

„Wer giebt Ihnen diesen grüßlichen Scharfblick, Si mir zur Zeit noch unbekannter, aber doch schon jetzt ver ehrter Freund?“ entgegnete ich.

„Noch darf ich vor Ihnen meinen Namen nicht aus sprechen,“ versetzte er, „aber was Ihnen fehlt, das Ihne zu nennen, drängt mich mein Geist.“ Er beugte sich jet zu mir nieder, faßte mich bei den Händen und sprach mi flüsternder, und doch entsetzlicher Stimme: „Der Glaube!“

Mich traf dieses Wort, wie ein Wetterstrahl, welche einen tiefen, unermeßlichen Abgrund erleuchtete.

„Hier ist nicht der Ort dazu,“ fuhr er fort, „mehr dar über zu sprechen. Zürnen Sie mir nicht, mein Lieber, daß Ihr edles Angesicht, welches der grundgütige Gott dazu ge schaffen hat, die Schrift der heiligsten Gefühle darauf zu schreiben, mich zu Ihnen gezogen hat. Denken Sie übe diesen Augenblick nach, und sollten Sie ein Bedürfniß füh len, mit mir mehr über das Wort des Heils zu sprechen, so treffen Sie mich jeden Abend beim Sonnenuntergang auf der Brücke bei dem Crucifixe.“ Mit diesen Worten verließ er mich. Ich ging tiefsinnig in meine Clause und sperrte mich ein. Die ganze Nacht wandelte ich ruhelos umher und starrte in die Tiefe meiner Seele, wovon mir der Schleier weggezogen war. Die grauenvolle Leere des Abgrunds gähnte mir entgegen, „Ja, er hat Recht,“ rief ich einmal um das andere, „es fehlt mir der Glaube!“

An dieses Wort klammerte ich mich an, es war mir, *als wenn* daraus der Heiland mir die rettende Hand bie

ten wollte. Ich konnte kaum die Zeit erwarten, wo ich meinen seltsamen Freund am Crucifixe aufsuchen konnte. Selbst dieser Ort des Stelldicheins hatte für mich etwas Tröstliches. Die Nacht verging, der Tag brach an, langsam schlich die Sonne am Himmel herauf, endlich wurde es Mittag. Als ich mich nach Tisch in mein Zimmer zurückgezogen hatte, überfiel mich, wie ein Geharnischter, ein bleierner Schlaf, von welchem ich erst wieder erwachte, als die Sonne sich zum Untergange neigte. Auf so gnädige Weise hatte mir mein lieber Vater im Himmel die Stunden des Harrens abgekürzt. Ich eilte auf die Brücke. Schon von Weitem sah ich den Boten des Herrn stehen, den er an mich gesandt hatte.

Als ich auf ihn zukam, trat er mir freundlich entgegen, zog mich bei Seite und sagte: „Wie danke ich Ihnen, edler Mann, daß Sie gekommen sind! Sie beschämen mich unendlich.“ Mich machte diese Bescheidenheit verlegen, er fuhr aber fort: „Ich sündhafter Mensch begann schon zu zweifeln, ob ich in dieser wüsten Zeit ein offenes Ohr für das Wort des Herrn finden würde, und Sie kommen, um mir zu zeigen, wie kleinmüthig ich im Dienste meines Herrn und Meisters bin.“

„Nein!“ rief ich begeistert, „zweifeln Sie wenigstens nicht an mir. Sie haben mir gestern genannt, was mir fehlt, aber sprechen Sie, wie erringe ich mir dieses heilige Gut, den Glauben?“

„Fühlen Sie nicht ein inbrünstiges Bedürfniß zum Gebete?“ fragte er mich mild und mahnend.

Ich erschrak bei dieser Frage, denn wirklich hatte ich seit Jahren nicht mein Herz zu Gott gewendet.

„Lehren Sie *mich*,“ *rief ich*, „ach, lehren Sie mich wie-

der beten! Erlauben Sie mir, Sie in Ihre Wohnung zu begleiten; denn wir stehen hier auf der Brücke in schneidender Zugluft."

„Des Menschen Sohn," entgegnete mein neuer Freund, „hat nicht, wohin er sein Haupt lege; ich bin fremd auf dieser Erde und habe in dieser großen Stadt noch kein Obdach funden."

„O, kommen Sie mit mir!" entgegnete ich, „ewig werde ich die Stunde preisen, in welcher Sie über meine Schwelle treten. Sie wissen vielleicht noch nicht, wer mit Ihnen spricht: ich bin Mehlhose, Director einer Erziehungsanstalt, welche von den Töchtern der vornehmsten Familien der Residenz besucht wird. Welche wunderbare Fügung Gottes, wenn Sie mit mir im Weinberge des Herrn arbeiten wollten!"

„Gott will es!" entgegnete mein neuer Freund und Bruder, „Gott will es! Mit diesem heiligen Ausrufe, welcher einst die Christenheit des Abendlandes zum Kreuzzuge nach Palästina begeistert hat, folge ich Ihnen."

Unter dieser Erzählung hatte Kaspar seinen Gästen die Chocolade gebracht. Mehlhose fand sie ganz delicat. „Nach meiner Methode," bemerkte der bescheidene Kaspar, „ließ sie auch immer die gnädige Gräfin Aurora zubereiten."

Nach dieser Unterbrechung fuhr Mehlhose in seiner Geschichte fort: „Ich darf wohl bekennen, daß mit dem von Wandelstern ein guter Geist in meine Anstalt gezogen war. Wir Alle, ich, meine Frau, meine Kinder, alle meine Fräulein lernten ihn verehren und lieben. Der Ruf der echten Frömmigkeit, welcher sich, wie im heiligen Scheine, um mein Haus legte, vermehrte bald die Zöglinge um die Hälfte, und noch jetzt ist ihre Anzahl im Steigen. Auch bildete

sich gar bald unter unserer Leitung der fromme Verein zur Verbreitung des wahren Christenthums im Volke; wir traten in Verkehr mit Berlin und Stuttgart, und der Herr segnete allstündlich unser Werk. Auch hat der grundgütige Herr meinem Bruder Wandelstern schon jetzt ein Zeichen besonderer Gnade gegeben, und ihm Herz und Hand einer meiner älteren Schülerinnen, eines verwaisten, aber mit irdischen Gütern reich bedachten Fräuleins, zugewendet. Er ist jetzt von unseren Brüdern nach Berlin berufen worden, um auch dort als Geheimer Rath an dem neuen Jerusalem zu arbeiten in der Eigenschaft eines Censors."

Die Kukuksuhr, welche jetzt die Stunde schlug, unterbrach den mittheilsamen Mehlhose. „Die Glocke ruft mich," bemerkte er, „zu Seiner Excellenz, dem Minister des Cultus, wo ich die Ehre habe, über die von den Ständen beantragte Preßfreiheit meine Stimme abgeben zu dürfen; die Welt ist von Grund aus verderbt, sie weiß nicht, was sie will! Der Herr sei mit Ihnen."

Mit diesen Worten eilte er hinweg, auch Bernhard nahm mit Benedict und Leclerc Abschied vom Kastellan, welcher, allein zurückgeblieben, die Drehorgel zurechtstellte, um seinem Dompfaffen, welcher im Käfige am Fenster hing, den Choral: „Wer nur den lieben Gott läßt walten!" einzustudiren.

Als sich unsere Freunde wieder auf der Straße befanden, sagte Bernhard zu seinen Begleitern: „So sind wir nicht nur wieder auf dem Wege zur Zeit Ludwig's XV., sondern auch schon mitten darin. Noch vor Kurzem sangen die Lerchen von dem Anbruche des Frühlings, aber über Nacht fiel wieder der weiße Puderfrost auf Feld und Wald, und die ganze Welt ist in eine gottselige Pompadour verwandelt."

„Laß' dich davon nicht irren," versetzte Benedict, „ späte Nachtfröste bedeuten einen heißen Sommer. E dann, wenn die ganze Natur sich in Fäulniß aufz scheint, bereitet sie sich zum Frühling vor. Solche schen, wie Mehlhose, sind dazu da, die alte Glauben in ihren Verzerrungen zur Scheinheiligkeit widrig zu chen und die neue Idee zur That aufzureizen; selb Jesuiten, welche jetzt in Trier den ungenähten Rock au gen, werden in seiner Tasche den Grundriß zur deutschen Kirche finden. Auf Wiedersehen am E abende!"

Vor einigen Tagen war das neueste Werk des D Lessing: „Huß vor dem geistlichen Gericht in Kons zur Ausstellung angekommen. Das schaulustige Pub war besonders davon angeregt worden. Ueber den S des Kunstwerks war man völlig einverstanden, nur k man sich nicht über die Richtung der neueren Schul ihre Bedeutung vereinigen. Als Erdmann die Behau aufstellte, daß erst jetzt die Malerei ihre Aufgabe erk lerne und wir einer Zukunft entgegengingen, wo wir ers wahre deutsche Kunst erhalten würden, fand er gar einen großen Anhang, welcher im lauten Tumulte ihm Zustimmung gab.

„Ich bitte den Abt," rief dazwischen Benedict, „n zwei Worten Ruhe zu verschaffen." Die lautsch Glocke in der Hand des Angerufenen stellte sie s her. —

„Sind wir Deutschen," nahm Benedict das Wort, in der Kunst und Poesie, wie die Juden, und schreien

m Heilande, während wir ihn schon längst an das Kreuz schlagen haben? Das kommt daher, weil alle unsere deale noch außerweltlich sind, wie die Religion, so unsere lationalität mit allen ihren Organen, durch welche sie sich erwirklichen müßte; so leben wir in einem fortwährenden Traume, welchen wir die große Zukunft des deutschen Volkes ennen, dort schwimmt unsere Flotte, dort weht unser Reichspanier, dort werden auch die Heilande der Philoso-hie, Poesie und jeder Kunst geboren werden — die Ge-enwart aber, welche wir mit Thaten ausfüllen sollten, um ie lebendig zu machen, benutzen wir zum Verträumen. Doch hier steht die Malerei der Gegenwart in Frage! Die Malerei wird immer dieselben Anfänge und Ausgänge, wie die Poesie, haben. Sie wird zuerst mythisch dem Stoffe nd episch der Ausführung nach im Dienste des Staats nd der Kirche sein. Diese Aufgabe hat sie in München ollendet, ihren feinsten, mythologischen Ausdruck hat sie ort vielleicht in Kaulbach gefunden. Beginnt der Stoff ich zu vergeistigen, so daß der Maler ihn verwenden kann, um Ausdrucke seiner bestimmten Gemüthsstimmung, so wird die Malerei lyrisch, wie sie es in Düsseldorf gewor-den ist und sich in den Meisten der dort gebildeten Künstler ausspricht. Hat endlich die Kunst die Fertigkeit gewonnen, individuelle Seelenzustände darzustellen, so treibt die Zeit, welche ihr Gemüthsleben in der Kunst dargestellt wissen will, den Künstler aus sich heraus und zur Darstellung ihrer innersten Schmerzen und Wonnen in den Parallelen ähnlicher, geschichtlicher Zustände und Personen; sie ist dramatisch geworden, vor Allen in dem Maler Lessing. Sein Hussitenprediger und Huß in Konstanz sind solche Spiegelbilder *der gegenwärtigen*, innern Geschichte, die in

Thaten äußerlich zu werden sucht. Ich könnte nachweisen wie moderne Tragödie und Lessing's Werke nur verschieden Strahlen einer und derselben Sonne sind. Es haben da her die deutsche Malerei und Poesie gerade in unseren Jahrhundert ihre höchste Spitze erreicht. Die Ideen, welch jetzt noch Ideale der Kunst sind, werden gar bald in di thatsächliche Wirklichkeit hineinsinken. Während noch Rafae in Rom malte, brach schon die Reformation, und kur nach Shakspeare in England die Revolution herein. I solchen Zeiten wird die Kunst real; der Roman und di Genremalerei machen sich breit. Haben wir Deutsche ein Zukunft, so wird sie von Genies der Thatsachen, nicht abe von Genien der Kunst und Poesie erfüllt werden. D habt Ihr Euren Heilandsglauben!"

Johannes nahm das Wort:

„Unser Freund Benedict hat uns wohl zu belehren ge sucht, daß wir ein Recht haben könnten, uns über di Kunstwerke der Gegenwart zu freuen; aber nicht sowoh unser Traumleben in die Zukunft hinaus, es hindert di Meisten an der Anerkennung unserer Zeitgenossen vielmehr das scheußlichste aller Laster, der Neid. Dieser entsteht au dem schlechten Bewußtsein, selbst nichts Schönes aus de eigenen, häßlichen Seele hervorbringen zu können. Kaun daß das Publikum ein Werk, sei es im Theater oder au der Ausstellung, mit Beifall begrüßt hat, so heulen all Hunde, als hörten sie Musik."

Die enthusiastischen Anhänger Erdmann's schwiegen still dieser selbst machte einen glücklichen Zurückzug, indem e eine Mappe herbeiholte und die Lithographie, welche de münchener Kunstverein seinen Mitgliedern zugesendet hatte

ur Ansicht herumgab. Auf dem Blatte war eine Scene us der Ballade „Der Fischer“ von Goethe dargestellt.

„Da habt Ihr,“ rief Benedict, „ein doppelt lyrisches Bild, welches eine Ballade in ihrem eigenen Tone wiedergiebt.“

Als Johannes einen Blick darauf geworfen hatte, sagte r mit freudigem Erstaunen: „Und was noch mehr ist, es nthält die zu einem Bilde abgekürzte Lebensgeschichte des Malers und einen Arabeskenzug aus der meinigen!“

„Dieser Abend,“ rief der Abt, „scheint interessant zu werden, ich fordere dich im Namen des Convents auf, uns die Erklärung des Bildes aus dem Leben des Künstlers zu geben, so weit es dir gestattet ist.“

Johannes begann:

Das Ondinenbild.

„Wer noch nicht den alten plattdeutschen Reineke Fuchs in antikem Versmaße gelesen hat, der lasse sich schnell Göthe's Werke, vollständige Ausgabe letzter Hand, den vierzigsten Band, unter des durchlauchtigsten Deutschen Bundes schützenden Privilegien, Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1830, aus der Bibliothek holen; – und wer deutsches, gemüthliches Philisterleben in das griechische übersetzt sehen will, der mache sich auf den Weg ach München! Allda ist auch eine vergnügliche Schenke, ie heißt: Der Finke! Dorthin wallfahrten gegen Abend e jungen Maler, welche in der neuen Residenz arbeiten, nd wieder andere, die dort arbeiten möchten.

Vor einigen Jahren saß dort in der Vesperzei
junger Mann mit einem sonderbaren, asiatischen G
das ungemein polizeiwidrig aussah.

Bei dem zweiten Krügel Bier, das er trank, n
schon mit den frömmsten Historienmalern der Gesel
in ein tiefes Gespräch verwickelt. „Ich begreife nunn
sprach er unter Anderm, indem er mit dem Decke
Krügels klopfte, „wie hier der wahre Tiefsinn, der unei
Mysticismus der Wissenschaft und Kunst gedeihen
O, wie verständlich werden mir nunmehr Schelling
Cornelius! Diese schwermüthige Durchgeistigung alle
feins, welches man außer München gar nicht beg
kaum ahnen kann, kommt Einem hier von selbst,
Rheuma und Schnupfen! Ist denn nicht der Mens
Kind der Natur, die ihn fortwährend von Neuem
cirt, indem sie in ihm erst Leib und Seele gewinn
dadurch zum Bewußtsein gelangt? Ist nicht der
sächlichste Weg dazu, daß sie sich von ihm in J
Gemüse und Obst, in Kaffee, Wein und Bier ver
läßt? Heda, Ihr braven Jünglinge! sagt selbst: in
chem Nahrungsstoffe kann die Natur in höherer Bo
menheit vorhanden sein, als im flüssigen Brot — im
In ihm ist Leib und Geist so eng verschwistert, daß
Krüglein davon die ganze Menschheit, ja die Welt
stellt; es ist der wahre Mikrokosmus!

„Wie anders würde der deutsche, insbesondere der
sche Volkscharakter und danach die Menschheit sich g
haben ohne diese Beihülfe? — „Joseph! Klipp! Klapp
Daher sind wir Deutschen auch das wahre Norme
wovon der baiersche Volksstamm eben deshalb, weil
Gesammtcultur in das Brauhaus gedrängt hat, die L

essenz ist. Mit prophetischem Geiste hat davon schon Schiller gesungen:

„D'rum sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkt die höchste Kraft!“

„Joseph! Klipp! Klapp!“

„Ihr aber, Ihr Jünger der Kunst, wie könnt Ihr je glauben, daß ohne den starken Dämon des Bieres der große Meister Cornelius je vermocht hätte, die große Märchengeisterwelt, insbesondere auch die starken, alten Recken, die Trinker des unendlichen Walhallabieres in ihren ehemaligen Menschengestalten heraufzubeschwören?“

Die jungen Maler machten wehmüthige Madonnengesichter, falteten die Hände über die Bierkrüge, wie über heilige Gnadenmittel, und hörten dem Evangelium, das ihnen eben gepredigt wurde, andächtig zu.

Jener fuhr aber fort: „Ich wage überhaupt die Weltgeschichte abzutheilen in die Zeit des Weines oder die griechische und römische — oder classische Zeit; und in die des Bieres, oder in die germanische oder romantische Zeit! Die erstere war die republikanische, wo Helden, Dichter und Redner, die letztere, wo Ritter und Mönche gediehen.

„O, Ihr sanftmüthigen Freunde, laßt uns streiten mit aller Macht gegen die neueste Zeit, welche mit Dampfschiffen und mit Dampfwagen auf Eisenbahnen heransaust — unser Panier sei der Münnich in München über dem Stadtthore! — Nieder mit Dampf und Eisen! Nieder mit den aufgeklärten Gaslampen!“

„Pereat!“ schrieen die Kunstjünger.

„Allemal!“ entgegnete der Philosoph.

Diesem aber klopfte eine lange, hagere Figur mit ma-

gerer Hand auf die Schulter und sagte: „Du fröhlic
Lästermaul! bist du hier? — Johannes, bist du es d
wirklich?“

Dieser umspannte die dargebotene Hand des Freun
und entgegnete: „Heinrich! ich grüße dich mit ganzer Se
So viele Jahre liegen zwischen heute und der Nacht,
ich von dir Abschied nahm; und doch ist es mir, als w
nur ein langer Tag vorüber, und der Abend wäre da,
auf mich herein das bleiche Mondgesicht, das bekan
alte, trauliche Licht wieder scheint.“

Ueber Heinrich's Gesicht flog ein Lächeln, wie ein fli
tiger Sonnenstrahl, der aus den Nebeln über die herbstl
Erde gleitet. Eine undurchdringliche, süße Rauchwolke
hüllte jetzt beide Freunde. Als sich der Nebel nach Mit
nacht verzog, sah man Beide mit aufgestemmten Arm
vor einander sitzen und sich gegenseitig ansehen.

„Aber sag' an, theuere Seele,“ begann jetzt Hein
zu fragen, „was führt dich hierher nach München? Sc
längst glaubte ich dich versorgt und aufgehoben mitten u
Acten und begraben in den Armen eines Weibes! Hast
noch keine Lust, ordentlich zu werden?“

„Jenes Glück ist nicht für mich!“ versetzte Johann
„seitdem ich meine Muse gesehen und ihre Stimme gel
habe, muß ich, wie ein Leibeigener, dahin gehen, wohin
mich schickt. So triffst du mich im Dienste meiner stren
Dame hier in München!

„Da in meinem Reisebündel habe ich mein großes
dengedicht. Ich will Nichts davon sagen; wenn aber T
manten nur die versteinerten Thränen des Erdgeistes si
so sind diese Verse geronnene Blutstropfen aus mein
Herzen. Es ist ein Kranz von Rubinen, für den ich

Bildsäule, einen Altar oder einen Nagel suche, ihn
nzuhängen; oder soll ich ihn auf die Straße werfen?
will dieses Gedicht dem königlichen Dichter weihen."
„Das ist recht schön und gut!" entgegnete Heinrich;
r vor allen Dingen ist Mitternacht vorbei, wo die
:er wieder zur Ruhe eingehen. Gieb mir deinen Reisesack
komme mit mir, wenn du mit einem armen Historien-
r Dach und Fach theilen willst."
Ohne weitere Worte zog nunmehr Heinrich seinen
nd mit sich fort und in seine Wohnung. Dort wurde
Staffelei, auf welcher ein großes, verhangenes Bild
, behutsam an die Wand gerückt, Bette und Mäntel
ie Stube geworfen, und bald lagen die beiden Freunde
dem harten Lager zusammen und plauderten so lange,
der sanfteste Schlaf auf ihre Augen seine Sammet-
e legte.

Glücklicher Mann, der Umgang hat mit zwei Unsterblichen
Armuth und der Kunst! Nicht in Palästen, aber in niedern
en werden die Götter geboren! Mitten in der Wild-
springen die Quellen aus der Erde, die Mütter der
me, die Ernährerinnen der Meere, werden erzeugt die
me und welterschütternden Gedanken!
In der Wohnung des Malers aber hielt die Armuth
Hoflager. Hätten in seiner Stube nicht barmherzige
men versucht die Fenster zu verhängen, nicht der mit-
e Staub die Rohrstühle und die unverschließbare Com-
mit weichen Teppichen überworfen gehabt, so wäre
venig von Luxus zu bemerken gewesen.
In diese *Armseligkeit* hinein war dennoch die Poesie

der Linien und der Farben, Rafael's Idea, herein
Ich rede von jenem Bilde auf der Staffelei, welc
rich schon bei Tagesanbruch zum Aerger des schl
nen Freundes hin und her gerückt hatte, bis d
endlich in das beste Licht, und wenn Johannes vo
endlich emporsah, auch zugleich ebenso vor seine Au
gerückt war. Es war schon heller Tag gewor
Heinrich machte einen so hölliſchen Lärm mit der
tassen, bis endlich Johannes die faulen Augen auf

Da stand das Bild vor ihm. Er fuhr in d
rieb sich über Stirn und Augen, als wollte er all
träume verscheuchen, er blickte wieder hin, aber imm
tiger trat das Bild in seine innerste Seele. Unve
war darinnen der Fiſcher von Goethe dargeſtellt,
eben das Meerweib hinunterlockt in die Fluth:

„Halb zog sie ihn, halb sank er hin" —

Dieſes Bild iſt vielleicht hier und da einem L
ſer Geſchichte vor die Augen gekommen. Da
ängſtlich dem Dichter nachgebetet; der Maler hat
nien und Farben die göttliche Ballade noch einm
ganz eigen gedichtet!

Der Fiſcher, mehr Knabe als Jüngling, ſitzt
des Felſens am Meere. In der ſchwülen Gew
welche über ihn hindüſtert, hat er den weiten Ma
der Schulter zurück und deſſen Ende über den Sc
worfen gehabt. So mochte er lange geſeſſen hal
es endlich auch ſiroccodunkel in ſeiner Seele geworden
da hörte er auf einmal ſeltſame Zitherklänge und
worte aus der Ferne herkommen, und endlich ein
Ondine mit durchſichtigen Nebelſchleiern auf den

schwimmen. Sie ist schon in der Nähe des Ufers, ft sie Schleier und Lyra zurück, eine weitausgrei- brandende Woge hebt ihre glänzende Gestalt hoch Höhe und dem erschrockenen Jünglinge zwischen die n Kniee hinauf. Schon hatte er den einen Fuß zur und widerstrebend den linken Arm zurückgehoben, eser ist dem Herzen am Nächsten, wo noch einige Bibelsprüche aus der Schule her verweilen mögen, streckt sich der weiße Ondinenarm so sehnsüchtig re rechte Hand faßt plötzlich die Linke des Jüng- vor dem weichen Drucke ihres Daumens auf den ger sinkt diese, wie gelähmt, am Felsen herab; — sein Widerstand auf dieser Seite, aber wie viel- t er auf der andern Seite bewältigt! Unter seinem Arm hinauf hat die Sirene ihren Arm emporgeho- re Hand unter sein dunkles Haupthaar auf den hineingeschoben, indem sie da mit dem gekrümmten ger fest eindrückt. Wie könnte der Jüngling aus Schlinge sich retten? Hat er noch Blut und Leben, r verloren! — Da sie emporschaut, so hat sie das asserblumen und Blättern bekränzte Köpfchen, dessen Locken unter dem Kranze hervor wie Feuerzungen ft lechzen, ganz zurückgebogen; das Gesicht des Jüng- ird von dem Zauberblicke, der jetzt in seine Augen ief herabgesenkt. Mir scheint es, als blühe um sei- und die erste Sünde auf. Welches glühende Schmach- t nicht in dem emporschauenden Antlitz des Wasser- von der Muskel des Auges über die tiefeinsetzende or bis zu der gefüllten, aufklaffenden Centifolie des s, um das ganze, runde Apfelkinn herum und nun ichen Halse *hinab*, der, wie ein zarter Stiel, das

betäubende Blumengesicht zu dem Jünglinge emporti
Wer möchte sich wundern, daß der junge Fischer mit t
kenem Haupte in diesen Liebeszauber und in die W
hinuntersinkt?

„Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn!"

Dieses Bild hat aber eine so große Bedeutung, we
fürwahr die Etiquette der ganzen neuen, an die W
verlorenen Zeit ist. Der unheimliche Berg ist wieder
gethan, und Frau Venus jagt mit ihren schönen Teuf
nen über Berg und Thal. In der Hand trägt sie
elfenbeinerne Horn; todesfüße Klänge ziehen, wie Schn
durch die Luft; darüber vergißt die jubelnde Tannhä
Jugend Vater und Mutter, Himmel und Erde, Vater
und Freunde, und jauchzt ihr hinterdrein dahin in di
chende Verzweiflung, wo der Tod oder pfäffische Heu
im Bußgewande die Arme ihr entgegenbreitet.

Johannes sagte nach langer Zeit, während er das
unverwandt angeschaut hatte, wie für sich: „Armer Ju
fahr' wohl!"

„Du magst dieses Bild angucken, wie du willst; du
aber doch nicht herausfinden, daß es nur eine Sign
auf dem Leinwandsacke ist, worinnen meine verderbte,
dorbene und gestorbene Jugend steckt. Johannes, d
eine Tasse Kaffee, laß' ihn nicht kalt werden!"

„Stelle lieber deinen blechernen Topf in Ruhe," e
derte Johannes, „und erkläre mir das Bild von G
aus, ich meine mit deinem ganzen Leben!"

„Ach, denke nicht etwa an eine besonders reizende Geschichte,“ versetzte Heinrich; „mein Leben ist ebenso eine unscheinbare Zwiebel, wie tausend andere; nur mit dem Unterschiede, daß ich daraus hervor eine Lilienblüthe gelockt habe — ich meine das alberne Bild hier!

„Du kannst mir glauben, daß Armuth und ein wildes Herz zwei unglückliche Gespielen der Jugend sind. Ich habe Beide mein Leben lang noch nicht verarbeiten können. Ein Hirsch, von zwei tollen Hunden gehetzt, ist nicht schlimmer daran, als ich.

„So weit ich zurückdenken kann — bis in den äußersten Nebelpunkt meiner Knabenzeit hinaus, finde ich nur ein blasses, abgemagertes Weib und einen Knaben, welche, nothdürftig in Lumpen gehüllt, mit umgehangenen Leinwandsäckchen durch das Land der Dithmarschen von Gehöfte zu Gehöfte betteln gehen und sich gar sehr vor den Hofhunden fürchten.

„Von einer einzigen Nacht an beginnt die Zeitrechnung meines Bewußtseins. Meine arme Mutter, erschöpft und krank, hatte sich und mich nach Hamburg hineingeschleppt. Ich selber weinte vor Hunger, Müdigkeit und auch vor Schmerz, welchen ich an den aufgesprungenen Füßen hatte. Ueberdies war es im Spätherbste und der Abend kalt und stürmisch, dunkel und wild, wie unser Schicksal. Meine Mutter führte mich lange durch die Straßen, die ihr sehr bekannt schienen, bis wir endlich an ein freundliches Haus gelangten.

„Dort kniete sie unbemerkt nieder und betete eine ziemliche Weile. Wie sie aufstand, sagte sie: „Hier, mein Kind, finden wir vielleicht Obdach, Brot und Heimath! Heinrich, ich habe *gebetet, daß Gott* das Herz des Mannes, der in

diesem Hause wohnt, zur Milde bewege! Ich kann ja do nicht weiter! Dich will ich nicht gleich mit hineinnehme Indessen ich hineingehe, warte ein Weilchen und bete au du, daß uns Gott erhöre!" Mit diesen Worten faltete f meine erstarrten Hände zum Gebet zusammen und ging fo dann in das Haus hinein.

„Sie war eine ziemliche Weile darinnen; endlich hört ich ihre Stimme unter lautem Schluchzen und herzzerschnei dend, wie die eines Menschen, der in Todesangst um sein Leben bittet. Da fing ich an, das Vaterunser zu beten, und kam nicht über die Worte hinaus: „Unser täglich Bro gieb uns heute!" Die übrigen Bitten hatte ich ganz ver gessen. Als ich nun sann, wie das Gebet weiter ging und mir endlich beifiel: „Und vergieb uns unsere Schuld!" de wurde die Hausthür aufgerissen, händeringend stürzte mein Mutter heraus, hinter ihr drein flog die Thüre gellend wie der in das Schloß und schwere Riegel rasselten inwendig darüber hin.

„Um mich schlang meine Mutter ihre zitternden Arme ihre Schürze um meine nackten Füße und drückte sich nur mit mir lautlos seitwärts der Hausthürstufen in den Win kel. Ueber mich kam eine solche Angst, daß ich nicht ein Glied rühren konnte. Meine Mutter sprach auch kein Wort ihre Thränen aber tropften in Einem fort auf mein Ge sicht. Da vergingen mir immer mehr die Sinne, und ein ohnmächtiger Schlaf drückte meinen Kopf an die Brust mei ner Mutter.

„Ich fing endlich an zu träumen, aber so schrecklich, s qualvoll, daß es sich nicht ermessen läßt. In meine warm Brust hinein griff eine Hand von Eis, und eine Stimm *seufzte:* „Laß' mich nur ein Bischen wärmen; ich muß

ieren!" Da ward es auch in meiner Brust kalt und kälter; nur mitten drinnen im Herzen zuckte noch auslöschbares Fünkchen. Wie aber die Eishand auch eingreifen wollte, so war es mir, als müsse mir die zerspringen.

In diesem Augenblicke wachte ich auf. Auf meiner Brust kalte Hand. Ich griff, wie in der Verzweiflung, da- es war die Hand meiner Mutter. Ich fuhr ihr in esicht, ich fühlte nach ihrem Herzen — Alles kalt ll! Ich rüttelte sie, gab ihr die besten Namen; sie icht! Wahnsinnig biß ich ihr in die Schulter; sie sich nicht! Wie ein wildes Thier, fing ich jetzt zu an; aber der Sturmwind, der die dunkeln Wolken ie Häuser jagte, brüllte noch mehr. Endlich gerieth eine grenzenlose Wuth. Ich faßte den Stein, der meinem Haupte gelegen hatte, mit beiden Händen, arf ihn gegen das Haus, wo uns das Obdach ver- orden war. Er schlug gegen ein Fensterkreuz so ge- daß alle Glastafeln, wie ein Wehschrei, hineinsprangen. Da wurde Lärm im Hause. Ich schaffte meine todte hinauf zur Thüre und stellte sie aufrecht. Die ging auf, ein Mann, welcher in der einen Hand Säbel, in der andern ein Licht trug, trat hervor. aber meine todte Mutter erblickte und ich ihn an- „Eine Leiche bittet um Einlaß!" taumelte er stöh- urück.

Was weiter vorging in dieser Nacht, weiß ich nicht; etzt nach dieser entsetzlichen Ueberreizung meines We- at eine Mattigkeit ein, die mir alle Gedanken raubte. eiß auch nicht, was mit mir vorgenommen wurde. Ich erinnere mich nur, daß ich bei zurückgekehrtem Be-

wußtsein in einem schönen, warmen, weichen Bettchen la
und ein liebliches Engelköpfchen mit blauen Himmelauge
und reichem, blonden Haare, das einfach über der Stir
geſcheitelt war, auf mich herunterblickte, und ein warme
Händchen ſich auf meine Stirn legte. Verwundert ſah ic
lange empor in das klare Angeſicht des Mädchens, bis e
mich endlich fragte: „Iſt dir nun wieder beſſer? Ich ſagt
es ja gleich, daß du nicht ſterben würdeſt, wie deine Mut
ter, die wir vor drei Wochen haben begraben laſſen.“

„Wo bin ich?“ rief ich aus.

„Sei nur ruhig!“ entgegnete das Mädchen; „ich höre den
Vater kommen, der möchte ſonſt zanken!“

„In dieſem Augenblicke trat auch ein hoher, ſtattliche
Mann in das Zimmer mit der Frage: „Elsbeth! wi
ſteht's mit dem Jungen?“

„O, Vater! Vater!“ rief das Mädchen, „er macht wie
der muntere Augen.“

„So ſcher' dich hinab in deine Küche!“ entgegnete die
ſer, und ſetzte ſich auf die Bettpfoſte. Ich ſah ihn lang
an, und er mich wieder, bis er endlich ſagte: „Haſt du
noch keinen Menſchen geſehen, Junge? Du biſt ein ſchöne
Flegel, wirfſt mir die Fenſter ein! Nun, erſchrick nur nicht
ſie ſind wieder gemacht! Es ſoll dir auch nicht nachgetra
gen werden, weil ich meine Urſache dazu habe. Wenn
du einen Beefſteak vertragen kannſt, ſo ſoll dir Els
beth zwei oder drei Stücke heraufbringen. Ich will ſchon
deinen Doctor machen, daß du wieder auf die Beine kommſt
Wenn du aus dem Bette herauswillſt, ſo hängt da gleic
an der Wand ein bischen Zeug zum Anziehen.“ Ich wußt
nicht, wie mir geſchah; ich ſtammelte ſo Etwas von Dan
und Gotteslohn, und andere Bettlerredensarten, welche mi

eben beifielen. Er unterbrach mich: „Es soll mir lieb sein, wenn du kein gar so böser Bettelbube bist, als ich mir eigentlich gedacht habe. Du siehst sonst auch nicht übel aus, hat aber der Patron da noch ein paar Gaunereien hinter den Ohren; — nun — so weiß ich auch Rath.“ Bei diesen Worten lachte er selbstvergnügt und wies mir dabei ein paar Reihen unverwüstlicher Zähne, indem er eine ganz besondere Bewegung mit der Hand machte, die ich später erst recht verstehen lernte.

„Meine Jugend bedurfte nur kurze Zeit, um sich wieder zu erholen. So lange ich noch das Bett hüten mußte, kam die kleine Elsbeth von Stunde zu Stunde zu mir, denn wir waren Beide noch Kinder und plauderten wie die Kinder. Obschon ich immer nach meiner Mutter und den Verhältnissen forschte, in welchen sie vielleicht zu Elsbeth's Vater gestanden haben mochte, so konnte ich doch weder von ihr, noch auch von sonst Jemand etwas erfahren. Doch hatte ich von der kleinen Bethe bald herausgebracht, daß ihr Vater Schiffsbaumeister, und sie sein einziges Kind wäre.

„An einem Sonntage verließ ich genesen, angethan mit frischer Wäsche und getragenen, aber noch hübschen Kleidern, das Gemach. Von dieser Zeit an begann ich erst zu leben. Ich war wie ein Kind im Hause und wuchs mit der lieben Elsbeth heran, wie ein Bruder mit seiner Schwester. Ich wurde in die Schule geschickt, lernte darin so viel ich konnte, und wurde später von meinem Pflegevater zu einem Maurer, welcher sich mit Stubenausweißen hauptsächlich abgab, in die Lehre, nicht aber aus dem Hause gethan, in welchem ich aufgenommen worden war.

„Man hat ein rechtes Elend mit dir!“ sagte öfters

der Schiffsbaumeister, „daß du so ein schwächlic
bist. Ich hoffte dich auf der Werft gebrauchen zu
nun bist du eine Stubenfliege!“ Ich jedoch h
meinem alten Maurer eine viel größere Noth; war
ärgerlich, wie ein schnupfiger Mops, Tag für Ta
aus Jahr ein! Es giebt Leute, die man prügeln
wenn man sie nur ansieht. Zu diesen gehörte mein Lef

„Als ich sechszehn Jahre alt wurde, war ich
sehr tüchtiger Wandanstreicher — husch! rusch! v
Ecke in die andere, daß die Kalkſuppe meilenweit
Ich konnte aber auch accurate Linien mit den
Pinsel ziehen, schwarze, rothe, gelbe, je nach Geschm
Belieben; aber wollte ein Liebhaber grüne Natur
Stube — Weinlaub aus freier Hand, — so war
Meister; denn grünes Laub war mein Element.

„Eine Schwalbe jedoch war an all' meinem
Schuld. Diese hatte ein Nest unter dem Fenster
lieben Elsbeth. Ich sah manche Stunde ihr zu,
ein- und ausflog, unermüdlich im Hin- und Her
an der Dachrinne hin, über des Nachbars Sch
dreimal um den Thurm herum und gleich wiede
den Jungen mit einem ganzen Schnabel voll Flie
Mücken! Dieses flatterhafte Thier kam mir g
mehr aus den Gedanken; selbst beim Anstreichen
dunkelsten Hausflur dachte ich an die Schwalbe.

„In dieser Zeit fiel es einem alten Franzosen
Hamburg eine Bijouteriehandlung hatte, beim An
seiner Arbeitsstube ein, Weinlaub von mir malen z
denn in diesem Artikel war ich, wie schon gesagt,
geworden.

„Nachdem Alles recht weiß abgetüncht war,

mit meinen Farbefässern und Pinseln an die Frescomalerei. Ich war eben bei dem Kranze, den ich in der Mitte der Stubendecke zu machen hatte, als mir die verwünschte Schwalbe einfiel. Ehe der Papst dreimal vobiscum sagt, hatte ich mit Rußschwärze und Bolus das Dingelchen mit dem doppelten Spießschwanze und dem rothen Unterkehlchen so munter in die Mitte hineingemalt, daß ich vor Freude außer mir war. Es war ja das erste lebendige Wesen, das ich gemalt hatte und seinem Original ähnlich!

„Ich hüpfte recht albern in der Stube herum und schlug mit den flachen Händen vor Freuden über mein Meisterwerk auf die Beine, als in diesem Augenblicke mein Lehrmeister hereinkam. Kaum hatte er aber das kleine Ungethüm oben an der Decke erblickt, als er sich mit untergestemmten Armen vor mich hinstellte, erst mit der Stirne, dann mit der Nase, endlich mit dem vorgestoßenen Kinne anfing zu wackeln und zu näseln: „Ist aber das auch Weinlaub da oben?“ —

„Das ist eine Schwalbe von hinten!“ sagte ich trotzig.

„Und das eine von vornen!“ — Mit diesen Worten hatte ich eine Ohrfeige im Gesichte sitzen, daß sie mich heute noch brennt, so warm war sie gebacken.

„Da kam über mich mein jähzorniger Teufel. Kaum hatte ich die angenehme, einseitige Wärme im Gesicht gespürt, so war auch schon dem Meister das ganze Faß mit Rußfarbe über den Kopf, wie eine Mütze, gestülpt, daß der Kerl über und über troff, wie der Speiteufel auf dem Springbrunnen zu Nürnberg. Unter der Thüre stand der alte Franzos, der sich beide Seiten vor Lachen zuhielt, mit der Lorguette handthierte und in Einem fort schrie: „Il faut voir *cela de près!*“

„Ich jedoch floh hinweg und nach Haus in meine Kammer, wo ich nun Zeit hatte, mein Unglück und mein Vergehen zu überlegen. Alles fiel mir jetzt auf einmal ein, was meine Angst vermehren mußte — die besondere Freundschaft meines Pflegevaters mit meinem begossenen Meister, alle Ermahnungen und Vorwürfe, die ich fast täglich bei dem Morgen-, Mittag- und Abendbrot hörte: „daß ein Bettlerbub', wie ich gewesen wäre, gut thun und sich was gefallen lassen müsse!" ach, und alle die Knüffe und Püffe, die ich von meinem Pflegevater dankbar hinnahm, wie Brezeln, die man in den Kauf bekommt! Aber alle diese Gedanken waren wie durchsichtige Perlen über die goldene Schnur meiner Zuneigung zu Elsbeth gereiht.

„Diese kam eben jetzt an meiner Kammer vorbei. Wie sie mich drinnen so jämmerlich seufzen hörte, steckte sie erst ihr liebes Angesicht und zuletzt sich selbst herein zu mir in die kleine Bodenkammer. Sie redete mir so liebreich zu, bis ich ihr mein ganzes Herz entdeckt hatte. Da fing sie auch mit an zu weinen, bis wir alle Beide schluchzten und unter bitteren Thränen — der Himmel weiß, wie das kam! — einander ewige Liebe und Treue zuschwuren, wobei wir uns küßten und wieder küßten ohne Unterlaß, bis wir auf die Kniee gesunken waren und doch wieder in Einem fort zusammen weinten, uns wieder in die Arme fielen und küßten, und wenn das Eine: „Ach!" sagte, so seufzte das Andere: „Oh!" Das war meine erste, es ist meine einzige Liebe! Es war die schönste Albernheit in meinem ganzen Leben.

„In jenem Augenblicke waren mir alle Gedanken so ganz vergangen, daß ich gar Nichts wußte und fühlte, als nur *das Pochen* des Herzens meiner Elsbeth; doch kam es mir

auf einmal vor, als wenn eine derbe Faust in meine Haare griffe. Es hatte eine ziemliche Weile gedauert, und schon fühlte ich meinen Kopf ungemein hin und her geschüttelt, als Elsbeth lautschreiend sich mir entwand und entfloh, ich aber so an die Wand geworfen wurde, daß mir Hören und Sehen verging. Wie das Rauschen und Grollen eines fernen Gewitters, schlugen die Worte an mein Ohr: „Der Himmelsakkermenter! der Bettelbub'! He! das wär' eine Geschichte! Du Schwalbenfabrikant! Wischt sein Maul an mein Mädel! Seht einmal die Brut an! Marsch!" Da weckte mich ein Fußtritt aus meiner Betäubung. Ich sprang auf und sah in das feuerrothe Gesicht des Schiffsbaumeisters. Ich weiß nicht, wie es geschah, daß mir da sein Gesicht, wie ein gesottener Krebs, vorkam, und da nun die Wuth gar seine Augen herausdrehte, so kam ich in einen solchen lustigen Humor, daß ich gerade hinaus an zu lachen fing; er sprang erschrocken zurück, ich aber zur Thüre hinaus — und soll heute noch wieder kommen.

„Wie ein Wildfang irrte ich jetzt in der Stadt herum. Die nächste Nacht über schlief ich unter den Feuerleitern; am andern Morgen suchte ich das Freie. Ich ging längs der Elbe hin, als müsse sie meine Reisegefährtin sein. Verhungert wie ich war, streifte ich Erlenblätter ab und aß sie. Bald konnte ich vor Mattigkeit nicht weiter. Ich lagerte mich an den Strom hin in das tiefste Gras.

„Man muß erst ganz unglücklich sein, um zu erkennen, wie schön der gewölbte Himmel, das strömende Wasser, die wehenden Bäume, die ganze Natur ist! Nur im tiefsten Elende versteht man ihre Stimme, denn nur mit Dem, welcher ihr ganz angehört, fängt sie nach und nach zu reden an — wie ein altes, *gutes*, aber doch wunderliches Mütter-

chen, das nur in Dämmerstunden und wenn es ganz still in der Stube ist, seine waldsinnigen Märchen erzählt.

„In meiner Noth kam auch dort eine so wundersame Stimmung über mich, daß ich bald lachte, bald weinte, und im Grase herumrutschte; denn das lange Gras mit den gelben Blütentroddeln meinte es so gut mit mir, daß ein Halm nach dem andern kam und mit seinen kleinen Fingern mir im Gesichte herumgriff. Zugleich schmeichelte das Wasser so mild zu mir herauf und hauchte mich ein Mal um das andere so lockend an, daß ich Schuhe und Strümpfe von mir warf und die bloßen Füße tief hineinhängen ließ. Wie ich nun so in die strömende Fluth und in den Himmel, der sich darinnen abspiegelte, schaute, bis ich ganz, — wie soll ich sagen? — vom Geiste des Wassers betäubt wurde, da wich allmälig aller Gram, aller Kummer aus meiner Brust. In mir war nur noch ein Bild übrig, denn Gedanken kann ich es nicht nennen — meine Elsbeth! —

„Mein Angesicht, das ich in der klaren Fluth sah, fing an, immer mehr ihre Züge anzunehmen, ich sah ja ihren Blick, die schöne Stirne, die blonden Locken, nun hob sich eine weiße Schulter — ein jugendlich glühender Leib wob sich hervor, zwei Arme streckten sich aus nach mir, so daß ich vor Sehnsucht, Lust und Liebe gewiß hinuntergestürzt wäre, wenn nicht der alte Franzose mich aus meinem Hinstarren aufgeschrieen hätte mit den Worten: „Il faut voir cela de près!“

Heinrich, welcher jetzt schwieg, begann seine Palette *abzukratzen*, Johannes aber ging mit übergeschlagenen Armen

in der Stube herum, erst mit langsamen, dann mit schnellen, aber unterbrochenen Schritten. Man sah es ihm an, daß er mit seinem Genius Zwiesprache hielt. Nachdem er seine Reisepelzmütze über die Ohren gestülpt hatte, gerannen die Ideen zu den Worten: „Was ist ein Kunstwerk anders, als ein Aufschrei des Genius aus dem Kerker des Leibes? Wie der Strahl einer Quelle, deren ruhiger Lauf plötzlich in einen undurchdringlichen Felskessel eingesperrt wird, nun in hohem Strahle emporsprüht zum Himmel, so springt die Sehnsucht nach dem ewigen Frieden aus der Brust des Dichters und Künstlers in ihren herrlichsten Werken. Wird nicht endlich alles Große nur von Unglück und Mühseligkeit geboren? Mußten nicht Halbgötter und Heroen von jeher erdulden unsägliche Leiden? O, ich denke an dich, Cervantes! an den größten Dichter, den nur je die Muttererde unter Lachen und Weinen herzinnig an ihre Brust drückte und — verhungern ließ. Lache Keiner über den edlen Junker und den ehrlichen Schildknappen; denn einer von Beiden wird ihm immer zurufen: „Guten Morgen!“ Heinrich, sieh' mich an; denn auch ich bin ein Dichter und mein Beiname: Don Quixote!“ —

„Wenn du nicht so wohlgenährt wärest,“ erwiderte Heinrich, „so möchtest du danach aussehen! Jetzt aber, dächte ich, gingen wir in das alte Hellas, ich meine in die Glyptothek.“ Dieser Vorschlag brachte Johannes auf andere Gedanken. Sein Phantasus ließ die Flügel hängen, und so schlenderte er mit Heinrich hinaus in die lärmenden Straßen.

Wie eine schöne Römerin, die Ovidium Nasonem de arte amandi *und den ganzen*, unverletzten Decamerone

studirt hat und im innersten Herzen gar viele heiß
Geschichten von sommernächtigen Küssen und
Dolchstichen verbirgt, nun vor dem Beichtstuhle k
mit verschlossenen Augen dem dicken Confessore in
beichtet und in Räthseln absolvirt wird, so liegt
tothek vor dem bigotten Monaco ganz fromm un
aber dem Liebhaber zeigt sie gern ihre hellen A
ihre herrlichen, hellenischen Glieder.

Wie beide Freunde ihrer ansichtig wurden, sagte
„Es wäre ein gar schönes Leben, wenn du hie
könntest — als ein anderer Ariosto oder Tasso!“
du im Kerker?“ entgegnete Johannes. „Je länge
bin, desto mehr verliere ich den Muth zu meinem B
„Dein und mein Schicksal, erwiderte Heinrich, w
bald entscheiden. Ich hoffe schon morgen, wo
Bild auf die Kunstausstellung gebe, zu erfahren, o
Meister der Malerkunst bin und hier zu thun
werde; denn wenn mein Ondinenbild eine unbedin
kennung erhält, so bekomme ich nicht nur dazu b
Käufer und Geld, sondern auch Bestellungen
Werken, vielleicht wohl gar in der neuen Königs

„O, Ihr Götter des Schicksals!“ sprach
indem sie Beide eintraten in die Glyptothek, „
Jüngern der Kunst gnädig und laßt sie zu gen
Ziele gelangen!“ — Nun aber schwiegen Beide;
ihnen stiegen die gewaltigen Frescobilder des Meis
nelius auf. Ihnen vorüber rauschten fast verneh
alten, herrlichen Zeiten der Götter und Helden! Ih
über gingen unvermerkt dort die Stunden des Ta

In der Glyptothek sieht man auch einen ant
busenkopf aus Marmor. Dieser hat im Antlitze

aft Entsetzliches, daß ihn kein Mensch vergessen wird,
gesehen hat. Dieser Triumph der Sinnlichkeit und
, dieser unauslöschliche Hohn, dieser unversöhnliche
m und doch dabei der physische Schmerz, der eben
lten Schwertschlag in die Todesangst hinein und
as ganze Gesicht fährt: und doch die eigenthümliche
eit des ganzen Kopfes, — das Alles macht die
ebendig vom versteinernden Schrecken! —
r diesem Gesichte stand jetzt Johannes. Er hatte
tirne in die zusammengefalteten Hände gepreßt, unter
hervor er in diese Züge hineinstierte, als könnte er
n die furchtbarste Tragödie lesen.
ohannes, was hast du?" fragte Heinrich.
a sieh' hin!" murmelte dieser, „da schaut mich an
sicht der ganzen Menschheit mit allen seinen Schmer-
) seiner Verzweiflung! Es ist das böse Gewissen der
chichte; o, ich kenne dieses gottesleugnerische Ge-
ich höre das Rauschen des Flügelrosses der nächsten
ad ich sehe eine geschlossene Hand und ein ausholen-
hwert! — Heinrich! komm' lass' uns hinaus; ich
el auf die empörten Wogen meiner Seele schütten;
ine — ein Krügel Bier! Gieb mir Gleichmuths-
aß ich wieder zu mir komme!" — Mit diesen Wor-
ließen Beide die Glyptothek.

München findet man gar bald eine Schenke, darin
bsches Goldhäubchen und ein gläsernes Krügel mit
em Deckel. Hat man es erst so weit gebracht, so
sich wohl auch ein *Imbiß*.

„Wie sehr die Phantasie durch Hunger befördert wird, kann jeder von uns Beiden erfahren," fing Johannes zu plaudern an, als er schon das dritte Krügel Bier auf die empörten Wogen seiner Seele geschüttet hatte; — „du hast vor lauter Hunger und Kummer dein Ondinenbild erphantasirt, und ich habe vor lauter Durst einen idealisirten Affenkopf, — denn nach einer neuern Forschung soll das Haupt der Medusa ein solcher sein — für das böse Gewissen, und wer weiß sonst für was angesehen.

„Aber du armer Schelm sitzest mit deiner Liebesgeschichte noch immer an der Elbe und der alte Franzose schreit in Einem fort: „Il faut voir cela de près!" Hilf dir doch auf die Beine, und sage mir, wie du endlich ein solcher Malermeister geworden bist."

„Das ist gar bald gesagt!" — begann Heinrich zu erzählen. „Wie ich dem lustigen Patron kaum mein Unglück ausführlich erzählt hatte, nahm er mich lachend mit nach Haus, behielt mich die Nacht über und schickte mich am andern Morgen mit einem Louisd'or Reisegeld, drei Butterstemmeln, einem Fläschchen Rum und mit einem Empfehlungsbrief an seinen très cher ami, einen alten Portraitmaler in Bremen, welcher mir Unterkommen verschaffen sollte.

„Ich fand an diesem einen wunderlichen Kumpan. Das Erste war, daß er mich seine Schuhe wichsen ließ. Wie dieses geschehen war, sagte er: „Gut!" Dann mußte ich seinen Rock ausbürsten. Wie es geschehen war, sagte er: „Gut!" Dann mußte ich Kaffee kochen; ich kochte, so gut ich konnte, nämlich die ganzen Bohnen. Der Alte gab auf Alles Acht; verzog keine Miene; wie aber das *Wasser nicht* braun werden wollte und ich ihm endlich ge-

stand, daß ich das Kaffeekochen nicht verstünde, sagte er ebenso gleichgültig: „Schlimm, sehr schlimm!“

„Am andern Tage kam eine niedliche Bürgersfrau zu ihm und bat ihn, sie zu portraitiren. Er ließ sie setzen, rückte sie hin und her, gab mir ein Reißbrett und schwarze Kreide, deutete mit der Hand auf die Frau und setzte sich wieder an seine Staffelei, wo er an einem andern Bilde noch die letzten Striche zu machen hatte. Ich sah die Frau an, sie sah mich an; endlich begann ich doch in halber Verzweiflung mit leisen Strichen ein Gesicht, welches der Frau ähnlich sein sollte, auf das Papier zu bringen; — nach und nach wurde ich kühner und strich nach Herzenslust darauf zu, so daß gar bald ein Mohrengesicht, welches die Blattern hatte, daraus wurde; denn es blieben nur noch schwarze und weiße Flecke übrig. Da ich aber auch um den Mund herum — denn ich hatte das Gesicht im Profil genommen — einen Hintergrund machen wollte, und dorthin ungeschickte Striche setzte, so wurden noch Schnurren und Borsten fertig, so daß endlich eine rechte Meerkatze daraus wurde.

„Nach einer Weile, wie der Maler mich so tüchtig arbeiten hörte, kam er zu mir, nahm mir das Reißbrett ab, ging damit an das Fenster und sprach, nachdem er meine Zeichnung lange beschaut hatte, in tiefem, ernsthaftem Basse: Gut, recht gut!“

„Daß die gute Frau diese Zeichnung von ihrem Gesichte nicht zu sehen bekommen hat, thut mir heute noch Leid; denn war sie eitel, so hätte sie dadurch von Grund aus kurirt werden können.

„Am andern Tage, wo sie dem alten Maler selbst zu seinem Portrait *saß, ließ er mich* ihr Gesicht noch einmal

Male Er nur Portraits, so viel Er mag, aber behalte Alles für sich, was darüber hinausgeht; mit den Ide ist es nun vollends Nichts! Was versteht das Lum gesindel davon, was man eigentlich in sich hat?! L Heinrich! lebe Er recht wohl und denk' Er auch manch zurück an mich, wenn Er in die Welt kommt. Hör' noch Eins: an seinen lieben Gott kann Er auch manch denken!"

„Bei diesen Worten sprangen mir die Thränen aus Augen; ich wollte reden, aber das Schluchzen hinderte daran; der Meister setzte sich an seine Staffelei und r melte: „Miserabel! ganz miserabel!"

„Heinrich!" rief Johannes, „dein Alter soll leben!"

„Von ganzem Herzen! obschon er todt ist," entgeg dieser. „Ich zog nun mit meinem Ränzel auf dem Ri zum Thore von Bremen hinaus. Meine Schwalbe Elsbeth's Fenster oder eine andere flog eine ganze St weit um mich herum und zwitscherte in Einem fort! Da es zur Frühlingszeit und ein schöner, heller Mo war, wurde ich so fröhlich, daß ich ein Mal um das an meinen Hut in die Höhe warf und ihn wieder fing. ein Müllerbursche, zog ich am Strome hin bis dort wo die Aller einmündet, und von da weiter in die b Welt hinaus bis in die Gegend von Zell. Ich hatte mal das Wasser mit seinem Wellenspiel seit jener T merei an der Elbe von der Elsbeth lieb gewonnen. sah nun wieder hinein in die Fluth der Aller, als m sie daraus hervorkommen, oder ein weißer Arm her langen.

„Wie ich nun so dahinschlenderte, hörte ich die A singen:

„Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Ein Fiſcher ſaß daran!“

ch ſtand ſtill und ſagte für mich: „Das iſt doch wahr-
e wunderliche Geſchichte!“ Als aber gar ein feuch-
ib die Fluth emporgetheilt haben ſollte, und es zu
kam:

„Du ſtiegſt herunter, wie du biſt,
Und würdeſt erſt geſund.“

ıte ich mich nicht länger halten: ich ſtürzte um den
ıor, an dem der Weg ſich plötzlich hinumdrehte, und
mir auf einem Hühnengrabe zwei wandernde Stu-
ſitzen. Der Eine war blond, der Andere ſah mehr
hlanken, braunen Zigeunermädchen ähnlich, als einem
tigen Menſchen.“

ıannes lachte laut auf und rief: „Soll das als Be-
g ziehen? Denkſt du, ich weiß nicht mehr, wie ſo
ılüfftter Malergeſelle mit ſeinem breiten hamburger
und ſeiner unäſthetiſchen Stumpfnaſe aus dem Buſche
abelte und ganz verdutzt höflich fragte: wer dieſes
Lied gemacht habe, das wir geſungen hätten? und
: ſagten: „Da der Göthe!“ du ganz dämiſch fragteſt:
ɜ auch ein Maler wäre?“

chweig' ſtill!“ rief Heinrich halb entrüſtet; „ich war
) damals ein recht dummer Junge! Aber es iſt häß-
ıß ſich die Leute immer Dummheiten beſſer merken,
ıas Geſcheidtes! Doch werde ich immer daran denken,
ɛ zuſammen nach Zell hineinwanderten, wie ich dort
ɔein Geſicht malte, und da die langen Haare mir nicht
wollten, du mit einer hartborſtigen Bürſte die De-
ineintrugſt!“

ch ſah nun auch in dieſem Bilde mehr einem ge-

räucherten Spitzbuben, als einem ehrbaren Stud ähnlich."

„Du warst aber dennoch so toll," fuhr Heinrich „daß du im dortigen Wochenblatte bekannt machtest, de rühmte Historien- und Portraitmaler Heinrich H . . aus England zurückgekommen und werde sich einige Ze Zell aufhalten, um auch hier mit kunstfertiger Hand fü Verehrer der Kunst abzukonterfeien — gegen angemes Honorar! Doch es half, und ich bekam Arbeit. Ich m freilich helldunkle Correggio's, zuweilen aber gerieth auch ein blasser, schmachtender Guido Reni! Ihr B hattet mich bald verlassen. Ich dachte manchmal an als ich an der Schule dort endlich Zeichnenlehrer gewo war, wo ich freilich mehr lernte, als meine Schüler.

„Nachdem ich dort dreihundert Thaler zusammenge hatte, mußte ich nach Italien reisen. Du weißt gar n was das heißt, das italienische Reisefieber zu haben! Es ist, als wenn jeder Stein auf der Straße Einen tisch ansehe, die Nase rümpfe und inwendig sage: Lump! Er ist noch nicht in Italien gewesen!" Jede T knarrt Einen an: „Ne — apel!" Jeder Wagen, der übe Straße fährt, poltert: „Rom! Rom! nach Rom!" — hielt endlich Nichts mehr vor, ich gab meine Stelle auf pilgerte nach Italien.

„Wie ich unterdessen die Zusammenstellung verschied Figuren, welche eine Begebenheit oder einen Gedanken beides zugleich ausdrücken sollten, vielfach versucht h davon kein Wort; denn du willst doch nur wissen, wie Idee meines Lebens — das Ondinenbild, endlich zur Reife gedi

„Du bist eine wahre Aaronsblume!" erwiderte Johar „Dein ganzes Wesen trieb empor und schloß sich unmitte

in einem poetischen Gedanken ab, wie jene Pflanze, die ihr Herzblatt zu einem Stengel und oben zu einer weißen, wunderſamen Blume zuſammenrollt. Doch ich will dich nicht in deiner Erzählung ſtören, damit auch du dein letztes Blatt zum Ondinenbilde umſchlagen kannſt."

„Du kannſt dir leicht vorſtellen," fuhr Heinrich fort, „daß jenes Lied von Göthe mit mir überall herumzog und durch meine Seele ſummte, mit mir über die Alpen ging, mit mir im Mittelländiſchen Meer ſchwamm, über den Apennin zog bis in den Vatican, hoch hinauf zum Veſuv, und endlich, wie ein Heimweh, mich überfiel und heimwärts jagte, bis ich an einem Abende, in einen Mantel gehüllt bis an die Augen und in Schwermuth bis über den Kopfwirbel durch die Straßen von Hamburg ſchritt.

„Welcher Zeitraum von Begebenheiten lag zwiſchen jener Nacht, wo ich mit meiner Mutter dorthin gekommen war, und ich ſie dann verloren hatte mitten unter Entſetzen und Wahnſinn! Jener Bettlerknabe, den ein roher Schiffsbaumeiſter aufgenommen, ſpäter deſſen Meiſter Gevatter, der Maurer und Wandanſtreicher, gemishandelt hatte, bis er endlich wieder der Flucht und dem Elende preisgegeben war, dieſer arme Junge war nunmehr freilich ein Mann, aber war er denn auch glücklicher?

„Indem ich nun an den Häuſern längs dem Alſterbaſſin hinſtrich, Allen unbekannt, heimathsfremd, war es Nacht geworden. Da zupfte mich Etwas am Aermel. Vor mir im Mondenſcheine ſtand ein zerlumptes, verhungertes, häßliches Weib, daneben ein Knabe, der nicht beſſer ausſah. Meine Seele entſetzte ſich; es war mir, als ſähe ich wieder vor mir ſtehen meine eigene Mutter und mich ſelbſt, wie vor dreißig *Jahren!* Ich griff inſtinctmäßig nach der

Börse und fragte: „Wer bist du?“ „Ach, Herr!“ wimme die Elende, „wir waren nicht immer so arme Leute, n wir jetzt sind. Mein Vater war ein reicher Schiffsba meister und ich bin seine einzige Tochter. Nun hatte i eine kleine Liebschaft mit meinem kleinen Vetter.“ „De nem Vetter?“ fragte ich. „Das erfuhr ich freilich er später,“ fuhr die Unglückliche fort, „daß er der Sohn eine Schwester meines Vaters war, welche sich von einem frem den Herrn hatte verführen lassen, und mit diesem Kind in der Fremde niedergekommen war; denn mein Vate hatte sie verstoßen. Später war sie mit dem Jungen zu rückgekommen, aber vor der Thür meines Vaters gestorben Das Kind aber — Heinrich hieß der gute Mensch — kan in unser Haus. Er war so gut, aber so gar wild, da ihn mein Vater endlich auch wieder fortjagte. Es war als wenn mit ihm auch unser Glück hingewesen wäre Mein Vater fing damals in der französischen Zeit an mi Schmugglern Gemeinschaft zu halten; er hatte ein ganze Schiff dazu ausgerüstet, — wie es herauskam, wurde wir aus dem Hause heraus und in das Elend hineingejag Vor Schreck hat den Vater damals der Schlag gerührt nun ist er auf einer Seite lahm und todt; da muß i für ihn und mein Kind betteln. Ein Lootse hatte mi gefreit. An dem Tage, wo dieses Kind getauft wurd haben ihn die Franzosen, ich weiß nicht weshalb? — tod geschossen! Er war gar brav und hätte mich gewiß nic betteln lassen. Gnädiger Herr! Seien Sie doch so barm herzig und schenken Sie mir einen Sechsling! Gott soll vergelten mit tausendfachem Glück und Gesundheit!“

„Ich konnte kaum noch die Worte stammeln: „Wie hi man dich im väterlichen Hause?“

„I nun, Elsbeth!“

„Ich hielt an mich, aber mein Herz war gebrochen, viele Thränen drängten sich aus meinen Augen.“

„Gottes Gnade! Gnädiger Herr, was ist Ihnen?“ fragte sie mich besorgt.

„Es war die Stimme meiner Jugendliebe.

„Ich ergriff ihre Hände und hielt sie so lange, bis sie warm waren. Sie forschte im Dunkel der Nacht nach meinem Gesichte; ich erkannte noch ihr mildes Auge. Da hat es mir Leid, noch länger an mich zu halten, und ich agte mit unverstellter Stimme: „Elsbeth! Meine Elseth! Kennst du mich gar nicht mehr?“

„Da drängte sie ihr Haupt an meine Seite und fing n laut zu schluchzen und zu stöhnen: „Gott sei mit dir, einrich! Er hat dich groß gemacht vor den Leuten, das eiß ich, uns aber in den Staub gedrückt, das muß ich issen! Und ich danke ihm, daß er mir vergönnt hat, dich och einmal zu sehen und dir, Heinrich, tausend Dank zu gen, daß du noch immer so gut geblieben bist!“

„Meine Seele rang im herben Leide; doch mußte ich ich fassen, um die Jugendgeliebte zu retten aus dem Meeresstrudel, der sie vor meine Füße warf. Ich fragte aber, so fest ich konnte: „Elsbeth, wie ist dir zu helfen?“

„Ach!“ entgegnete sie, „wenn ich nur vier bis fünf Mark itte, da könnte ich anfangen, mit Gemüse zu handeln.“

„Ich hatte damals in meiner Börse funfzig Friedrichsd'or. s war der Erlös eines Bildes, das mir der Banquier omner in Altona, dem ich sonst viel verdanke, abgekauft tte; — es fiel mir ein, daß ich noch einen goldenen ng mit einem feinen Rubin hatte, den ich verkaufen konnte. h drückte ihr daher *ohne Umstände* die Börse in die Hand,

küßte sie auf die Stirne, sah noch einmal in ihre Aug
küßte auch das Kind und so schied ich von ihr.

„Am andern Morgen saß ich in der verschlossenen Po
kutsche, und ließ mich hierher nach München schütteln.

„Jetzt erst, nachdem Brücke und Steg zwischen Trau
und Wirklichkeit abgebrochen waren, stieg das alte Ondin
bild mit Farbe und Leben in meiner Seele auf. Oh
Ruhe und Rast habe ich daran gearbeitet; nun ist es fert
und du hast es gesehen."

Beide Freunde, Erzähler und Zuhörer, waren allmäl
in einen solchen Choralton verfallen, daß sie bald die Ei
samkeit und ihr Quartier suchten.

Dürfte ich Euch, meinen Lesern, recht in das Einzel
hinein erzählen, wie bei angebrochener Nacht Heinrich zwisch
zwei alte Bücher eine Lampe, und darüber einen Topf n
Wasser stellte, bis dieses anfing zu kochen, wie er Zuck
pochte und in die Gläser warf, endlich darauf langsam d
siedende Wasser goß, daß der trefflichste Grogg fertig wurd
wahrlich ich wollte Euch, wenn Ihr sonst ein rührbar
Herz habt, bewegen, daß Ihr hinginget und thätet de
gleichen. Wollte ich Euch aber erzählen, wie diese Beid
die ganze Nacht lang miteinander sich besprachen, gewalti
wie zwei hohe Waldbäume, in heimlicher Stunde, wen
sonst Alles schweigt, und wollte ich noch dazu verrathe
daß die Lampe unter dem Blechtopfe nicht hervorkam, b
der Morgen über die Dächer hereindämmerte, so möcht
Ihr die ehrwürdigen Häupter schütteln und Gott danke
daß Ihr alle Nächte ruhig ausschlaft!

„Deshalb sei nur so viel gesagt, daß schon am folgend
Tage gegen Mittag ein großes Gedränge vor dem Saal
in welchem die Kunstausstellung war, theils von Denjenige

welche hinein wollten, theils von Denjenigen, welche sich herausdrängten, gemacht wurde und immer Eins dem Andern zurief: „Den Fischer und das Meerweib? Habt Ihr das Bild gesehen?“ Wo ein Kunstfreund oder ein Künstler dem Andern begegnete, hörte man auch den Zuruf: „Hast du das herrliche Bild, den Fischer und die Ondine, gesehen?“

Johannes, welcher mitten unter dem Schwarme gewesen war und seine Ohren überall hineingehängt hatte, als könnte er des Triumphes seines Freundes nicht gewiß genug werden, hätte gern den albernsten Philister zum Enthusiasmus über das Bild mit der Pistole in der Hand gezwungen. Endlich hatte er genug gehört, um mit voller Fracht in den Hafen zu steuern.

Auf dem Heimwege begegnete ihm ein Mädchen, welches Blumensträußer und Kränze zum Verkaufe hatte. Er warf ihr einen Zwanzigkreuzer in das Körbchen, nahm den schönsten Asternkranz und flog damit nach Haus.

Wie er dort die Stubenthür aufmachte, sah er den Freund auf dem Strohsacke in der Stube liegen. Schnell drückte er den Kranz ihm auf die Stirne; Heinrich fuhr in die Höhe vor dem Rufe: „Victoria! spät blüht dein Ruhm, aber ewig, wie ein Sternenkranz!“

„Hast du mich doch erschreckt!“ sagte langsam mit freundlichem Bräutigamsgesichte der Maler.

Johannes aber rief im Gefühlsdrange: „Im Finken erwarten dich viele Freunde! Farbenkleckser und Farbenkleckser! Komm'! Komm'!“

Da war keine Zeit zum Verweilen. Heinrich, welcher von dem Feuer des Freundes ganz mit hingerissen wurde, flog mit ihm durch die Straßen und hin zur Malerschenke,

durch das Billardzimmer hindurch in die hintere Stu
welche voll war von Künstlergesichtern mit und ohne Ba
„Gloria! Gloria in aeternum!“ schrieen Heinr
Viele entgegen, Andere drückten ihm die Hände, wie
Andere aber saßen da in stillem Harme und heimlich
Neide und sahen vor sich hin.

„Laßt es gut sein!“ sagte endlich Heinrich; — „al
Joseph, fünf Krügel, für jeden Finger eins!“

„Das wären zehn!“ sagte der pfiffige Kellner.

Da drängte sich aus der Menge hervor ein sehr alt
Herr mit einer Lorgnette in der Hand, er sagte: „Il fa
voir cela de près! Mon cher! ick will Sie sahl f
pecheur swei undert Ducat!“ Heinrich sah den Alt
lange an; dann nahm er ihn besonders bewegt bei d
Hand und führte ihn in ein Fenster, wo er sich lange n
ihm besprach. Als Beide Arm in Arm zurückkamen, ri
der Greis: „Marqueur! hol Sie Sillery swölf Bouteillen

Ein allgemeiner Jubel entstand; nur einige Mal
jünglinge fanden es anstößig, in ihrer Mitte einen Franzos
sehen zu müssen; sie ließen sich aber doch den Champagn
gefallen und versöhnten sich mit dem Schicksale.

Jetzt trat ein anderer Künstler herein. Sein Na
kann hier verschwiegen werden, die neuesten Bildhauerwe
an der Walhalla und dann so viele Zeichnungen, no
welchen in der Residenz gemalt ist, verkündigen ihn v
selbst genug. Er wandte sich zu Heinrich mit den Worte
„Vor Kurzem haben Cornelius und ich mit Seiner Ma
jestät dem Könige von Ihnen gesprochen, er wünscht, d
Sie an der Ausführung einiger Ideen und Gemälde in d
neuen Residenz Theil nehmen möchten.“ Heinrich drü
ihm dankbar die Hand.

Er war so überglücklich, daß er kaum mehr einen Gedanken fassen konnte; — aber wie sehr wurde er in seiner Freude gestört, als er jetzt sich umsah und seinen Freund in eigener Wildheit emporflammen sah. Dieser hielt ein Zeitungsblatt in der Hand.

„Johannes, was hast du?“ fragte er.

„Nichts oder wenig!“ antwortete dieser. „Da lies!“

Heinrich sah auf die Stelle, auf welche Johannes den Zeigefinger hielt. Etwas befangen erwiderte Heinrich: „Laß' dich das nicht stören! Seine Majestät ist allerdings durch Zusendungen so vieler Kunstsachen und Werke so überlästigt worden, daß er wirklich gezwungen wurde, eine Commission zur Prüfung der Werke, welche ihm übergeben werden sollten, niederzusetzen!“

„Nie! nie!“ rief Johannes, „sollte ein Fürst sich abschließen wollen! Er soll wie die Sonne sein, über Alle her mit dem Lichte und der Wärme, über Löwen und Hasen, über Adler und Mäuse! Schon Homer verkündet: „Die Könige stammen von Zeus, von Apollo aber die Sänger! Bin ich nun ein wahrer Dichter, so bin ich ihm ebenbürtig; so muß ich auch gegen diese Commission und ihre Competenz ewig protestiren, wie Karl Stuart gegen das Gericht, welches ihn verdammte. Höre ich aber statt der väterlichen Lyra nur das Geklingel einer Narrenmütze über meinem Kopfe — so fahre hin, Thorheit!“

Heinrich sprach Nichts dagegen. Nach einer kurzen Weile stahlen sie sich nach Haus und auf ihr Lager, wo ein langer, süßer Schlummer ihnen Herz und Angesicht beruhigte.

Am andern Morgen schnallte Johannes sein Reiseräu-

zel, Heinrich begleitete ihn bis in die Glyptothek, wohi noch einmal gehen wollte.

Dort eilte er vor das Antlitz der Meduſa hin, di vorgeſtern ſo ſehr bewundert hatte. Er knieete vor ihr der und betete mit eilender Stimme:

„O sancta Medusa! ſieh' mich vor dir liegen Staube und Abbitte thun für den frevelhaften Irrth der mich nach München führte. O du gewaltige Gott der Zeit, du Vernichterin! ſieh' gewaltig herab mit de glanzloſen Augen auf den Sünder, der dein Amt ver und dir nahte mit Lied und Saitenklang!"

Noch einmal warf er ſich dem betrübten Freunde die Arme; dann aber eilte er hinaus, beſtieg einen Fi welcher in der Nähe hielt und rollte zum Thore hinau

So viel dem Herausgeber dieſer Geſchichte bekannt worden iſt, lebt Heinrich H . . ., der Maler, in M chen, iſt fromm geworden, malt heilige Madonnenb und ſingende Cherubim und Seraphim, Bilder, die fromm für dieſe weltliche Zeit, der Poet aber — — und dichtet anderswo. Have pia anima!"

Auf die Zuhörer hatte dieſe Erzählung einen beſon Eindruck gemacht; ſie machten es aber, wie jedes P kum, und vergaßen den Dank dafür über die erhaltene regung. Gar bald wurde die Frage verhandelt: wohe komme, daß Dichter und Künſtler faſt nie, oder nur ſ vom äußern Glück begünſtigt würden. Erdmann ſuchte Frage in einer Novelle zu beantworten, welche er m Zuſtimmung des Convents vortrug:

Lebende Bilder.

Wie jeder Mensch ein doppeltes Dasein, einmal innerlich für sich selbst und dann im äußern bürgerlichen Leben hat, so kann auch Jeglicher doppelt glücklich oder ebenso unglücklich sein. Das innere Glück wird bestimmt durch die Harmonie des Gemüthes und des Verstandes; den Zwiespalt zwischen beiden bezeichnen wir mit dem modernen Worte: Zerrissenheit. Das äußere Glück, dessen Gegensatz Armuth ist, besteht in der Wechselwirkung besondern Talentes mit den Combinationen der äußern Zufälligkeiten, welche zusammenaddirt das sogenannte Glück ausmachen. Erhöht sich ein solches Talent zum Instincte, so ist es das Genie zum Glücke.

Wie einem dichterischen Genie sich von selbst die dankbarsten Stoffe, fast schon zum Kunstwerke gestaltet, darbieten, so dem Glücksgenie die Gelegenheit zum Erwerb und Gewinn. Daher kommt es, daß ein Dichter oder Künstler selten Geld und Gut, und ein Reicher noch seltener ein poetisches Gemüth hat. Beide Genies sind entweder abgesagte Feinde oder Freunde; das Letztere, wenn sich Beide ergänzen, das Erstere, schließen sich Beide einander aus.

Ein solches Glücksgenie war der Buchhändler Allgeier, ein poetisches und schriftstellerisches Talent Konrad Dingler, ein Zeitungsredacteur. Allgeier hatte seine Laufbahn als Buchbinder begonnen, war dann Antiquar geworden, hatte darauf in eigenen Verlag Anecdotenbücher, Kalender und Katechismen genommen und sich dann weiter ausgebreitet, wie eine Linde *mit tausend Aesten*, bis er allmälig jedes

zel, Heinrich begleitete ihn bis in die Glyptothek, wohin noch einmal gehen wollte.

Dort eilte er vor das Antlitz der Meduſa hin, die vorgeſtern ſo ſehr bewundert hatte. Er knieete vor ihr n der und betete mit eilender Stimme:

„O sancta Medusa! ſieh' mich vor dir liegen Staube und Abbitte thun für den frevelhaften Irrthu der mich nach München führte. O du gewaltige Gotth der Zeit, du Vernichterin! ſieh' gewaltig herab mit dein glanzloſen Augen auf den Sünder, der dein Amt verg und dir nahte mit Lied und Saitenklang!"

Noch einmal warf er ſich dem betrübten Freunde die Arme; dann aber eilte er hinaus, beſtieg einen Fiak welcher in der Nähe hielt und rollte zum Thore hinaus.

So viel dem Herausgeber dieſer Geſchichte bekannt worden iſt, lebt Heinrich H . . ., der Maler, in Mi chen, iſt fromm geworden, malt heilige Madonnenbili und ſingende Cherubim und Seraphim, Bilder, viel fromm für dieſe weltliche Zeit, der Poet aber — — l und dichtet anderswo. Have pia anima!"

Auf die Zuhörer hatte dieſe Erzählung einen beſond Eindruck gemacht; ſie machten es aber, wie jedes Pul kum, und vergaßen den Dank dafür über die erhaltene R regung. Gar bald wurde die Frage verhandelt: woher komme, daß Dichter und Künſtler faſt nie, oder nur ſel vom äußern Glück begünſtigt würden. Erdmann ſuchte Frage in einer Novelle zu beantworten, welche er un Zuſtimmung des Convents vortrug:

Lebende Bilder.

Wie jeder Mensch ein doppeltes Dasein, einmal innerlich für sich selbst und dann im äußern bürgerlichen Leben hat, so kann auch Jeglicher doppelt glücklich oder ebenso unglücklich sein. Das innere Glück wird bestimmt durch die Harmonie des Gemüthes und des Verstandes; den Zwiespalt zwischen beiden bezeichnen wir mit dem modernen Worte: Zerrissenheit. Das äußere Glück, dessen Gegensatz Armuth ist, besteht in der Wechselwirkung besondern Talentes mit den Combinationen der äußern Zufälligkeiten, welche zusammenaddirt das sogenannte Glück ausmachen. Erhöht sich ein solches Talent zum Instincte, so ist es das Genie zum Glücke.

Wie einem dichterischen Genie sich von selbst die dankbarsten Stoffe, fast schon zum Kunstwerke gestaltet, darbieten, so dem Glücksgenie die Gelegenheit zum Erwerb und Gewinn. Daher kommt es, daß ein Dichter oder Künstler selten Geld und Gut, und ein Reicher noch seltener ein poetisches Gemüth hat. Beide Genies sind entweder abgesagte Feinde oder Freunde; das Letztere, wenn sich Beide ergänzen, das Erstere, schließen sich Beide einander aus.

Ein solches Glücksgenie war der Buchhändler Allgeier, ein poetisches und schriftstellerisches Talent Konrad Dingler, sein Zeitungsredacteur. Allgeier hatte seine Laufbahn als Buchbinder begonnen, war dann Antiquar geworden, hatte darauf in eigenen Verlag Anecdotenbücher, Kalender und Katechismen genommen und sich dann weiter ausgebreitet, wie eine Linde mit *tausend* Aesten, bis er allmälig jedes

Blättchen an seinem Lebensbaume mit Ducatengold beleg
konnte. Er war großartig in seinen Honoraren, jedoch n
wie ein Lindenbaum nach der Michaelismesse, wenn er d
Instinct in sich fühlte, daß hinter jedem abfallenden, gelb
Blättchen zehn neue in der Knospe der Manuscripte ih
dafür bescheert waren.

Oft sah er kaum den Titel des Manuscripts an,
wußte er schon, welchen Gewinn der Verleger damit m
chen würde. Zuweilen erkannte er schon aus der Wendu
eines einzigen Satzes, wie der Verfasser zum Niveau sein
Zeit stand. Als das größte Geheimniß seines Geschäft
bewahrte er die Ansicht: daß ein gebildeter, aber mittelm
ßiger Schriftsteller von selbst die Gegenwart darstelle u
mit seinem Werke von ihr getragen werden müsse. In d
Kriegsjahren verlegte er gern Bücher, in welchen vom Fri
den, und in der Friedenszeit andere, in welchen vom z
künftigen Krieg irgendwie gehandelt wurde. Von eine
wirklichen Genie der Literatur hielt er nicht eher Etwa
bis die Zeit allmälig die vorausgeeilten Ideen desselben
erreichen begann. Ehe man es sich versah, erschien dan
bei Allgeier die Gesammtausgabe, und der unglaublic
Absatz belohnte immer den glücklichen Griff. Es verste
sich von selbst, daß die Verlagsbuchhandlung Allgeier durc
aus honnet war; denn ohne Ehrenhaftigkeit gedeiht ke
Genie, giebt es keinen Ruhm, giebt es kein Glück. Selb
da, wo Allgeier über die gewöhnlichen Mittel, ein We
in Schwung zu bringen, hinausging, geschah es immer na
klingender Uebereinkunft mit dem Verfasser, und ohne J
mand zu gefährden. Zur Zeit, wo die romantische Schu
im Abblühen begriffen war, faßte sie sich noch einmal
einem jungen Dichter mächtig zu ihrer Verklärung zusa

men. Er kam mit seinem Manuscripte zu Allgeier. „Hm, junger Freund," sagte einige Tage darauf zu ihm der verständige Allgeier, „das poetische Gemüth unseres Publikums ist, wie ein angefülltes Glas voll Wasser; es geht kein Tropfen mehr hinein; ich werde es wagen, ihm Ihre Poesie als Rosenblättchen darauf zu legen. Fließt ein Tropfen daneben, so ist die Speculation verfehlt. Sie bieten mir eine Auflage an, ich honorire Ihnen und drucke gleich drei." —

So geschah es. Die erste Auflage der Gedichte wurde ausgegeben und von den Sortimentshändlern wieder eingefordert, weil zu große Nachfrage vorhanden sei; dann wurde das Publikum drei Monate lang auf die zweite Auflage getröstet; endlich erschien sie, — und zur nächsten Ostermesse war schon die dritte Auflage nöthig. Allgeier war in seiner Weise ein kleiner Napoleon. Er wußte die Talente Anderer zu erkennen und zu gebrauchen. Vielleicht wäre er ein großer Regent geworden, wäre er ein Purpurgeborener gewesen. Der einzige Gedanke eines jungen Literaten an seiner Tafel, eine Zeitung zu gründen, welche immer streng die Quintessenz ihrer Zeit ohne Parteianflug wiedergebe, hatte ihn auf den Gipfel des Glücks gehoben.

Er hatte, wie mit den Schriftstellern, so mit seinen Redacteuren der Zeitung Glück, so lange die politischen Winde nur einigermaßen regelmäßig gingen; bei Wirbelwinden lavirte er, so gut er konnte, dem Hafen zu.

Auch jetzt hatte er in Konrad Dingler einen Redacteur an der Spitze, wie er sich einen bessern kaum wünschen mochte. Er war ein Talent für die literarische Daguerreotypie. Gebildet und fein war sein Gemüth, wie ein geschliffenes *Metallblatt, welches* er nur mit der Redactions-

säure zu überziehen brauchte, um die Portraits der
maligen Zustände sich von selbst fixiren zu lassen. Al
wußte dieses Talent zu schätzen. Er suchte ihn auf i
an die Redaction zu fesseln. Practisch, wie er war,
schmähte er nicht das richtige Mittel zum rechten Z
zu ergreifen. Er war gesonnen, Dingler in seine Fa
aufzunehmen und so ihr Interesse für immer gemei
zu machen.

Allgeier hatte sich auf die erste Stufe seines Gl
an der Hand der jungen Witwe eines Antiquars e
und in den Buchhandel hineingehoben.

Sie hatte ihm ein Kind ihrer ersten Ehe, ein wu
hübsches, blondes Mädchen, zugebracht, welches Luise
und von ihm väterlich erzogen wurde, selbst nach dem
ihrer Mutter, denn diese starb bald nach ihrer Verl
thung mit ihm. Allgeier war ein schöner Mann und
schon damals in der Stadt in gutem Ansehen. Es k
nicht fehlen, daß ihm überall Thür und Herz in der Fr
welt offen standen. Er wählte diesmal eine reiche G
obschon sie eine arme Braut war; denn sie war die N
einer alten Dame, welche sie einst mit beerben, jedoch
früher Nichts erhalten sollte. Allgeier sollte jedoch el
wenig, wie Napoleon, ein dauerndes Glück in der Lieb
nießen. Auch seine zweite Frau starb nach der G
eines Mädchens, welches nach ihrem Vornamen Elis
getauft wurde. Um nun zwischen den beiden ähn
Namen Louise und Elisabeth einen Unterschied zu m
wurde die Erstere Lilly und die Zweite Lieschen ger
doch hatte Allgeier in der Gewohnheit, auch beide N
zu verwechseln, oder die Eine die große und die Ande
kleine Lilly zu nennen.

Alte, reiche Damen haben immer ihre besonderen Grillen. Eine solche war für Allgeier das Testament der Tante, als es nach ihrem Tode eröffnet wurde. Sie hatte darin die kleine Elisabeth, welche bei ihrem Tode drei Jahre alt war, und einen entfernten Verwandten, den vierzehnjährigen Alfred Hacht, auf gleiche Theile unter der Bedingung zu Erben eingesetzt, daß der Antheil Elisabeths hypothekarisch auf Landgütern sichergestellt und ihr Vater davon nur die Zinsen bis zu ihrer einstigen Verheirathung oder Mündigkeit beziehen, dagegen der Antheil Alfred's zu dem Fond der Buchhandlung genommen und der Eigenthümer dieses Capitals bis zu diesem Betrage Compagnon der Buchhandlung werden sollte. Sie hatte dabei den Wunsch ausgesprochen, daß Alfred einst Elisabeth heirathen und so ihr schönes Vermögen wieder zusammenbringen möchte.

Allgeier ließ sich diese Bedingungen, weil er mußte, gefallen, er begründete mit den Mitteln, welche ihm dennoch durch diese Erbschaft zu Gebote gestellt waren, die „Unparteiische Zeitung" und nahm Alfred zu seinem Compagnon an. Er ließ ihn in seiner Familie erziehen und gewöhnte die Kinder an ihre einstige Bestimmung. Alfred war zwar kein Buchhändlergenie, aber doch ein leidliches Talent. Sein künftiger Schwiegervater gab sich alle Mühe, ihn zu seinem Geschäft heranzubilden. Freilich hatte Allgeier an ihm, als er heranwuchs, Manches auszusetzen, was ihm doch wieder heimlich gefiel. Alfred wurde ein junger Cavalier, trieb Musik, sprach schlecht Deutsch, aber gut Französisch, ritt eine feine Schule, und hielt sich gern zu Baronen. Dadurch kam freilich auch in den Salon des alten Buchhändlers der Sonnenschein des fröhlichen Lebens. Er begann sogar endlich die Vorliebe Alfred's für

Gemälde zu theilen. Selbst wenn ein solches Kun
einige Tausend Gulden kostete, so mißfiel es ihm doch
sich damit Etwas wissen zu können.

Wie es Alfred anfing, außerdem noch große Ehre
gaben zu machen, ohne je die Summen, welche ihn
Verfügung standen, aufgehen zu lassen, blieb ihm lang
Geheimniß, bis er dahinter kam, daß Alfred Alles im
nen wieder einbrachte! „So gleicht Gott Alles wieder
sagte Allgeier bei dieser Bemerkung kopfschüttelnd zu
Seine Tochter Elisabeth war von Alfred gerade das
gentheil. Sie hielt sich einfach, aber kostbar, und br
immer Taschengeld, um armen Leuten wohlzuthun.

„Sie passen zueinander!“ sagte Allgeier häufig zu
wenn Alfred von seinem Ausgabegeld bestimmte Sum
in der Hauptcasse sich zu gut schreiben und Elisabet
acht Tage und länger vor dem ultimo ihr Tasche
vorausgeben ließ. Dagegen wußte seine Stieftochter
Lilly gar nicht mit Geld umzugehen; sie wär' immer
kerott gewesen, wenn Klein-Lilly sie nicht monatlich ge
hätte. Beide waren zueinander in mehr als schwester
Liebe verbunden. Wie der Buchhandel zwischen Allgeie
Alfred, so war zwischen Beiden Alles gemeinsam, b
die Zeit, wo endlich jedes Mädchen ihr eigenes Herz

Klein-Lilly, die reiche Erbin, war eine reizende, nie
Brünette mit großen, dunkeln, italienischen Augen und
ihre Großtante, voll lustiger Besonderheiten. Sie hatte
hellen Verstand, welcher, wie ein Cherub, vor dem Par
ihres Gemüthes mit dem spitzigen Degen des Witzes
hielt.

Groß-Lilly, das arme Aschenbrödel, hatte blondes
und blondes Gemüth, Vergißmeinnichtaugen und Rose

gen. Sie konnte stundenlang Alfred zuhören, wenn er auf dem Flügel die modernsten Musikstücke einübte. Allgeier that ihr nicht weh, er ließ sie gewähren und liebte seine eigene Tochter, den Springinsfeld, die Klein-Lilly, desto mehr.

Klein-Lilly hatte, wie gesagt, ihre Eigenheiten, welche sie alle der Reihe nach ihrem bestimmten Bräutigam fühlen ließ. An Alfred's Geburtstag hatte ihm Groß-Lilly ein prächtiges Kopfkissen geschenkt, woran sie sechs Monate lang bei Tag und Nacht gearbeitet hatte. Sie hatte darauf in grauer Seide und Silber zwei Turteltäubchen unter Rosen gestickt. Klein-Lilly hatte sich die Sache leichter gemacht und ihm eine Sparbüchse mit einem Louisdor und der Aufforderung geschenkt, einen zweiten dazu hineinzuthun, damit ein Paar daraus werde! —

„Es wird Zeit," sagte Allgeier bei sich, „daß ich Ordnung im Hause mache." Elisabeth's Großtante hatte gewünscht, daß sie mit Alfred verheirathet werde, und so war diese Geschäftsangelegenheit widerspruchslos in Ordnung.

Er dachte jedoch dabei zugleich an seine Stieftochter, seine Groß-Lilly, und bestimmte sie — für seinen Redacteur Dingler.

„So gewinne ich," sagte er zu sich, „einen Compagnon, welcher für die intellectuelle Parthie des Geschäftes, wie der Andere, Alfred, für den materiellen Theil desselben paßt. Der geniereiche Redacteur bekommt meine gefühlvolle Stieftochter, wie der Weltmann Alfred meine geistreiche Elisabeth. Sollte ich einmal meine Augen zuthun, so bin ich doch noch in den einzelnen Eigenschaften der Meinen zusammengenommen wieder ganz da, und von selbst biegt sich die krumme Linie *zum Kreise* zusammen!"

Er konnte gar nicht zweifeln, daß Dingler, da er de zehnten Theil des Netto von dem Zeitungsverlag zur Mi gift auswerfen wollte, mit beiden Händen diese Parthie e greifen würde; denn Groß-Lilly war wirklich das schönst Mädchen in der Stadt, wenn man ihr nicht die pikant Klein-Lilly vorziehen wollte. Hing ihre Mitgift mehr ode minder von den Zeitumständen ab, so konnte dies für Ding ler nur ein Sporn mehr sein, das Geschäft emporzutreiben.

Es mochte ihm deshalb um so weniger ein Bedenken beikommen, als Dingler mit besonderer Zuvorkommenheit sich mit Groß-Lilly unterhielt, wenn er sich im Familien kreise befand.

„Vermuthlich," sagte Allgeier zu sich, „ist er nur zu schüchtern, um sich auszusprechen!"

Er hatte sich in diesen Beziehungen seinem vieljährigen, alten Freunde Joulin mitgetheilt. Dieser war ein Maler, welcher für die Prachtausgaben der Allgeier'schen Autoren die werthvollsten Zeichnungen geliefert hatte. —

Joulin hatte seinen Rath im Geiste seiner Kunst abgegeben. Er war der Meinung, daß die Verlobung der beiden jungen Damen zu Allgeier's Geburtstage den Gästen bekannt gemacht, und so selbst die Verlobten damit überrascht werden sollten. Joulin hatte erst in diesen Tagen eine Copie oder Wiederholung des schönen Gemäldes von Sohn in Düsseldorf: „Der Abschied Romeo's von Julie," für Freund Allgeier erworben. Es hing jetzt über dem Arbeitstische des alten Herrn. Da Joulin gewöhnlich zum Geburtstag Herrn Allgeier's einige lebende Bilder im großen Saal vor der Tafel zur Unterhaltung der Gesellschaft zu stelle gewohnt war, so hatte er vorgeschlagen: den Moment di ses Gemäldes, wo Romeo Abschied nimmt, durch Dingl

und Louise, — und einen Pendant dazu: wie Romeo in der Brautnacht zu Julie kommt, von Alfred und Elisabeth darstellen zu lassen. Beide Scenen sollten durch eine bewegliche Zwischenwand geschieden, jedoch zugleich nebeneinander gesehen werden.

Im Augenblicke, wo der Vorhang aufging, mochte dann Allgeier die beiden Paare als glücklich Verlobte der Gesellschaft ankündigen.

Allgeier war auf diesen Plan lebhaft eingegangen. Eine unschuldige, so bequeme, romantische Scene in seinem Hause zu erleben, wie er doch so oft Schwarz auf Weiß hatte drucken lassen, erwärmte seine Phantasie fast mehr, als es sich für einen besonnenen Geschäftsmann ziemen mochte.

Der alte Herr feierte den Geburtstag gewöhnlich auf seiner Villa, welche eine Meile von der Stadt in einem Garten auf einem Hügel mit einer reizenden Aussicht in die Umgegend lag. Der Geburtstag fiel in den Mai, wo auch bereits seine Familie die Villa bezogen hatte. Er selbst scheute die kleine Strapaze nicht, sich täglich von seinen Rappen Vormittags in die Stadt vor das Comptoir und Nachmittags zum Familientisch wieder hinausrollen zu lassen. Er nannte dies sein Amphibienleben im Sommer, wenn er witzig sein wollte.

Schon seit einigen Tagen saßen Groß- und Klein-Lilly auf der Villa mit ihren Nähmädchen, um unter der Anleitung Joulin's, welcher jetzt fast täglich hinauskam, zwei gleiche Juliencostume für sich zu den beiden lebenden Pendantbildern zu verfertigen.

Nicht minder hatten die Kleiderkünstler für Alfred und Dingler an den zwei gleichen Romeocostumen in der Stadt zu arbeiten.

Der königliche Kapellmeister hatte im Beethoven'sch
Style dazu eine Symphonie geschrieben, in welcher es o
Nachtigallengeschmetter und Lerchenwirbeln nicht fehlte. E
hatte versprochen, die tüchtigsten Mitglieder seiner Kapel
zur Aufführung mitzubringen. Joulin war zu gleicher Ze
mit den Zimmerleuten im großen Saale thätig, um d
Bühne aufzubauen.

Er hielt es diesmal für angemessen, hinter der Büh
im Saale einen Zwischenraum für die Musiker zu lasse
an der Scene aber in ihrer ganzen Breite einige Stuf
hinunter in den Saal zu führen, um den Gästen bei d
Ankündigung der doppelten Verlobung den Heraufgang u
die Abstattung der Gratulation bequem zu machen.

Von dem eigentlichen Zwecke dieser Vorbereitungen wu
ten Diejenigen, welche in jeder Hinsicht die Hauptroll
spielen sollten, um so weniger, je gewisser der alte He
seiner Sache war. Konnte er doch über die höchsten geis
gen Güter, über die Gesammtpoesie von Deutschland na
Belieben verfügen, warum nicht über vier Herzen, von w
chen zwei überdies einander testamentarisch angehörten?

Nur Klein-Lilly hatte dabei ihre eigenen Gedanken. E
stach sich beim Nähen zu oft in den Finger, daß Bl
nachkam, als daß sie nicht endlich mit dem alten Aberglaub
hätte herausgehen und ihrer Schwester in das Ohr flüste
sollen: „Merk' auf, in diesen Costumen bekommen n
viele Küsse."

Groß-Lilly wurde roth bis unter die Augen, sie e
gegnete bestürzt: „Du wohl, denn du bist halb und h
Braut mit Alfred, nicht aber ich."

„Wärst du aufrichtig zu mir," versetzte Klein-Lilly, „
könnte es für uns Beide gut sein."

Luise fiel ihrer Schwester laut weinend um den Hals und rief: „Ich, ich Undankbare! Zu welchem Schicksal bin ich bestimmt? — Dich, du geliebte Schwester, muß ich so kränken? Und doch kann ich Nichts dafür! Glaube es mir!

Ach, warum hat Gott gegeben
Mir ein Herz, das liebt und fühlt?
Und ein Herz, gequält vom Leben,
Wird von Erde nur gekühlt!“

„Luise, was ist dir?“ rief Elisabeth, „du bist ja außer dir, und wenn du in Versen sprichst, so möchte sich Gott darüber erbarmen.“

„Du mußt mich hassen, Elisabeth,“ rief Luise, „denn ich — o, ich Unglückliche! liebe — Alfred!“

„Und wirst du wieder geliebt?“ fragte Elisabeth.

„Dein Glück,“ fuhr Luise fort, „soll nicht gestört werden, am Wenigsten von mir! Ich habe ihm und er hat mir entsagt.“

„Habt Ihr Briefe gewechselt?“ entgegnete Elisabeth und streichelte ihr dabei die seidenen Haare.

„Weil es einmal so gekommen ist,“ versetzte Luise, „so sollst du Alles wissen. Du mußt mit mir auf meine Stube kommen. Wirst du mir aber auch Alles verzeihen?“

„Zehntausendmal im Voraus!“ rief Elisabeth, „ich habe kein eifersüchtiges Gemüth. Du weißt es ja, wie ich Euch harmlos miteinander walten ließ. Habe ich doch keine Miene verzogen, wenn Ihr zusammen am Flügel vierhändig spieltet und mein testamentarischer Bräutigam sein: „Oh!“ und du dein: „Ach!“ seufztest; habe ich doch gern beide Augen zugemacht, wenn er dir die Hände drückte und dir

so wehmüthig in die Augen sah, als wollte er sich das Geländer seines Frackes hineinstürzen."

„Deinen Spott," versetzte Luise schluchzend, „habe reichlich verdient, und mehr noch, deine Verachtung!"

„Sei doch kein Kind," erwiederte Elisabeth, „Ihr Euch ja in aller Unschuld geliebt; — ich müßte eine unaufmerksame Leserin von George Sand gewesen sein, w ich die Rechte der Liebe nicht gegen die Pflicht gelten sen wollte! Ich müßte ja doch ganz altmodisch geworden sei

„Ja, du bist aufgeklärt!" rief Luise, „ich aber w immer hinter dir zurückbleiben!"

Unter diesen Gesprächen waren beide Mädchen in Zimmer Luiseus eingetreten..

Sie holte aus dem Bureau ein kleines, niedliches Po feuille, welches sie mit schwarzem Flor umwunden ha Nachdem sie es aus der Hülle befreit hatte, kam ein piernes Herz zum Vorschein, welches als Etiquette mit nen Oblaten darauf befestigt war. Mit zitternden Sch zügen war darauf das Wort „Entsagung" geschrieben. sie es aufschlug, fielen daraus einige trockene Vergißm nichte, welche ihr Jüngling einst am Bache gepflückt h Sie hob das Sträuschen auf und legte es behutsam schen die Blättchen. Endlich gab sie das Portefeuille sabeth, welche es sich im Armstuhle bequem gemacht h und warf sich selbst in die Ecke des Sopha's, indem sich, wie eine arme Sünderin, das Gesicht verhüllte und Richterspruch erwartete.

Elisabeth las die Billets mit großem Interesse. „I sollte nicht glauben," sagte sie ein wenig boshaft bei „daß ein solcher eleganter Spazierstock noch Rosen tre könnte; du glücklicher Tannhäuser!"

Sie fand in diesen Billets viel Gluth und Feuer.

„Es wundert mich," flüsterte sie lächelnd, „daß er nicht damit das Haus in Brand gesteckt hat!" — Da las sie auch eine Kritik über sich. Alfred hatte geschrieben:

„Wie unähnlich hat doch die Mutter Natur Dich, o Du Inniggeliebte, und — Elisabeth erschaffen; — Dich so sanft und mild, wie ein Nachtigallenherz, — sie — wie einen elektrischen Fisch, von dem man nur nervenzuckende Schläge bekommt."

„Sehr verbunden, liebenswürdiger Alfred!" sprach Elisabeth bei sich und biß die schmollende Unterlippe ein.

„Dich" — fuhr der Briefsteller fort — „wie eine süßgeschwellte Centifolie, — sie, wie eine — betäubende Datura —"

Elisabeth zerrupfte leise das Blatt und streute es um sich her in die Stube. Sie blätterte weiter. Die Periode der Verzweiflung schien jetzt daran zu kommen. Sie las in einem der letzten Blättchen:

„Welches Ungeheuer bist du, o grausame Pflicht! — Also schmiedest du mich doch unbarmherzig an die ungeliebte Hand? — Wer rettet mich?"

„O du ausbündig angenehmer Herr Alfred," flüsterte Elisabeth; „wenn Sie hier ein wenig unmännlich sich benehmen und auf die bequeme Entsagung lossteuern, so wird es wohl dem armen — Fisch vergönnt sein, Sie ein wenig mit elektrischen Schlägen zur Besinnung zu bringen!"

Jetzt hielt Elisabeth das letzte Billet, welches mit seinen Beilagen fast zum Buche angeschwollen war, in der Hand. Die Hindernisse, welche den beiden Liebenden und ihrer Verbindung im Wege standen, waren darin zu Riesen angewachsen. „Ja," *schrieb* unter Anderm Alfred, „es

giebt ein höheres Glück, als die Vereinigung zweier liebenden Herzen — das bittersüße Entzücken freiwilliger Entsagung! Ewig! — Ewig" —

— „ist die Feigheit bequem und macht sich moralisch breit!" — setzte Elisabeth in Gedanken hinzu.

Sie sah sich nach Luise um, welche immer noch mit verhülltem Gesichte dasaß. Elisabeth zog ihr langsam das Tuch vom Gesichte und lachte freundlich auf sie nieder; Luise stürzte ihr weinend um den Hals und rief: „So nimm denn Alfred hin! und lass' mir meinen Schmerz, aber schenke mir dazu deine Verzeihung."

„Wie bist du doch so groß und edel!" versetzte mit fröhlichem Spotte Elisabeth; — „wer hätte in aller Welt gedacht, daß wir hier noch einen solchen schönen, rührenden Entsagungsroman erleben würden? — Aber meinst du denn wirklich, liebe Luise, daß ich der Hand eines so edeln, männlichen Geschöpfes, wie Alfred ist, werth bin? — Seine Seelengröße würde mich erdrücken! — Befreie mich davon, Luise!"

„Du, Elisabeth, wolltest zurücktreten?" fragte erbleichend Luise.

„Du sollst sehen," versetzte Elisabeth, „wie vortrefflich ich mich im Mantel der Entsagung drapiren will! Sprich kein Wort, nur sei heiter und lass' mich das Uebrige besorgen! — Das schönste von den zehn Geboten ist das elfte: Lass' dich nicht verblüffen! — Wir dürfen uns nur nicht überraschen lassen. Es ist, scheint es mir, bei dem Geburtstage des Vaters auf unsere Freiheit abgesehen. Joulin will zum Verräther an uns werden. Er thut so geheimnißvoll. Sie sollen es sehen, daß sie es mit zwei *Mädchen* zu thun haben! Doch jetzt lass' uns wieder an

unsere Arbeit gehen; es ist mir, als nähten wir an unseren Zwangsjacken. — Laß' uns Muth fassen, und sei wieder fröhlich!"

Munter hüpften Beide in das Arbeitszimmer zurück, Luise von neuer Hoffnung und Elisabeth von Zuversicht auf gutes Glück durchdrungen.

Nicht so fröhlich war die Stimmung in der Stadt, im Comptoir des alten Herrn. Er hatte eine inhaltsschwere Unterredung mit Dingler; denn ihre Zeitung hatte trotz aller Vorsicht den Unwillen der Regierung sich zugezogen. Die Redaction hatte eine strenge Zurechtweisung vom Ministerium erhalten, worin die Beschuldigung ausgesprochen war, daß sie die schlechte Presse nur scheinbar bekämpft, dabei aber mit unverhohlener Freude die unehrerbietigsten Artikel aus den verschiedensten Zeitungen, wenn auch tadelnd, besprochen, dennoch eben dadurch ihrer größeren Verbreitung Vorschub geleistet habe. Ein besonderer Vorhalt war ihr deshalb gemacht, weil sie sogar Spottgedichte auf ihre Tendenz aus andern Zeitschriften in ihre Spalten aufgenommen. Zugleich war aus der Residenz ein Regierungsbevollmächtigter mit der Instruction zur schärfsten Censur angelangt.

„Sie sehen, lieber Freund," sagte der alte Herr, „daß ich mit diesem Allen nicht recht zufrieden sein kann."

„Vergönnen Sie mir," versetzte Dingler, „nur einige Worte zu meiner Entschuldigung. Mit blutendem Herzen muß ich mich hier verkannt sehen, wo ich doch über mein Gewissen hinaus die sogenannte gute Presse zu vertreten gesucht habe. Während ich den guten Geist der Zeitung immer streng im Auge behalten habe, entfaltete der verwegenste Liberalismus in den Zeitungen, welche aller Orts auftauchten, seine

Fahnen und unsere Abonnenten desertirten zu Hund
Mit Ihrer Genehmigung suchten wir daher die P
heraus, welche eine liberale Besprechung zuließen als:
Zollverein, die Unbeständigkeit des französischen Nati
charakters und den Panslawismus. Ebenso waren w
den Stand der Nothwehr gegen die jungen Zeitungen
setzt; wir mußten alle Mittel gebrauchen, ihre Te
unter dem Namen des sogenannten besonnenen Fortsch
als verwerflich zu bezeichnen. Zugleich galt es, u
alten, classischen Verlag gegen die moderne, poetisch
teratur in Schutz zu nehmen und zwei Fliegen mit
Klappe zu schlagen. So habe ich in dem verwic
Halbjahre die Ausartungen der Literatur, besonders de
litischen Roman, nach Kräften von einem verungli
Dramaturgen und mißrathenen Chapon aus der Gentz
Schule zerlegen lassen. Ja, leider muß ich es eingest
daß mir selbst dabei zuweilen mein Metier perfid, fast e
vorkam. Es ist ein herbes Schicksal, ein Redacteu
diesen Zeitläufen zu sein."

„Lieber Freund!" sagte Allgeier begütigend, „Sie
sich noch zu leicht aufregen; jedes Geschäft hat seine
Moral, bei welcher die einzelne Persönlichkeit nicht in
kommen darf. Sie bemerken ganz richtig, daß wi
Stande der Nothwehr waren, eigentlich kommt eine Rede
aus ihm nicht heraus. Zeitungsschreiber sind keine Gesch
schreiber. Wir müssen uns immer zwischen der Parte
Bewegung und der Reaction mitten innen halten. W
gerade die herrschende ist, macht ihren Einfluß auf
geltend. Sache der Klugheit ist es, immer noch
Weg zum Rückzug frei zu erhalten, um nicht beseiti
fein, wird eine andere Idee zur herrschenden Mode.

müssen jetzt mit Guizot das Zuwartesystem adoptiren. Geben Sie statt aller leitenden Artikel wieder einmal Berichte über Kurdistan oder Hindostan, über die Marquesasinseln und Tahiti, über den Nutzen der Philologie auf gelehrten Schulen, kurz Alles, nur keine wirkliche Politik; denn früher oder später will man doch wieder Etwas von sich selbst hören, sei es im Guten oder im Bösen"

Diese und viele andere gute Rathschläge ertheilte der alte Herr dem gelehrigen Redacteur. Endlich ließ er diesen unangenehmen Gegenstand verklingen; es war, als wenn eine Bremse durch das Zimmer gesummt hätte.

Er lenkte die Unterhaltung auf die Angelegenheit zurück, welche ihm näher am Herzen lag.

„Ihr jungen Leute wollt mich heute Abend zur Feier meines Geburtstages gewiß mit einem ästhetischen Genusse überraschen?" fragte er unter Anderem, indem er sich stellte, als wüßte er nicht das Geringste von dem Plane Joulin's.

„Es soll nicht an uns liegen," versetzte Dingler mit leichterem Herzen, „mißlänge es, dem König des Festes einen heiteren Augenblick zu bereiten."

„Gesteht es nur," fuhr der alte Herr fort, „Ihr costumirt Euch; ha! ha! Was hattet Ihr mit Joulin zu schaffen? So ein alter Künstler hat immer närrische Einfälle. Was wird denn meine blonde Lilly darstellen? — Sie nimmt sich in einem phantastischen Gewande wunderhübsch aus."

„Sie ist immer die schönste Erscheinung im einfachsten Hauskleide, wie im Costume," versetzte Dingler, um Herrn Allgeier etwas Angenehmes zu sagen.

„Sie sollten," entgegnete Allgeier, „Ihr vortreffliches Gemüth kennen, lieber Dingler, um die bekannte Behauptung

wahr zu finden, daß ein gutes Herz und ein schönes Ge
zusammengehören, wie Licht und Farbe."

„Sie sind ein sehr glücklicher Vater!" versetzte Ding

„Lassen Sie mich gestehen," erwiderte Allgeier ein w
lauernd, „daß ich vielleicht außer meiner Tochter Elisabeth
noch zwei Menschen vom Herzen liebe; — rathen Sie einma

„Wen anders, als Fräulein Luise?"

„Sagen Sie mir doch," fuhr Allgeier fort, „wie aber
es mir abgewonnen haben? Ich schätze Ihr schönes, fügsa
Talent, Ihre Kenntnisse, Ihr Benehmen, Ihre Vorsi
kurz alle diese Eigenschaften, welche dazu gehören, um ei
Menschen glücklich zu machen; doch außerdem besitzen
noch meine wahrhaft väterliche Liebe."

Dingler war gerührt, eine Thräne trat in sein A
„Sollte der alte Herr," fragte er sich heimlich, „wirklich Et
von meinem Verhältnisse zu Elisabeth ahnen? — Kön
ich wirklich mir ernsthafte Hoffnung auf die Hand sei
einzigen Tochter machen?"

Allgeier sah nur die freudige Bestürzung seines Red
teurs; er reichte ihm die Hand und sagte freundlich w
wollend: „Wir bleiben, so hoffe ich, für das ganze Le
zusammen! — Ich betrachte Sie, wie meinen Sohn. N
heute Abend mehr! — Ich fahre jetzt hinaus auf
Villa; Sie kommen Nachmittags mit Alfred nach."

So war der entzückte Redacteur entlassen.

So glücklich, wie Dingler, war an diesem Vormitt
vielleicht kein Redacteur irgend einer deutschen Zeitu
Das Gespräch mit dem Principale des Geschäftes hatte
Redactionsdornenkrone mit Baumwolle wattirt, und
Hoffnung auf Elisabeth, die schöne, reiche Erbin, sie
Rosen aufblühen lassen.

Hatte er früher nicht ungern die Unparteiische Zeitung als die dritte deutsche Großmacht schelten gehört, so fühlte er sich selbst jetzt als die erste auf dem Throne der Liebe, mit der Aussicht auf die freie Rheinschifffahrt in das Meer des Ehestandes.

Die Extreme berühren sich! Mit diesem Ausspruche Napoleon's hatte er so oft seine leitenden Artikel geziert, heute sollte er ihn jedoch als eine Wahrheit erleben.

Während er die Glaceehandschuhe anzog, um zu Tisch zu gehen, und dabei seinem Unterredacteur, dem Doctor Sammetschuh, die nöthigen Anweisungen ertheilte, überbrachte ihm der Laufbursche, welcher sein Postillon d'amour war, ein zierliches, rosafarbenes Billetchen mit der bekannten goldenen Siegeloblate.

Er trat in das Fenster, erbrach jenes und las:

„Es ist eine Verschwörung im Werke; liebst du mich, so zeige es! — Zweierlei nur kann uns retten — Muth und noch einmal Muth! — Ich werde eine Gegenmine springen lassen. Auf den Fall, daß sie fehlschlagen sollte, müssen wir nach Frankreich entfliehen. Meine Juwelen werden uns Mittel geben, uns so lange dort zu erhalten, bis wir uns mit dem Vater wieder versöhnt haben.

„Ich hoffe, daß Du Nachts 12 Uhr einen verschlossenen Wagen im Wäldchen hinter der Villa halten läßt. Romeo wird mir eine Strickleiter besorgen, um von dem Balcon hinunter in seine Arme steigen zu können. Es wird nicht zu diesem Aeußersten kommen, da ich das Mittel besitze, Alfred zu entlarven. Doch thut man wohl, sich vorzusehen. Bist Du mein Romeo, treu und tapfer, so liebt Dich

Deine Julie."

Dingler war über den Inhalt dieser Zeilen
Tode erschrocken. Alle Farbe war aus seinem Ge
wichen. Die wilde Elisabeth hatte es offenbar
Degenklingenprobe abgesehen. Sie wollte seinen A
währt sehen. Dingler würde schwerlich diese Prob
den haben, wär' nicht noch ein wenig Turnernach
jenaisches Burschenritterthum mit der nöthigen A
lichkeit in seinem Blute gewesen. Sein Charakt
allerdings in der unaufhörlichen Behutsamkeit de
ctionswesens einige Rostflecke der Feigheit angese
war er noch elastisch genug, um in dieses Abent
zugehen.

Als er gegen Abend mit Alfred in die Villa
Elisabeth an ihm mit der Frage vorüberstrich: „
Ordnung?" konnte er zu seinem großen Glücke da
„Ja!" antworten. Es wäre auch außerdem um
Elisabeth's geschehen gewesen.

Auf Allgeier's Villa war die vornehmste Welt
Stadt und Umgegend versammelt; denn der Ge
Herrn Allgeier's wurde dort alljährlich mit versch
schem Aufwande begangen.

So stolz Allgeier auf sein Bürgerthum war, d
er die kleine Schwäche, darauf zu sehen, daß es
Festen, welche er gab, nicht an glänzenden Offizieru
und allerlei Ordensträgern fehlte. Er wäre vielle
dieser Eitelkeit geheilt worden, hätte ihn ein Freun
aufmerksam gemacht, daß er sie mit reichgewordene
theilte.

Heute war er besonders aufgeräumt; hatte sich
gar ein hoher Diplomat aus dem Nachbarstaate be
Feste eingefunden, scheinbar zufällig, doch im gehein

trage seiner Regierung, bei den drückenden Censurverhältnissen, welchen die Unparteiische Zeitung unterworfen worden war, sie mit allen damit verbundenen finanziellen Vortheilen hinüberzuziehen.

Die Gesellschaft genoß den Thee im Garten, welcher doppelt blühte mit den buntesten Blumen und den geputztesten Frauen und Fräulein.

So war die Abenddämmerung herangekommen. Alfred und Dingler hatten sich in ihr Ankleidezimmer zurückgezogen, um sich in ihre Romeocostumes zu werfen; denn die beiden jungen Damen des Hauses waren, wie ihnen gemeldet worden war, beinahe fertig, wenn anders je ein Toilettenmeisterwerk vollendet werden kann.

Bereits hatten auch der Kapellmeister und die Musiker hinter der kleinen Bühne ihre Stellen eingenommen, als die Gesellschaft aus dem Garten von Allgeier in den Saal heraufgeführt wurde.

Auf ein Zeichen, welches Joulin mit Zusammenschlagen der Hände gab, erhob sich die Musik.

Joulin hatte die kleine Bühne so eingerichtet, daß die Thüre des Nebenzimmers, welche hinter einem Vorhange von der Scene aus verborgen war, damit in Verbindung stand. Dort sollten die Darsteller sich treffen. Joulin war von der Aufstellung der Bilder und den Anordnungen bald hier, bald dort so eingenommen, daß er weder sah noch hörte.

Als seine Figuren immer noch nicht zur Thüre herauskommen wollten, sprang er hinein und rief mit athemloser Stimme: „Meine Damen, meine Herren, um Gottes Willen, die Musik geht zu Ende; wir sind verloren! Alle zu Grunde gerichtet!“

Joulin hatte sich mit besonderer Bestimmtheit
sprochen, daß Alfred und Elisabeth die eine, und
mit Luise die andere Gruppe darstellen müßten.

Um so mehr wunderte sich Alfred, als ihn i
entscheidenden Augenblicke Elisabeth, wo er ihr d
bieten wollte, heftig zurückstieß und ihm zuflüsterte
unterstehen Sie sich, den elektrischen Fisch nur anzu
Dort blüht Ihre Centifolie! — Hierher, lieber
zu mir! wenn Sie sich der armen Datura e
wollen!"

Alfred wollte das Blut im Herzen gefrieren,
sich verrathen. Es war aber jetzt keine Zeit
schuldigungen, sie waren auch überflüssig, denn sd
Elisabeth mit Dingler Arm in Arm hinaus auf di
in den ersten Rahmen und mit ihm nach Joulin
schrift zum Bilde: „Romeo's Kommen" zusammen
Alfred und Luisen blieb Nichts übrig, als drüben i
ten Rahmen sich zu: „Romeo's Gehen" — denn
Joulin beide Bilder benannt — so gut als mö
gruppiren.

Joulin flog, wie ein Irrlicht, hin und her; sein
sahen nur noch die Costumes, wie konnte der Kün
die Personen denken! — Mit einer Trompetenfanf
der Vorhang in die Höhe und ein „Hah" der Ueber
ging durch den Saal. Sie sollte noch größer werd
Allgeier hob sein Brillenfutteral, aus welchem er
ser eben nehmen wollte, wie einen Commandostab
Höhe und rief: „Wohl den Aeltern, die Freude
Kindern erleben! Meine hochverehrten Herren und
ich mache Ihnen die Verlobung meiner Töchter, me
den Lilly's, mit Alfred und meinem lieben Dingler

und gebe Ihnen Gelegenheit, den jungen Paaren Glück zu wünschen."

Joulin war der Erste, der in die Scene hereinsprang, er wollte sprechen, jedoch vergebens, er war zu einer Salzsäule erstarrt; er sah den schrecklichen plastischen Irrthum, ohne ihn ändern zu können.

Aber schon flogen die Damen der Gesellschaft glückwünschend die Stufen herauf und umringten die glücklichen Paare. Im Triumph führten sie die Verlobten herunter. Alfred und Louise lagen zuerst am Herzen des gütigen Vaters.

„Was? Was?" rief Allgeier, „du Alfred, und du Louise? Hm! Hm!"

Er schlug jetzt in innerster Verzweiflung die Augen auf; hinter dem ersten Paare stand das zweite — Dingler und Elisabeth, welche ihren Vater lustig ansah und ihm mit den Worten zunickte: „Das hatte ich arrangirt, guter Papa!"

„So! So! Ja, Ja! Freilich!" —

„Immer unser humoristischer, genialer Freund," rief der nachbarstaatliche Diplomat und schüttelte ihm die Hand, in der Art vom Jahre 30.

„Ja, man sieht gleich," rief ein alter Lebemann mit Majorsepaulettes, „wer mit romantischen Büchern zu thun hat!"

Elisabeth lag jetzt am Herzen ihres Vaters und flüsterte: „Deine Kinder sind glücklich, lieber Vater! und nicht wahr, ich brauche nicht mit Dingler nach Paris zu fliehen? Laß' unsere Heimath hier sein bei dir!" —

Allgeier war gerührt. „Gott segne Euch, meine Kinder!" mit diesen Worten fiel ein Stein von seinem Herzen. „Gott segne meinen Verlag und verdamme die Verlegenhei-

wahr zu finden, daß ein gutes Herz und ein schönes G
zusammengehören, wie Licht und Farbe."

„Sie sind ein sehr glücklicher Vater!" versetzte Di

„Lassen Sie mich gestehen," erwiderte Allgeier ein
lauernd, „daß ich vielleicht außer meiner Tochter Elisabet
noch zwei Menschen vom Herzen liebe; — rathen Sie einn

„Wen anders, als Fräulein Luise?"

„Sagen Sie mir doch," fuhr Allgeier fort, „wie abe
es mir abgewonnen haben? Ich schätze Ihr schönes, fügs
Talent, Ihre Kenntnisse, Ihr Benehmen, Ihre Vo
kurz alle diese Eigenschaften, welche dazu gehören, um
Menschen glücklich zu machen; doch außerdem besitzen
noch meine wahrhaft väterliche Liebe."

Dingler war gerührt, eine Thräne trat in sein
„Sollte der alte Herr," fragte er sich heimlich, „wirklich G
von meinem Verhältnisse zu Elisabeth ahnen? — K
ich wirklich mir ernsthafte Hoffnung auf die Hand
einzigen Tochter machen?"

Allgeier sah nur die freudige Bestürzung seines R
teurs; er reichte ihm die Hand und sagte freundlich
wollend: „Wir bleiben, so hoffe ich, für das ganze
zusammen! — Ich betrachte Sie, wie meinen Sohn.
heute Abend mehr! — Ich fahre jetzt hinaus auf
Villa; Sie kommen Nachmittags mit Alfred nach."

So war der entzückte Redacteur entlassen.

So glücklich, wie Dingler, war an diesem Vormi
vielleicht kein Redacteur irgend einer deutschen Zei
Das Gespräch mit dem Principale des Geschäftes hatt
Redactionsdornenkrone mit Baumwolle wattirt, und
Hoffnung auf Elisabeth, die schöne, reiche Erbin, si
Rosen aufblühen lassen.

Hatte er früher nicht ungern die Unparteiische Zeitung als die dritte deutsche Großmacht schelten gehört, so fühlte er sich selbst jetzt als die erste auf dem Throne der Liebe, mit der Aussicht auf die freie Rheinschifffahrt in das Meer des Ehestandes.

Die Extreme berühren sich! Mit diesem Ausspruche Napoleon's hatte er so oft seine leitenden Artikel geziert, heute sollte er ihn jedoch als eine Wahrheit erleben.

Während er die Glaceehandschuhe anzog, um zu Tisch zu gehen, und dabei seinem Unterredacteur, dem Doctor Sammetschuh, die nöthigen Anweisungen ertheilte, überbrachte ihm der Laufbursche, welcher sein Postillon d'amour war, ein zierliches, rosafarbenes Billetchen mit der bekannten goldenen Siegeloblate.

Er trat in das Fenster, erbrach jenes und las:

„Es ist eine Verschwörung im Werke; liebst du mich, so zeige es! — Zweierlei nur kann uns retten — Muth und noch einmal Muth! — Ich werde eine Gegenmine springen lassen. Auf den Fall, daß sie fehlschlagen sollte, müssen wir nach Frankreich entfliehen. Meine Juwelen werden uns Mittel geben, uns so lange dort zu erhalten, bis wir uns mit dem Vater wieder versöhnt haben.

„Ich hoffe, daß Du Nachts 12 Uhr einen verschlossenen Wagen im Wäldchen hinter der Villa halten läßt. Romeo wird mir eine Strickleiter besorgen, um von dem Balcon hinunter in seine Arme steigen zu können. Es wird nicht zu diesem Aeußersten kommen, da ich das Mittel besitze, Alfred zu entlarven. Doch thut man wohl, sich vorzusehen. Bist Du mein Romeo, treu und tapfer, so liebt Dich

Deine Julie."

Dingler war über den Inhalt dieser Zeilen bis zu Tode erschrocken. Alle Farbe war aus seinem Gesichte g wichen. Die wilde Elisabeth hatte es offenbar auf ei Degenklingenprobe abgesehen. Sie wollte seinen Muth b währt sehen. Dingler würde schwerlich diese Probe besta den haben, wär' nicht noch ein wenig Turnernachhalt u jenaisches Burschenritterthum mit der nöthigen Abenteu lichkeit in seinem Blute gewesen. Sein Charakter ha allerdings in der unaufhörlichen Behutsamkeit des Red actionswesens einige Rostflecke der Feigheit angesetzt; d war er noch elastisch genug, um in dieses Abenteuer ei zugehen.

Als er gegen Abend mit Alfred in die Villa kam u Elisabeth an ihm mit der Frage vorüberstrich: „Alles Ordnung?" konnte er zu seinem großen Glücke darauf m „Ja!" antworten. Es wäre auch außerdem um die Lie Elisabeth's geschehen gewesen.

Auf Allgeier's Villa war die vornehmste Welt aus d Stadt und Umgegend versammelt; denn der Geburtst Herrn Allgeier's wurde dort alljährlich mit verschwende scher Aufwande begangen.

So stolz Allgeier auf sein Bürgerthum war, doch ha er die kleine Schwäche, darauf zu sehen, daß es bei d Festen, welche er gab, nicht an glänzenden Offizieruniform und allerlei Ordensträgern fehlte. Er wäre vielleicht v dieser Eitelkeit geheilt worden, hätte ihn ein Freund dara aufmerksam gemacht, daß er sie mit reichgewordenen Jud theilte.

Heute war er besonders aufgeräumt; hatte sich doch gar ein hoher Diplomat aus dem Nachbarstaate bei sein *Feste* eingefunden, scheinbar zufällig, doch im geheimen A

age seiner Regierung, bei den drückenden Censurverhält-
ssen, welchen die Unparteiische Zeitung unterworfen wor-
n war, sie mit allen damit verbundenen finanziellen
ortheilen hinüberzuziehen.

Die Gesellschaft genoß den Thee im Garten, welcher
ppelt blühte mit den buntesten Blumen und den geputzte-
n Frauen und Fräulein.

So war die Abenddämmerung herangekommen. Alfred
d Dingler hatten sich in ihr Ankleidezimmer zurückgezogen,
n sich in ihre Romeocostumes zu werfen; denn die beiden
ngen Damen des Hauses waren, wie ihnen gemeldet wor-
n war, beinahe fertig, wenn anders je ein Toiletten-
eisterwerk vollendet werden kann.

Bereits hatten auch der Kapellmeister und die Musiker
ter der kleinen Bühne ihre Stellen eingenommen, als
e Gesellschaft aus dem Garten von Allgeier in den Saal
raufgeführt wurde.

Auf ein Zeichen, welches Joulin mit Zusammen-
lagen der Hände gab, erhob sich die Musik.

Joulin hatte die kleine Bühne so eingerichtet, daß die
hüre des Nebenzimmers, welche hinter einem Vorhange
n der Scene aus verborgen war, damit in Verbindung
nd. Dort sollten die Darsteller sich treffen. Joulin
r von der Aufstellung der Bilder und den Anordnungen
d hier, bald dort so eingenommen, daß er weder sah
h hörte.

Als seine Figuren immer noch nicht zur Thüre heraus-
mmen wollten, sprang er hinein und rief mit athemloser
imme: „Meine Damen, meine Herren, um Gottes Wil-
, die Musik geht zu Ende; wir sind verloren! Alle zu
unde gerichtet!“

Joulin hatte sich mit besonderer Bestimmtheit a
sprochen, daß Alfred und Elisabeth die eine, und Di
mit Luise die andere Gruppe darstellen müßten.

Um so mehr wunderte sich Alfred, als ihn in di
entscheidenden Augenblicke Elisabeth, wo er ihr den
bieten wollte, heftig zurückstieß und ihm zuflüsterte: ,
unterstehen Sie sich, den elektrischen Fisch nur anzurüh
Dort blüht Ihre Centifolie! — Hierher, lieber Din
zu mir! wenn Sie sich der armen Datura erba
wollen!"

Alfred wollte das Blut im Herzen gefrieren, er
sich verrathen. Es war aber jetzt keine Zeit zu
schuldigungen, sie waren auch überflüssig, denn schon
Elisabeth mit Dingler Arm in Arm hinaus auf die E
in den ersten Rahmen und mit ihm nach Joulin's
schrift zum Bilde: „Romeo's Kommen" zusammengetr
Alfred und Luisen blieb Nichts übrig, als drüben im
ten Rahmen sich zu: „Romeo's Gehen" — denn so
Joulin beide Bilder benannt — so gut als möglich
gruppiren.

Joulin flog, wie ein Irrlicht, hin und her; seine A
sahen nur noch die Costumes, wie konnte der Künstle
die Personen denken! — Mit einer Trompetenfanfare
der Vorhang in die Höhe und ein „Hah" der Ueberrasc
ging durch den Saal. Sie sollte noch größer werden,
Allgeier hob sein Brillenfutteral, aus welchem er die
ser eben nehmen wollte, wie einen Commandostab, i
Höhe und rief: „Wohl den Aeltern, die Freude an
Kindern erleben! Meine hochverehrten Herren und Da
ich mache Ihnen die Verlobung meiner Töchter, meiner
den Lilly's, mit Alfred und meinem lieben Dingler be

und gebe Ihnen Gelegenheit, den jungen Paaren Glück zu wünschen."

Joulin war der Erste, der in die Scene hereinsprang, er wollte sprechen, jedoch vergebens, er war zu einer Salzsäule erstarrt; er sah den schrecklichen plastischen Irrthum, ohne ihn ändern zu können.

Aber schon flogen die Damen der Gesellschaft glückwünschend die Stufen herauf und umringten die glücklichen Paare. Im Triumph führten sie die Verlobten herunter. Alfred und Louise lagen zuerst am Herzen des gütigen Vaters.

„Was? Was?" rief Allgeier, „du Alfred, und du Louise? Hm! Hm!"

Er schlug jetzt in innerster Verzweiflung die Augen auf; hinter dem ersten Paare stand das zweite — Dingler und Elisabeth, welche ihren Vater lustig ansah und ihm mit den Worten zunickte: „Das hatte ich arrangirt, guter Papa!"

„So! So! Ja, Ja! Freilich!" —

„Immer unser humoristischer, genialer Freund," rief der nachbarstaatliche Diplomat und schüttelte ihm die Hand, in der Art vom Jahre 30.

„Ja, man sieht gleich," rief ein alter Lebemann mit Majorsepaulettes, „wer mit romantischen Büchern zu thun hat!"

Elisabeth lag jetzt am Herzen ihres Vaters und flüsterte: „Deine Kinder sind glücklich, lieber Vater! und nicht wahr, ich brauche nicht mit Dingler nach Paris zu fliehen? Laß' unsere Heimath hier sein bei dir!" —

Allgeier war gerührt. „Gott segne Euch, meine Kinder!" mit diesen Worten fiel ein Stein von seinem Herzen. „Gott segne meinen Verlag und verdamme die Verlegenhei-

schöne Braut?" Bernhard flüsterte ihm den Namen zu. Jetzt erhob der Abt das Glas, und im vollen Becherklang hallte es, daß der Saal dröhnte:

„Bernhard und Rosalinde Fingerlein hoch!"

Ehe noch die Gesellschaft jubelnd aufbrach, theilte Bernhard seinem Freunde Benedict mit, daß er von der Gräfin Steinfelden, welche nunmehr ihr Palais bezogen, die Erlaubniß erhalten habe, ihn künftigen Abend in ihren Salon einzuführen. Benedict nahm das Anerbieten sehr gern an. So schieden sie von einander.

Der Vorleser.

Bei dem einbrechenden Abende war das Palais der Gräfin von Steinfelden, welches uns bekannt ist, glänzend erleuchtet. Im Saale war eine zahlreiche Gesellschaft versammelt; es war in ihr mehr die exclusive Bildung, als der Hof- und Beamtenadel vertreten, welcher zu jener Zeit Etwas darin suchte, die deutsche Bildung und ihre Vertreter von sich abzuschließen. Die Zugvögel des hohen Adels aus der Fremde, welche zuweilen auf längere Zeit in dem schönen Dresden verweilen, hatten weniger persönliche Rücksicht zu nehmen, und suchten wenigstens die Langeweile dadurch zu verscheuchen, daß sie Leute der Wissenschaft und Kunst, welche einen Ruf im Auslande hatten, zur Ergötzung der Gesellschaft, und wenn auch nur als Tafelaufsätze verbrauchten. Heute hatte die Gräfin den Hofrath Doctor

Zindel vermocht, in ihrem Salon ein Shakſpeare'ſches Drama vorzuleſen.

Zindel gehörte zu der Schule der ironiſchen Romantiker, welche darauf ausgingen, ſich in einem ariſtokratiſchen Daſein zum Selbſtgenuſſe zu bringen.

Dazu bedurften ſie einer ergebenen Gemeinde, welche bereit war, ſie mit einem perſönlichen Cultus zu umgeben. Dieſe Ausſtellung der eigenen Perſon zur Verehrung hätte aber ihre großen Unbequemlichkeiten gehabt, wenn ſo ein romantiſches Genie aus eigenen Mitteln ſeine Transfiguration hätte beſtreiten müſſen. Die Romantiker hatten ſich vergebens bemüht, den Kranz der dramatiſchen Poeſie zu erringen. Da ſie es nicht mit den eigenen Kräften vermochten, Leſſing, Goethe und Schiller zu überbieten, ſo nahmen ſie ihre Zuflucht zur Ueberſetzung der dramatiſchen Meiſterwerke fremder Nationen, welche ihnen meiſterhaft gelang. Sie bürgerten Shakeſpeare und Calderon auf der deutſchen Bühne ein und gaben ihr für die nationale eine literaturhiſtoriſche Bedeutung, warfen ſie aber, freilich wider Willen, den Fabriküberſetzern franzöſiſcher Bluetten in die Arme. So war die Bühne zu Grunde gerichtet; aber aus ihren Ruinen gewannen ſie Steine zur Erbauung ihrer eigenen Kapellen. Wenn eine Kunſt zu Grunde geht, drängt ſich eine Afterkunſt an ihre Stelle, wie wir dies in der Muſik in den Concerten der Pianiſten ſahen, welche vor Kurzem die vornehme Welt bis zur Verzückung elektriſirten. Ein ähnliches Virtuoſenthum hatte Hofrath Zindel für die dramatiſche Poeſie im Vorleſen dramatiſcher Werke entdeckt und ausgebildet. Das Kunſtſtück beſtand darin, daß er die Töne ſeiner Stimme in ſo viele Nuancen zerlegte, als *Perſonen* in einem Stücke auftraten, und einer jeden den

Antheil davon gab, welcher für sie paßte, indem er das Thema der Grundstimmung eines bestimmten Charakters hervorhob, dagegen die Nuancen desselben, welche die ganze Energie des darstellenden Künstlers verlangen, unterordnete. Er kehrte daher die Kunst der Darstellung um; denn der darstellende Künstler soll in seinem Vortrage das Grundthema seiner Rolle nur ahnen, es jedoch nur in den Variationen desselben wiedergeben. Bei diesem Kunstvorlesen werden jedoch die Rollen wechselseitig dazu gebraucht, Licht und Schatten in den Vortrag zu bringen, welche bei der Darstellung auf der Bühne jeder einzelne Charakter für sich haben soll.

Doch hatte Zindel seinen Zweck erreicht. Er war als Vorleser berühmt, vornehm und alt geworden; denn die vornehme Welt liebt nie die Kunst, sondern nur die Künstelei, welche allein Mode werden kann.

Noch immer wurde Hofrath Zindel zu ästhetischen Gesellschaften der vornehmen Welt eingeladen, und von schönen, jungen Damen ließ er sich gern zum Vorlesen eines älteren Drama's bewegen.

Er las an diesem Abende besonders gut. Sein Sprechorgan, welches er auf das Sorgfältigste ausgebildet hatte, konnte er nicht sowohl, wie ein musikalisches Instrument, als vielmehr, wie ein ganzes Orchester gebrauchen. Er trug hier den Sturm von Shakespeare vor. Bald schien seine Stimme, wie ein melancholischer Bach, trübsinnig murmelnd zwischen herunterhängendem Weidengebüsche dahinzuziehen, bald, wie ein scherzender Ariel, in den Lüften zu klingen, bald zu grollen, wie das tiefinnere Kochen des Meeres im Sturme, dann alle die verschiedensten Töne zusammenzupressen zu dem *Ausdrucke* der Bestialität in Kaliban, und

sie wieder auseinanderplatzen zu lassen zum Matrosengelächt des Trinkulo, und dann wieder zu dem süßesten Geplaud der Liebenden zu verschmelzen.

So zahlreich die Gesellschaft im Salon war, so schi sie doch nur eine einzige Seele zu sein, in welcher der Vo leser, wie in einem ruhigen Teiche, sein verklärtes Ger sich abspiegeln ließ.

Dem Vorleser zunächst saß der Kammerjunker vc Blasewitz mit der Brille vor den kurzsichtigen Augen, d treueste Anhänger des Meisters, welcher unter der Reda tion desselben italienische Novellen übersetzte und selbst l sterne Taschenbucherzählungen schrieb. Er war darauf a gerichtet, Hofrath Zindel in den gelesensten Blättern Wei rauch und jedem aufkeimenden Talente Assa foetida streuen.

Nannten ihn Spötterzungen Zindel's Blasebalg, konnte man seinen Nachbar, den Doctor Nebelheim, fi den Schlagschatten ansehen, welchen der alte, große Goet bei seinem Tode mit in das Grab zu nehmen vergess haben mochte. Bis in die kleinste Nuance, gab er wechselnden Zerrbildern seinen großen Vorgänger, welch ihm die Existenz gegeben hatte, wieder.

Hinter ihm in der Ecke saß der alte Collegienrath Lisboa, treuherzig und ehrlich, wie die Volksballade, m dem ewigen Refrain: „Ach, ein kreuzbraver Mann!“ C war jedoch im Innern ebenso unglücklich, wie die meist Menschen dieser Zeit. War bei Nebelheim Alles Schei ohne Sein, so war bei Lisboa Alles Sein ohne Schei Für die ewig lebendige Welt der Ideale in sich hatte nicht das geringste Wort, nicht das kleinste Zeichen, il einen *Ausdruck* zu geben. Die Seele einer Lerche war hi

in das Gehäuse einer Schildkröte gebannt. Seit dreißig Jahren arbeitete er an einer Tragödie: „Inez de Castro," ohne nur eine Scene abschließen zu können. Zerreiße eine Tragödie in kleine Stücke, wirf sie durcheinander, so hast du ein Bild von seinem Innern. Er fehlte nie bei den Vorlesungen des Hofraths, denn sie gaben ihm den Eindruck von dem Ausdruck, welcher ihm fehlte.

Vor Benedict Ivo von Ivenhof zerrann die ganze Gesellschaft zu einer leuchtenden Nebelwolke um die Sonne der Gräfin Elisabeth von Steinfelden, welche immer noch wunderschöne Momente hatte, obschon ihre erste Jugendblüthe abgestreift war. Ihre schlanke, hohe Gestalt ruhte auf der rothblüschenen Ottomane, ihr Arm auf dem Rollenkissen, von welchem große Goldtroddeln bis zum parquettirten Fußboden hinunterhingen. Ihr reiches, blondes Haar quoll in vollen Locken unter dem phantastischen Barette vor, von welchem sich eine große, weiße Feder auf die schöngeformte Schulter herunterfenkte. Sie trug ein grausammetnes Gewand mit kurzen Aermeln, und um das Handgelenk und um den schlanken Hals den Opalenschmuck. Während sich Benedict immer mehr in die heimliche Betrachtung dieser schönen Gestalt versenkt hatte, schloß die Vorlesung.

Die Gesellschaft drängte sich zu dem Lesepultchen des Hofraths, welcher hier den Tribut der Lobeserhebungen und den Dank für die Vorlesung ironisch lächelnd in Empfang nahm. Der Kammerjunker declamirte im Tone des Vorlesers zu wiederholten Malen Kaliban's Worte: „Ich will den Fuß dir küssen! Bitte, sei mein Gott!" und alle fanden diese Sentenz riesengroß und anwendbar auf den Hofrath

selbst, um dessen Mund sich die Schlängelchen des Spottes durcheinander ringelten.

Es wurden Erfrischungen herumgegeben, welche die Gesellschaft in verschiedene Gruppen theilten. Hofrath Zindel blieb mit dem Kammerjunker von Blasewitz allein. „So ist das Publikum!“ flüsterte dieser, „kaum daß Sie und der große Britte eine Stunde lang es gefesselt haben, stürzt es auch schon wieder in seine Alltäglichkeit zurück!“ Zindel zuckte mit der linken Schulter und schlug das Buch zu.

Unterdessen war Benedict mit der Wirthin in das Gespräch gekommen. „Daß ich Sie, meine Gnädige,“ flüsterte er, „wiedersehen darf, läßt mich meinem guten Sterne von Neuem vertrauen.“

„Sie müssen mir Nachsicht schenken,“ versetzte die Gräfin, „daß ich mich nicht gleich erinnern kann, ob und wo Sie mir schon begegnet sind.“

„Ich sah Sie zuerst,“ erwiderte Benedict, „in einer abgeschlossenen, grünen Einsamkeit unter einem blühenden Fliederstrauche vor einer Crystallkugel mit Goldfischen.“

Die Gräfin erbleichte ein wenig und entgegnete leise: „Welches Räthsel geben Sie mir auf? Wollen Sie es lösen?“

„Vielleicht, meine Gnädige!“

„Jeden Freitag Abends empfange ich hier meine Freunde und Bekannte, und es kommt nur auf Sie, lieber Baron, an, ob Sie sich dazu rechnen mögen.“

Das Gespräch wurde durch die aufbrechende Gesellschaft unterbrochen. Benedict empfahl sich und kehrte traumtrunken in sein Quartier zurück.

Er hatte sich nun völlig überzeugt, daß die Gräfin die *Nichte des alten* Generals, des Gemahls Victorinens war!

Das Bild seiner ersten Jugend brannte wieder glühend warm in seiner Seele. Bald nahm er sich vor, es ganz aus seinem Herzen zu tilgen und sich vorzustellen, daß sie schon längst todt sei oder nie gelebt habe; bald faßte er wieder den Vorsatz, sich bei der Gräfin nach ihr zu erkundigen, dann aber wieder Alles dem Zufalle zu überlassen.

Mit dem unsichtbar machenden Hexenspruch:

„Um mich Nacht und vor mir Tag!"

führt der Erzähler den Leser wieder zurück zu der Gräfin von Steinfelden, nachdem die Gesellschaft sich entfernt und sie sich in ihr Zimmer zurückgezogen hat.

Vor dem flammenden Kamine steht der hohe, breite Schirm, auf welchem der Räuber von Lessing in bunter Wolle gestickt ist. Wir ducken uns dahinter und schauen zuweilen lauschend vor.

Der Boden ist mit einem dichten, russischen Teppiche belegt, daß es uns vorkommen kann, als ständen wir auf weichem Moose; im Zwischenraume der Doppelfenster uns gegenüber sehen wir in ein kleines Gewächshaus voll immergrüner und blühender indischer Pflanzen, deren saftige Blätter sich von der Astrallampe auf dem runden Mahagonitische einen matten Dämmerschein stehlen. Hinter dem Tische auf dem mit rothem Saffian beschlagenen Divan ruht halb liegend, halb sitzend die Gräfin. Sie hat die Augen auf ein Oelgemälde gerichtet, welches an der Wand, der schmalen Seite des Divans gegenüber, im goldenen Rahmen hängt und sie selbst in der ersten Blüthe ihrer Jugend vorstellt.

Anna, ihr *Gesellschaftsfräulein*, sitzt in einem Armstuhle

und lauscht über ihre Stickerei herüber zuweilen auf Blick ihrer Herrin. Um Elisabeth's feinen Mund ein wehmüthiger, bitterer Zug. Jetzt bewegen sich Lippen und sie spricht leise für sich selbst: „Wohin ist heitere, sechszehnjährige Mädchen gekommen, das ich im Bilde sehe? Ist es mir doch, als hätte ich es kannt! Oder soll ich lieber fragen, wohin ist ihre He keit, ihre Unschuld? Ist es möglich, daß der Inhalt wirklichen Lebens so ganz verschwinden und der Mensch leben kann? Anna, mache morgen einen Vorhang vor ses Bild!

„Doch warum hasse ich dieses Bild der Jugend Unschuld?“ fuhr Elisabeth bei sich zu sprechen fort, „j Mädchen war ich selbst, ich bin jetzt eine Andere! doch schlummerte unter diesen Rosen der Freude und Friedens — die Lust und der Hochmuth, welcher gra voll ruhig den Mann der Liebe verstieß, den Mann, doch treu, wenn auch wild, unbändig, doch ein M ganz und gar war und einen Himmel voll Liebe in trug, — unter diesen Lilien der Milde und Weid schlummerte der Wahnsinn, der das Pfand dieser Liebe von sich schleuderte in die dunkle Nacht! Nun ist Nichts geblieben, als die Reue, die bodenlose Reue die Sehnsucht nach Dem, was ich auf immer verl habe.“

In ihr rief jetzt eine herzzerschneidende Stimme: „M ter! Mutter! Wo ist dein Kind?“ — Sie verhüllte schluchzend das Gesicht; Anna, welche an solche Ausb des Gemüthsleidens ihrer Herrin gewöhnt war, knieete mitweinend zu ihren Füßen.

Nach einer Weile hatte sich die Leidende wieder ge

gut sein, liebe Anna," flüsterte sie, „der junge, Baron Benedict Ivo von Ivenhof, welcher mich ekannt zu haben scheint, hat bei seinem Abschiede n Abende mir ein Räthsel aufgegeben, das mich macht."

an sah es ihm gleich an," versetzte die schöndienende daß er der guten Gesellschaft angehörte."

, die sogenannte gute Gesellschaft!" entgegnete die „als wenn man in ihr interessante Menschen ken- te, Männer schon gar nicht. Sie kommt mir im- r vor, wie der Hefenschaum, den ein gährendes in zarter, weißer Milch von sich stößt. Wir as viel mit dem Anstande, welcher unserer Kaste n soll, als wenn er weiter ginge, als der Tanz- und unsere eigene Selbstgenügsamkeit uns gelehrt b ihre Bildung, als wenn sie über das bischen Französisch der Gouvernante und einige Finger- auf dem Clavier hinausginge! Um uns einiger- arstellen zu können, hat man allerdings das kluge gefunden, das alle unsere Bornirtheiten erträglich n läßt: man hat von vornherein es für unanstän- rt, Geist und Bildung und überhaupt eine eigene n verrathen. Wir sind so weit gekommen, daß gute Gesellschaft ohne „ennui" für gemein halten. st Gottes ist von uns gewichen, wir sind alt, reif, geworden!"

lten aber," versetzte die bescheidene Anna, „nicht Formen, in welchen sich die Gesellschaft bewegt, sein" —

sie aus sich selbst zu ergänzen," fing die Gräfin ct auf, „und jedes Lebenselement abzuhalten. Wenn

Gott, was sollten wir mit einem genialen Menschen a
fangen, der sich treu bleiben wollte? Unsere Lakaiennat
sucht das, was ihr gleicht. Ich hatte das zweifelha
Glück, die Gesellschaft der Unseren in den ersten Reside
städten Deutschlands kennen zu lernen, und überall fand
denselben, mehr oder minder versteckten Haß gegen all
Große und Schöne unserer Tage. Wie kann da viel H
herauskommen? denn die erzürnte Pallas Athene trägt
Schlange der Gorgo auf dem Schilde und den vernichte
den Speer. — Ich werde mythologisch, seit ich in Berl
die Sitzungen der Akademie besucht habe!"

„Das verstehe ich nicht," erwiederte Anna, „und glau
gern meiner gnädigen Gebieterin."

„In dir," versetzte die Gräfin, „steckt eine ganze Scha
tel voll Hofmarschälle; du hättest einen guten Gesellschaf
für meinen Oheim, den verstorbenen General, abgegebe
der seine Carriere bis zur Schlacht von Jena machte.
konnte es lange nicht verschmerzen, daß später die so
nannten Demagogen an die Spitze der Geschäfte kamen u
das Vaterland retteten. Ich befürchte immer, daß er u
der Gesandte viel mit dazu beigetragen haben, nach de
Frieden diese Männer vom Hofe und aus dem Staat
dienste wieder zu entfernen, und den Geist der Jugend
zertreten."

Der alte Kastellan, unser Kaspar, trat jetzt unbeme
herein. Mit verklärten Augen hing er an dem Gesich
der gnädigen Gräfin, die er ja von Jugend auf gelie
hatte. Er machte sich endlich durch ein leises Hüsteln b
merkbar.

„Was bringst du, Kaspar?" fragte die Gräfin.

„*Unser* Rechtsconsulent, Doctor Bernhard, ist hier u

fragt an: ob er noch heute eine wichtige Nachricht mittheilen dürfe, oder morgen damit wieder anfragen."

„Er möchte sogleich kommen!" rief die Gräfin.

Bernhard trat ein; auf einen Wink der Gräfin zog sich Anna in das Nebenzimmer zurück. „Sie bringen mir Nachricht?" fragte sie aufgeregt, „und Hoffnung?"

„Vielleicht," versetzte Bernhard, „nur einen Einfall, der mir in den Sinn kam, als ich vorhin die gnädige Comtesse verlassen hatte."

„Es ahnet doch Niemand den Auftrag, welchen Sie von mir haben?"

„Keine Seele! wir Sachwalter sind verschwiegen, wie der Tod."

„Ich verlasse mich ganz auf Ihr Zartgefühl!"

„Ich habe," fuhr Bernhard fort, „die Spur jenes Mannes mit dem Kinde von dem Dorfe bei Karlsbad aus bis hierher verfolgen können; hier ist er in keinem Gasthofe abgestiegen; wo? ist nicht ausfindig zu machen. So viel ist gewiß, daß er von hier ohne Kind wieder abgereist ist. Dieses ist mithin hier zu suchen. Vor Kurzem entdeckt mir ein Freund seine Liebe zu einem geheimnißvollen Mädchen, welches bei einer Kartenschlägerin, Sibylle Knauthain, erzogen wird."

„Wenn es das meine wäre! Es muß jetzt sechzehn Jahre alt sein! Gottes Segen über Sie, wenn Sie mir meine verlorene Ruhe, mein Glück wieder schenken könnten!"

„Jenes Mädchen aber," fuhr Bernhard fort, „scheint einen Bruder zu haben, welcher ein Maler ist."

„Sie ist es nicht!" versetzte tonlos die Gräfin und sank erbleichend zurück.

„Geben *wir nicht alle* Hoffnung auf!" entgegnete Bern-

hard. „Vielleicht entschlösse sich der junge Maler, Sie ein Bild zu malen. Ich könnte ihn ja durch Jo nes hierher bestellen. Bei dieser Gelegenheit könnten ihn aushorchen! Man darf jetzt am Allerwenigsten viell fruchtlose Mühe scheuen."

„Ich will mir das noch überlegen!" versetzte die Gri „doch danke ich Ihnen für die Mittheilung. Können mir sagen, wo die Alte wohnt?"

Bernhard nannte ihr die Adresse, und verabschiedete

Die Gräfin blieb allein mit dem Vorsatze, die Kar schlägerin am nächsten Morgen selbst aufzusuchen.

Frau Sibylle Knauthain.

Frau Sibylle Knauthain wohnte in der Feldgasse in einem hinweggeschobenen Winkel der Stadt in einem kleinen, verschollenen Gartenhause. Sie schlug, wie wir wissen, für Geld die Karten und heilte auch unter der Hand alle Gebrechen, an welchen die Kunst der Aerzte gescheitert war, durch Besprechung. Doch nur ungern und nur, wenn sie sich auf Verschwiegenheit verlassen konnte, versuchte sie ihr Glück als Heilkünstlerin. Sie konnte es nicht verwinden, daß die ärztliche Zunft, freilich nur aus uneigennütziger Fürsorge für das leidende Publikum, ihr vor einigen Jahren vierzehn Tage Polizeiarrest ausgewirkt hatte.

Freilich erweckte ihr Aussehen nicht viel Zutrauen. Sie war eine kleine, verbogene, hagere Figur, die Haut ihres Gesichts war so straff über die Knochen gespannt, daß man wenigstens an Runzeln nicht ihr Alter hätte bemerken können; ihre kleinen, grauen Augen hatten ein so lebhaftes Feuer, daß sie Funken zu sprühen schienen. Eine weiße Backenhaube bedeckte ihr Haar so ängstlich, daß davon keine Spur zu sehen war; im Uebrigen war sie schwarz gekleidet.

Sie war *äußerst sauber*; mit der Weiße des leinenen

Taschentüchelchens, welches sie gewöhnlich in der Hand tr
wetteiferte diese selbst.

Ebenso reinlich war Alles in ihrem Stübchen; Nac
um elf Uhr, wo sie von Niemand gestört werden mod
ging sie an das Fegen und Scheuern, welches gewöhn
bis zum anbrechenden Morgen dauerte. Da sie in
Nacht selten, zumal bei zunehmendem Monde, schla
konnte, so war dies ihr Zeitvertreib in den langen Nächt

Das Rascheln des Sandes und der Bürste machte
sie ohngefähr denselben Eindruck, welchen anhaltendes
räusch auf Singvögel macht; wie diese dabei zu singen
ginnen, so fing ebenso ihre Phantasie zu klingen und
bildern an! — Wunderliche Geschichten kamen ihr vor.

An den Fenstern der Stube zog sie narkotisch riechei
Gewächse: Baldrian, Rosmarin, Muscatblatt, Nachtschat
und ähnliche Pflanzen.

Ein großer, thönerner Ofen mit kleinen, vertieft
grünen Kacheln nahm die eine Ecke der Stube ein, darü
hing am eisernen Haken eine schwebende Decke aus zusamm
gestoßenen Bretern, auf welcher ein kleiner Kapuzinera
ein Rabe und einige sprechende Staare ihren Aufenth
hatten. Unter dem Gestelle des Ofens befand sich ein
gerichtetes Meerschweinchen, welches sie bei dem Kart
schlagen gebrauchte.

Die Schicksalslinien der Menschen, behauptete sie, se
oft so verwirrt, daß höchstens ihr Schweinchen daraus k
werden könne. Zuweilen verriethen aber auch ihre Thi
eine so große Abneigung gegen manche Personen, daß we
Schweinchen, noch Affe oder Rabe sich mit ihnen einla
wollten.

An den Wänden umher hingen allerlei Köpfe und

guren, theils mit Kreide gezeichnet, theils getuscht, theils in Oel gemalt nach Originalgemälden auf der königlichen Gemäldegallerie. Diese waren Studien von Cecil, welcher in demselben Hause im Oberstübchen wohnte. Er war vor einigen Jahren mit einem Empfehlungsbriefe von ihrer Schwester Sohn, Heinrich Wildspur, aus Hamburg gekommen, um hier die Malerei zu lernen. Sibylle hatte ihn seitdem, wie ihr eigenes Kind, gewartet und gepflegt; ein solches war er damals noch und glich fast noch jetzt mehr einem Knaben von zwölf Jahren, obschon er bereits sechszehn Jahre alt war. Sein zartes, feines Gesicht mit der sanften Röthe der Wangen, welche leicht in Purpur anflog, mit den großen, braunen Augen, deren schüchterner Blick sich gern mit den Augenwimpern verhüllte, mit der scharfgeschnittenen, zierlichen Nase und dem fast zu mädchenhaften Munde gewann leicht alle Herzen. Er trug, wie damals die angehenden Rafaele gewohnt waren, die Haare gescheitelt und ließ die dunkelblonden Locken frei um die Schultern wallen. Cecil hatte keine hohe Kunstrichtung, er wollte nur ein Portraitmaler werden, wozu er einiges Talent hatte.

Da er von seinem Vater, welcher nach Amerika ausgewandert war, durch einen Hamburger Banquier von Zeit zu Zeit hinlängliche Unterstützung erhielt, so ging es ihm in seiner fröhlichen Jugend gut. Er hielt viel auf schöne Kleider und hatte eine ziemliche Auswahl von sammetnen Leibröcken und Mützen.

Sibylle hatte eine große Gewalt über ihn, er mußte Abends immer zu Hause bleiben. Es schien ihm dieser Zwang auch nicht schwer zu fallen, denn er wußte sich mit tausend kleinen Beschäftigungen die Zeit zu verkürzen. Cecil

hatte auch fast gar keine Bekanntschaften, zumal Sibylle die Gewohnheit hatte, Jeden, welcher an der Hausthür nach Cecil fragte, kurz abzuweisen. Wir wissen, daß selbst Johannes, der innigste Freund Cecil's, keinen Zutritt erlangen konnte.

Ehe er früh Morgens zu seinem Lehrer ging, trank er in der Unterstube mit Sibylle den Kaffee.

Auch heute saß der junge Maler wieder dort und plauderte nach dem Frühstücke mit den beiden Staaren, welche er vom Ofen zu sich heruntergelockt hatte. Er knieete mehr in dem breiten Armstuhle, als daß er saß, und gab den kleinen, schwarzen Schülern Unterricht im Sprechen.

„Wie heißt du?"

„David! David!"

„Und du?"

„Wie du! Wie du!"

„Habt Ihr Euch lieb?"

„Lieb, lieb!" schrieen die Vögel und schnäbelten sich. Cecil wollte sich zum hundertsten Male darüber zu Tode lachen.

Jetzt kam Sibylle, welche auf dem Boden gewesen war und nach dem Wetter gesehen hatte, in die Stube zurück und sprach halb schmollend, halb freundlich: „Du wirst die armen Vögelchen noch um ihr Bischen aufrichtigen Verstand bringen, prophezeien können sie so nicht mehr."

Cecil sprang vom Stuhle auf, setzte sein Barett auf, nahm die Mappe unter den Arm und rief: „Nur noch einen Walzer zum Abschiede!" Zugleich fing er ein lustiges Liedchen zu trällern an und drehte sich im Kreise umher, es hüpften das Kapuzineräffchen und der Rabe vom Ofen *herunter*, das Meerschweinchen kroch unter dem Ofen her-

or, und so waren alle Thiere, schreiend, kreischend, grun-
nd, pfeifend um ihn herum.

Sibylle wurde ernsthaft böse; sie schlug mit dem Fleder-
isch nach Cecil, welcher zur Thüre hinausflog, und strafte
ie Thiere mit schrillenden Worten, bis sie sich verkrochen.
So war es wieder still in der Stube. Sibylle wischte sorg-
am ihre Brille ab, nahm ein Buch und las darin. Sie
mochte aber nicht lange so gesessen haben, so klingelte es
an der Hausthüre. Sie ging hinaus, öffnete und kam nach
einer Weile mit einer hohen, verschleierten Dame herein.
Es war die Gräfin von Steinfelden.

„Ich habe gehört," sagte diese im Hereintreten zu Si-
hylle, „daß Sie, meine liebe Frau, aus den Karten wahr-
sagen kann. Da ich nun wirklich ein wenig abergläubig bin,
so würde Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mich einen
Blick in die Zukunft thun lassen könnte."

„Es kommt Alles darauf an," versetzte Sibylle, „ob
mein Thierchen heute bei Laune ist."

Die Gräfin verstand zwar nicht, was die Alte wollte,
s kam ihr aber auch nicht darauf an. Sie hatte sich auf
ie Bitte, Platz zu nehmen, im Armstuhle niedergelassen.

Während Sibylle an ihr Geschäft ging, einen Kreis
uf der Diele mit einer Kohle auffrischte, betrachtete die
räfin die Zeichnungen und Gemälde an der Wand. „Das
id ja recht saubere Arbeiten!" sagte sie endlich zu Si-
le.

„Ein kleiner Anverwandter von mir," versetzte diese,
macht diese Sachen. Er will Maler werden und ist hier
: der Lehre bei dem Professor Schuber."

„Er kann mir," entgegnete die Gräfin, „einige seiner
chen bringen, ich werde sie ihm gut bezahlen, recht gut.

denn was ich hier sehe, gefällt mir. Ich wohne in Palais links von dem .....n Schlage; er braucht nach der Gräfin von Steinfelden zu fragen, dann wird schon berichtet werden."

„Ich will es ihm sagen!" versetzte kurzhin Sibylle, fuhr in ihren Vorbereitungen fort.

Nach einer Pause fragte die Gräfin wieder: „So Ihr beiden Leute hier allein im Hause, wie es schein

„Wir vertreiben uns die Zeit," erwiderte ablenkend bylle, „so gut es geht. Nun bin ich im Stande, Sie fen aber jetzt nicht wieder sprechen."

Nachdem sie jetzt die Blätter einer deutschen Karte die Peripherie des Kreises gelegt hatte, rief sie: „Pas Pascha!" Auf diesen Ruf kam das Meerschweinchen u dem Ofen hervor, und stellte sich ganz manierlich in Mitte des Kreises. Es sah Sibylle mit seinen geschlitz schrägen Chinesenaugen so verständig an, daß es der G sin ein leichtes Grauen verursachte.

„Thu' deine Pflicht!" gebot Sibylle, und nun stieß Schweinchen mit dem Rüssel bald hier, bald dort aus Kreise ein Kartenblatt heraus, während Sibylle ein je wie es folgte, in ihre linke Hand legte. Als sie alle V ter hatte, sagte sie: „Schönen Dank, Pascha!" streich das Schweinchen, und schickte es wieder unter den D Nun fragte sie: „Jakob, von Unten oder Oben?" „ Oben!" rief vernehmlich der Rabe, welcher sich auf Schulter gesetzt hatte.

„Peter, komm', komm', mein kleiner Peter!" rief sie und mit einem Schwunge durch die Luft stand der k Kapuzineraffe auf dem Tische und legte die Karten Wie er seine Arbeit verrichtet hatte, kletterte er wiede

ſeinen vorigen Aufenthalt über dem Ofen zurück. Sibylle aber begann die Figuren der Karten auszulegen:

„Die Blätter deuten auf ein Haus, wo Sie Ihr Herz und Ihr Glück verloren haben; in dieſen Tagen iſt aber ein Herr zu Ihnen getreten, durch welchen Sie erfahren werden, was Sie zu erfahren ſuchen, durch ihn werden Sie das Verlorene doppelt wiederfinden.“

In ähnlichen, ungewiſſen Reden fuhr ſie noch lange fort; ald kam es der Gräfin vor, als müſſe Sibylle von ihrem ſchickſale etwas Genaueres wiſſen, bald wieder nicht. End- ch war die Alte fertig mit dem Worte: „Und nun bitte h um einen Pfennig, denn ich darf Nichts umſonſt thun, nſt vergeht mir der helle Blick.“

Die Gräfin zog lächelnd die Börſe und verließ wenig friedigt, wenn auch aufgeregter die Kartenſchlägerin.

„Ade! Ade! lieb! lieb!“ riefen ihr die beiden Staare ach, und der Rabe zwiſchen durch: „Glück und Glas, wie ald bricht das!“

Oculi.

In der Zeit, in welcher diese Abenteuer vorfielen, wa der energische Sinn so sehr aus dem Leben gewichen, da nur noch theologische Streitsätze, oder eine Sängerin, Eisen bahnactien und Staatspapiere oder frische Austern das Thema der Unterhaltung abgaben. Doch begann sich in diesem grünen Schlamme ein neues, aber noch chaotisches Leben zu regen, welches aus der Lyrik der Kunst zuerst nach plastischen Gestalten auf der Leinwand des Malers oder auf der Bühne rang. Ein unbehagliches Gefühl, welches mit einem solchen Zustande verbunden ist, hatte heute auch die lustigen Benedictiner ergriffen. Die Lampe der Heiterkeit schien an diesem Abende völlig zu erlöschen. Diese Unlust hatte auch einen näheren Grund: der Abt war vor die Polizei geladen worden, um Auskunft über die Tendenz der Gesellschaft zu geben, indem man ihm dort merken ließ, daß man sie für politisch gefährlich erachte und sich vielleicht veranlaßt sehen werde, sie nach Analogie verschiedener geheimer Bundesbeschlüsse zu verbieten. Mitten in der trostlosesten Pause sagte Robert zu seinem Nachbar, der verkehrt auf dem Stuhle saß: „Du bist erst aus Italien, dem Lande der Banditen- und Liebesgeschichten zurückgekommen; hast du denn *gar* Nichts davon zu erzählen?“ — „Italien ist un

ser Gegenpol," erwiderte Johannes; „so wie die Weltherrschaft sich fast immer an Italien oder Deutschland geknüpft hat. Diese Waagschalen sind zerbrochen; — was wird hernach kommen?" „Eine Novelle, eine Novelle!" riefen die Andern.

Die italienische Novelle.

Johannes fuhr fort:

„Jedes politisch zertretene Volk ist ein Treibhaus der Novellen; denn es kann nicht fehlen, daß alle die Massen von Leidenschaften, welche ein großes politisches Volksleben aufzehrt oder unschädlich macht, bei einem niedergehaltenen Volke in dem Einzelnen unerhörte Zerstörungen veranlassen müssen. Schlagt einem Baume die Krone ab, so werden viele unnütze Schößlinge am Stumpfe hervorbrechen: unterdrückt ein gebildetes Volk, so begünstigt Ihr — die Novellenpoesie. Das Leben eines solchen Volkes zu solcher Zeit gehört darum nicht sowohl der Geschichte, als vielmehr der Novellenpoesie an. Italien aber hat die besten Novellen, und täglich werden dort herzbrechende und lächerliche zugleich begonnen, verwoben oder fertig gemacht. Dort darf man nur die Augen aufmachen, einen kleinen Vorfall, der sich eben zeigt, bis in das Einzelne verfolgen, so wird man gar bald eine Novelle fertig haben. Eine solche will ich etzt erzählen:

„Ich hatte mir in Rom in einem weitläufigen Hause nfern der Tiber und des ponte rotto ein Wohnzimmer emiethet. *Dort stand ich* eines Morgens auf meinem Bal-

kone und sah mit unklaren Gefühlen dem Gewühle d
Nachen und Marktschiffe auf dem Tiberstrome zu. D
tausend wechselnden Bilder, welche sich mir sowohl auf der
Strome, als auf der Gasse zeigten, fesselten meinen Bli
immer mehr. Wie bald ein lärmender Trasteveriner mi
seiner blauen Sammetjacke, den lustigen Hut auf der eine
Seite, das Maulthier mit überhängenden Gemüsekörben vo
sich hertreibt, braunrothe Gebirgsleute mit wilden Falken
blicken vorüberziehen, dort eine verblühte Sünderin im Na
men der unbefleckten Jungfrau, hier eine zersprungene Glock
in der Hand eines Stummen um Almosen bittet, ja sogar
die armen Seelen im Fegefeuer durch einen in der Sonnen
hitze keuchenden Kapuziner um einige Bajocchi zur Linde
rung ihres höllischen Durstes aufschreien, das Alles zieht
in meiner Seele jetzt noch einmal vorüber. Zu eben diese
Zeit war dort unter meinem Balkon ein alter Zitherspie
ler getreten, und hatte zu singen begonnen:

„Ahi, quanti palpiti,
Quanti sospiri,
Quanti deliri,
Feci per te!“

„O, welches Seufzen,
Ach, welches Sehnen,
O, so viel Wähnen
Quält mich um dich!“

Auf einmal hielt er im Gesange inne. Eine Meng
Menschen wogte am Ufer herauf. Aus den heftigen G
berden und dem Schreien des leidenschaftlichen Volkes hör
man nur deutlich den Ausruf: „O, die Arme! die Arme!
Ich war gespannt und legte mich über das Eisengitter vo

m den Gegenstand, welcher in der Mitte des Gewühls eraufgebracht wurde, sogleich zu erkennen. Mein Gott, welches Schauspiel sah ich! Auf einem langen, schmalen Brete lag ein Frauenleichnam ausgestreckt und mit einem Seile festgebunden. Zwei Fischer trugen die Leiche einher. Jetzt kamen sie damit unter meinem Balkone an. Unwillkürlich trat mir eine weichliche Thräne in mein junges Auge. Nur eben mußte diese Unglückliche im Strome ertrunken und todt herausgezogen worden sein. Diese Leiche mit den anliegenden, nassen Gewändern, mit aufgelöstem, tropfendem, rabenschwarzem Haare, welches fast bis auf die Erde herabhing, das edle, jugendliche, erloschene Antlitz mit dem schmerzhaft verzogenen und doch jetzt noch schönen Munde, diese Gestalt mit unverhülltem, todeskeuschem Marmorbusen, unter welchem an den zarten Handgelenken die Arme mit einem Tuche zusammengebunden waren, damit e stille liegen möchten; dieses junge, rührende Todtenbild, elches plötzlich in das glühende Leben furchtbar und doch ieder schön hereingeschleift wurde, machte auf mich den ffsten Eindruck. Wie schon die Volksmenge mit dieser e längst vorübergezogen war, stand ich noch immer starrte auf die Straße hinunter, wo die Wogen des ns wieder über diese Erscheinung gleichgültig zusammenugen. Der Spielmann bähte sich aber immer noch unn in der Sonnenhitze auf dem Platze, wie ein Zwieback, d blähte sich im eifrigen Gespräche mit einigen Obstndlern, welche ihre Körbe mit Limonien und Portugallen f dem Kopfe trugen und mit untergestemmten Armen hörten. Er hatte seine Zither in die Hand, wie eine rkuleskeule, gefaßt, und schwang sie kreisend um den opf herum, daß die Saiten in der Luft, wie Glocken,

antönten. Ich hatte ihm manchen Paolo für Flugb
welche er zugleich mit verkaufte, früherhin zugewendet
so kam es, daß er sogleich, wie er meiner ansichtig
mit ausgestrecktem Halse mir zurief: „Signore, una
penda novella!“ Auf meinen Wink kam er zu mi
auf. „Ich weiß schon, was Ihr wissen wollt,“ spr
mit geläufiger Zunge, „erzählen soll ich Euch von
jungen Frau! Die Arme! Wenn sie nur noch lebte!
wir müssen Alle sterben! Aber so jung! und so reich
zählen soll ich Euch, und bin so durstig, wie ein Wet
Wart Ihr einmal in Orvieto, Herr?“ — Ich nahm
meinem Eistopfe eine Flasche d'Orvieto heraus, und s
ihm ein hohes Glas voll ein. „O,“ rief der Alte
dessen, „das ist mein Strohmäntelchen aus Orvieto
kleine, süße Bettelmönch! Oh! Oh! — ein alter Est!
„So ein Enghals,“ entgegnete ich, „ist gut für einen
hals.“ Mein Schmarotzer kostete erst zwei Tropfen
besann er sich und machte sein Gesicht so dünn und
als wollte er sich durch ein Nadelöhr fädeln, dann
drückte er ein Auge zu und spann einen so langen
faden aus dem Glase, als wäre der Wein zu Mac
geworden, bis er den letzten Tropfen herausgewickelt
Jetzt aber schnalzte er mit der Zunge, wie ein Fecht
mit der Klinge, welche er mit einigen Schwippche
birt, und nun begann er zu plaudern:

„Eine schöne Donna, die nun ertrunken ist! Hal

de ich Ketzerei in meiner Einfalt, so ist es einfältige
tzerei! Doch Marchese Luigi ist eine brave Excellenz; denn
hat mir viele schöne Canzonetten gemacht, welche abgin-
, wie frische Brote und junge Jesuiter. Kann man aber
t dem Kopfe durch die Wand fahren und eine Taube
dem Dache, und eine Frau in der Kammer hüten?
bt Ihr noch eine im Glasschranke gesehen mit der Zi-
ne in der Hand? Aber die Juden sind ein abscheuliches
lk, und will der Teufel einen armen Jungen in das
nd bringen, so fährt er in ein hübsches Mädchen —
r gar in ein Judenmädchen. Deshalb sind auch die Ju-
verdammt. Wenn nun einmal das arme Volk in Rom
nger hat und Tausende den heiligen Vater um Brot
chreien, da sind immer Einige da, welche von den Juden
Ghetto reden, und dann geht auch richtig allemal die
denhetze los. Da vergeht den Leuten unterdessen der Appe-

So war es vor zwei Jahren gerade in der heiligen
che, wo mein Magen knurrte und belferte, wie eine alte
din. Da ging es in der Judenstadt lustig her. Da
ieen die lumpigen Bartjuden und die gelben Weiber mit
n Kindern, wie bei der Zerstörung von Jerusalem, wo
aber nicht mit dabei war; denn das geschah zur Kai-
zeit. Das römische Volk sang aber das Judenjagdlied.
mt Ihr es, Signore? Hier habe ich es — ja, da ist
gleich — es kostet vier Bajocchi." Nun sang der Spiel-
an in begeisterten Trillern:

„Del furor la tromba squilla.
Sentí il popol, come strilla!
Vuol vendetta con gli Ebrei,
Con gli Scribi e Farisei.

Dove siete gente sporche,
Son già pronti palchi è forche,
Non vi giovano pianti
A impiccarvi tutti quanti."

Horch, der Wuth Trompete schrillet!
Horch das Volk, und wie es brüllet!
Rache will's an den Ebräern,
Schreibern und den Pharisäern.

Schlechtes Volk in Schmutz und Kothe,
Her zum Galgen, zum Schaffote,
Weinen hilft Euch nicht und Bangen,
All' Ihr werdet aufgehangen!

„Hierbei geschah es," redete er weiter, „daß sie einen alt
Juden herauszerrten auf die Straße. Er hielt in d
Händen einen kostbaren Schmuck so fest, als wäre er
seinen dürren Fingern angewachsen gewesen. Da bekam
aber von einem Kupferschmied einen solchen Schlag
seinen Bart, daß der Flachs davon und der golde
Schmuck ihm aus der Hand flog. Der Jude schrie abe
„Sei der Schmuck verflucht von Mitternacht zu Mitt
nacht, mag er verderben Jeden, den er zieren soll! V
flucht sei er, wie Teufels Handgeld, wie ein Kuppler u
Asmodi!" Da stürzte der Alte todt auf die Straße. A
aber dies geschehen war, warf sich seine Tochter, welche s
vorher noch verborgen gehalten hatte, über ihn her u
schrie, daß die Ziegel von den Dächern hätten fallen m
gen. Da aber das Mädchen jung und schön war, wollt
einige junge Bursche, wie es anfing Nacht zu werden, s
ihrer bemächtigen. Sie mußten sich aber den Mund
schen; denn dieser Apfel war nicht für sie gebraten. Z
fällig ging eben Luigi am Ghetto vorüber, und wurde v

n Schreien und Lärmen herbeigelockt. Mit Gewalt chte er sich Platz durch die Menge. Kaum trat er aber den Kreis hinein, wo sie mit dem Mädchen rangen, so ch das Volk zurück, da er ein Edelmann ist. Das ädchen aber merkte dies kaum, so umschlang sie seine niee, hing an ihm, wie ein Seekrebs, und rief: „O err! rettet, rettet mich vor diesen Mördern; bin ich auch ur eine arme Jüdin, so erbarmt Euch wenigstens über ne arme Waise!“ „Wir wollen sie ja nur taufen!“ chrie das junge Volk. Luigi aber schob diese guten Chri- ten bei Seite, nahm die Jüdin unter seinen weiten Car- bonaromantel, und drückte sich mit ihr zum Ghetto hinaus. Ach, was sind doch die Edelleute für edle Leute! Er ging aber mit ihr einige Straßen hindurch und gelangte so, in- dem er darüber nachsinnen mochte, wo er seine Pflege- befohlene die Nacht über unterbringen könne, bei der Kirche der heiligen Caterina de' Funari an. Die Kirche stand noch offen. Da wendete er sich zu dem Mädchen und sagte: „Es will sich nicht schicken, daß ich dich ohne An- frage in meinen Palast bringe; denn meine Mutter ist eine Christin, und du eine Jüdin. Ich will sie aber bitten, dich eine Nacht über zu behalten, und morgen kannst du wieder zur Judenschaft zurückkehren.“ „Ach, mein Vater!“ rief das Mädchen, „mein Vater! ach! er ist erschlagen, und nun habe ich auf dieser Welt Niemand mehr, der sich meiner annimmt.“ Da sie das Italienische gar zu fremd- artig aussprach, so fragte Luigi: „Bist du eine römische Jüdin?“ „Wir sind erst gestern aus Spanien hierher ge- kommen,“ erwiederte das Mädchen. „Mein Vater war ein Rabbiner in Saragossa, und kam hierher, um Israel in er Knechtschaft in Rom zu trösten. Ach, und nun ist er

erſchlagen! O Gott meiner Väter, und mein Gott
„Wie nennt man dich, armes Kind?“ „Ich heiße Lea
entgegnete das Mädchen. „O Herr, laßt mich wieder z
rück zu meinem Vater, damit ich bei ihm ſterbe!“ No
mehr gerührt von dieſem Jammer, redete ihr Luigi z
„Wenn es dir nicht zuwider iſt, in dieſe Kirche einzutrete
ſo will ich wieder in den Ghetto zurückkehren, und ſi
deines Vaters Leiche und dann für dich ſorgen.“ M
dieſen oder ähnlichen Worten gingen ſie die Stufen hina
und traten in die Kirche ein. Dort brennt immer d
ewige Lampe vor dem Altare. Die Seilerinnung muß da
Oel dazu geben. Deshalb war es ein wenig hell in de
Kirche; nur Altäre und Bilder, ſonſt war Nichts darinnen
als die Beiden. Luigi führte die Jüdin zu dem Altare
und hieß ſie dort ſich niederſetzen. Das war eine groß
Sünde, die er auf der heiligen Treppe bei dem Latera
gewiß abknieen mußte. Dort bei dem Altare ſoll die Jü
din den Marcheſe mit ihren großen, ſchwarzen Augen ſo
plötzlich angeſehen haben, daß er ſeitdem in Liebe zu ih
entbrennen mußte. Was die Leute oft für wunderliche
Augen haben! Hundeaugen, Pferdeaugen, Katzenaugen,
Fiſchaugen, Hühneraugen, nur keine Krebsaugen, denn die
Krebſe haben ihre Augen, wie hungrige Leute, im Magen;
Neunaugen ſind die beſten, Hexenaugen die ſchlimmſten; die
Jüdin aber hatte kohlſchwarze Hexenaugen, mit welchen ſie
Einem die Liebe anthun konnte. Sieht Euch eine ſolche hübſch
Hexe mit ihren böſen Augen an, ſo fahrt nur gleich mit
dem Daumen zwiſchen den Zeige- und Mittelfinger, das
hilft gegen den Liebeszauber. Aber meine Jüdin, die ich
beim Altare gelaſſen habe, wickelte ſich in ihre Tücher, ſetzte
ſich am Altare nieder, und blieb allein, während der arm

igi, wie ein angeſchoſſener Hirſch, von Straße zu Straße
. Nach einer halben, oder meinetwegen einer ganzen
unde kam er zu ſeiner Jüdin zurück, und brachte ihr
Nachricht, daß die Leiche ihres Vaters ſchon auf dem
denkirchhofe begraben ſei. Bei dieſer Botſchaft ſoll Lea
der Stirne ſo heftig gegen die Marmorplatte des Al-
s geſchlagen ſein, daß man heute noch davon den Ein-
ck ſieht. Das iſt aber nicht wahr, es müßte denn ein
rakel ſein; Luigi aber hatte große Noth, die ſchöne Lea
igermaßen zu beruhigen. Ein braver Mann hat ſeine
ge mit den wirbelköpfigen Weibern. Ihr ſolltet meine
ppina kennen, die hätt' es noch viel ärger gemacht; denn
Luigi die Jüdin zu ſeiner Mutter brachte, ſoll ſie
m ganz ſittſam vor ihr einen Fußfall gethan, ihr den
um des Kleides geküßt, und ſehr rührend alſo geſprochen
en: „Großmüthige Marcheſa, edelmüthige, erhabene Pa-
min, Ihr däucht mir barmherzig zu ſein, wie die Sonne,
che über die wahren Katholiken ſo gut ſcheint, wie über
Ketzer, Juden, Heiden, Mohren und die Türken; und
flehe ich auch zu Euch: ſenkt auf mich den Strahl Eu-
Gnade, und erquickt mich mit Euerer Huld!" Mit
en Worten nahm der alte, bombaſtiſche Erzähler eine
ſe Schnupftaback, und ſagte: „Hat ſie nicht ſo geſpro-
, ſo iſt doch wenigſtens gewiß, daß die Marcheſa zu
ſagte: „Du ſollſt eine Chriſtin werden, und Saverio,
fromme Mönch, ſoll dich im Chriſtenthume unterrichten;
n ſonſt fährt deine Seele in die Hölle hinein! Jetzt
e gehe dort in die Kammer und ſchlafe aus!" Seitdem
b die ſchöne Jüdin bei der Marcheſa, und wurde Vor-
tags vom frommen Bruder Saverio, welcher ein Jugend-
nd des *Marcheſe und* von vornehmer Familie war, und

Nachmittags von der Marchesa selbst im Christenthu
unterrichtet, so daß Lea bald damit Bescheid wußte, f
so gut, wie die heilige Jungfrau selber. Nun hätte Lu
zwar auch gern der Jüdin vom Christenthume gepredi
aber seine Mutter soll ihm immer im Wege gewesen sei
Als aber die Marchesa merkte, wie Luigi dennoch imm
um die Jüdin herum war, wie die Rabe um die Axe,
legte sie den Finger an die Nase, und kam denn allmäl
auf den Gedanken, daß ein junger, vornehmer Herr si
ein Wenig in der Welt umsehen, in fremden Städten wo
aufgehen lassen und sich überhaupt wie ein Edelmann b
tragen lernen müsse. Durch Vermittelung ihres Beich
vaters wußte sie es bald dahin zu bringen, daß Luigi vo
der päpstlichen Curie mit einer nothwendigen und ehre
vollen Sendung nach Sicilien beauftragt wurde. Mi
trüben und verdrießlichen Mienen nahm der Marchese Al
schied, da ihm die Liebe auf dem Nacken herumhanthiert
wie ein Affe im rothen Jäckchen auf einem brummige
Bären. Da er aber die päpstliche Pfeife hörte, so mußt
er freilich danach tanzen. Seine Mutter sagte ihm abe
bei dem Abschiede: „Luigi, bei Allem, was du thust, ver
giß nicht, daß du ein Marchese bist; habe die golden
Tabatière immer in der Hand; denn sie steht gut zu de
weißen Manschetten! Willst du bei den Weibern Erobe
rungen machen, so fange bei den alten an; die junge
zickeln von selbst hinterdrein! Und da hast du auch dein
Pillen, die immer bei verdorbenem Magen dir geholfe
haben!“ Hier erstickten Thränen ihre Stimme. Er drück
seine Mutter an die Brust, und sah in die Höhe, wo ei
weißes Tuch zu dem Fenster herauswehte. Dort war di
schöne Lea. Mit weinenden Augen warf er ihr noch eine

Kuß zu; dann aber stieg er in den Wagen, und fuhr um die Ecke hinum.

Drei Monate lang hatte er schon bei dem Vicekönig in Sicilien seine Geschäfte betrieben, aber immer, wenn eine Schwierigkeit besiegt war, lag ein anderer Stein im Wege; denn, man sagt, das Geschäft wäre nur ein Vorwand gewesen, Luigi von Rom entfernt zu halten. Da stak er nun, wie ein Vogel im Käfig; er mochte singen, wie er wollte, er kam doch nicht fort. Dabei befand er sich so unwohl, daß er sich eine Schachtel Pillen um die andere aus Rom kommen ließ, und doch immer krank blieb, da er auf den Magen las curirte, und die Krankheit doch weiter links saß! Hätt' er mich gefragt, und das Mittel gegen den bösen Blick gebraucht, so wäre er gewiß gesund geworden. Wie er nun so in Nichts, als Mißmuth und Krankheit, in Palermo sich herumwickelte, hatte endlich ein Hofmann Mitleid mit ihm, und sagte: „Ei nun, Excellenz, wer hält Euch denn hier auf? Euer Geschäft hat sich nun seit dreihundert Jahren bis auf diesen Tag hergenullt, und wird sich bis an das Ende der Welt fortnullen. Dies Geschäft ist Nichts, als ein gelindes Mittel, welches unsere Höfe bei jungen Hitzköpfen gebrauchen, die man nicht geradezu aufgeben will. Aber, Freund, wenn Ihr mich verrathet, so war ich ein Narr und werde unglücklich!" Luigi versprach heilige Verschwiegenheit, und flog von Palermo hinweg, wie eine Kugel aus der Büchse, — anhaltender Krankheit wegen. Seine Mutter trank eben in Rom mit ihrem Beichtvater eine Tasse Chocolade, als Luigi in das Zimmer trat. Vor Schreck fiel ihr das Zuckerbrötchen, das sie eben in den Mund stecken wollte, aus der Hand. — Seht, Herr, so *genau weiß ich* Alles für drei Scudi, und noch

mehr, wenn Ihr wollt! Seine erste Frage war: „Wo ist Lea?“ „Diesen Namen hat sie abgelegt,“ entgegnete die Marchesa; „sie ist getauft und eine der Unseren geworden, ein gar frommes Kind! Sie heißt jetzt als Christin Katharina.“ „Katharina?“ fragte Luigi; „wo ist Katharina?“ Der schöne Mönch Saverio lächelte freundlich, und sagte: „Freue dich, Luigi! sie ist in einem Kloster und Novize!“ „In welchem Kloster? Vielleicht alle quattro fontane?“ „Dem ist so!“ entgegnete Saverio. Ohne Aufenthalt, wie ein Vogel auf eine süße Beere, so flog Luigi nach dem Kloster. Er ließ sich bei der Aebtissin anmelden, und um ein Zwiegespräch mit der Novize Katharina bitten. „Ihr meint die Schwester Katharina?“ fragte die Pförtnerin. „Ja! Ja!“ rief Luigi, und mit langweiligen Schritten schleppte die wohlbeleibte Gestalt sich die Treppe hinauf. Nach einer Weile kam sie zurück, und führte den sehnsuchtskranken Luigi in das Sprechzimmer. „Wartet nur ein Weilchen!“ sprach seine Führerin, „die fromme Katharina wird gleich erscheinen. Seid nur nicht zaghaft, und schüttet Euer Herz vor ihr aus, damit sie Euch trösten kann, nämlich insofern Ihr ein geistliches Gewerbe an sie habt!“ Mit diesen Worten entfernte sie sich. Aber den armen Luigi fing jetzt die Qual der Sehnsucht nach dem Odem. Beide Hände drückte er fest gegen das Herz, welches ihm die Brust zersprengen wollte. Bald ging er mit großen Schritten im Sprechzimmer auf und ab, bald setzte er sich wieder auf einen dortstehenden Sessel, und starrte die Bilder der Heiligen an, welche, wie grüne und rothe Lichtstreifen, vor seinen Augen flammten. „Herr,“ unterbrach sich jetzt der Erzähler, „habt Ihr je das Liebesfieber gehabt? So wißt Ihr, *wie es dem guten* Marchese jetzt war, wo er seine geliebte

Katharina wiederſehen ſollte, und wo er ihr Herz und Hand anzubieten und ſie zu überreden gedachte, die ewige Jungfrauenſchaft mit der zeitlichen Haube zu vertauſchen. Endlich hörte er leichte, leiſe Schritte den Gang her und auf das Zimmer zukommen. Er ſprang in die Höhe. Wie aber die Thüre aufging und die hohe Geſtalt der frommen Katharina weiß verſchleiert hereintrat, war es ihm, als müßte er niederſinken. „O, ſehe ich dich ſo wieder?“ rief er im tiefſten Schmerze aus. „So willſt du mich denn ewig elend ſehen? O Katharina, ſieh', zu deinen Füßen flehe ich dich an, ſchenke mir dein Herz, und werde ganz die Meinige, ſo wie ich immer dein war von jenem Augenblicke an, da ich zuerſt dein holdes Antlitz ſah in der Kirche deiner Namensſchweſter! O, ſei nicht ſo kalt und ſtumm, und erhöre deinen flehenden Freund!“ — Die verſchleierte Geſtalt fing auf einmal bitterlich zu weinen an, und ſprach faſt flüſternd: „O ſchöner Herr, wie könnt Ihr eine fromme Schweſter ſo in Verſuchung führen?“ Luigi ſprang vor dieſer Stimme entſetzt empor, und rief: „Entſchleiere mir doch dein Angeſicht!“ „So Ihr es denn nicht anders haben wollt!“ entgegnete die Geſtalt, und zeigte dem bebenden Luigi ein uraltes, graues Papageiengeſicht. „Du Katharina?“ rief Luigi. „So heiße ich ſeit fünfundſechzig Jahren; Katharina hieß ich, noch ehe ich mich dem göttlichen Bräutigam verlobte, und Katharina heiße ich auch jetzt noch, und Katharina iſt gar ein ſchöner und frommer Name, junger Herr!“ — „Das weiß Gott! aber iſt keine Novize im Kloſter, welche Katharina heißt?“ „Daß ich nicht wüßte,“ fuhr die Nonne fort, „ich bin hier im Kloſter die einzige Katharina und nicht die unwürdigſte Schweſter.“ „Nun, ſo wollte ich,“ *rief Luigi jähzornig* aus, „ja ſo wollte ich, daß

dein Kloſter und dich Gottes Wetter in die Erde ſchlüg
„O du ruchloſer, aus der Hölle entlaufener Bube!“ ſc
die Alte, „biſt du hergekommen, mit mir dein Geſpötte
treiben? Warte nur! warte!“ Mit dieſen Worten zog
an der Glockenſchnur, welche in der Mitte des Zimm
herunterhing, ſo heftig, als wollte ſie die Todten wec
Luigi aber hielt es bei dieſen Umſtänden nicht für gut, l
ger zu warten, und ſprang zur Thüre hinaus. Er h
von Glück zu ſagen; denn ſchon ſchrie der Schwarm
Nonnen wüthend hinter ihm her, und ſchon flogen Büc
und Näpfe um ſeinen Kopf, als er mit Gewalt das Th
aufriegelte, und hinaus auf die Straße ſtürzte. Puh! d
heißt in einen Bienenkorb blaſen. Luigi aber flüchtete ſ
durch die Straße der Fleiſchbänke über den ſpaniſchen Pl
und den Corſo hinüber durch tauſend Gaſſen und Gäßch
in ſeinen Palaſt. Dort aber ſank er, wie ſterbend, zuſa
men. Seine Diener trugen ihn in ein Bett; dort blieb
ruhig liegen bis gegen Mitternacht, wo er zu raſen anfi
und nur von Saverio redete, welcher ſeine Lea in ei
graue Kloſterkatze verhext hätte, ſo daß den Leuten an
und bange wurde. Am ſiebenten Tage legte ſich das F
ber; jetzt aber flehte er zu allen Heiligen, ihn aus dieſ
Leben hinwegzunehmen. Das machte der alten March
das Herz weich. Schon ſtand ihr Frühſtück auf dem Tiſc
ſie ſchob aber das mürbe Kalbscotelette mit der Zitro
und auch das gebratene Hühnchen bei Seite, und aß n
zwei Sardellen mit einem Brotſchnittchen, trank darauf
Gläschen Liqueur, und verlangte dann nach ihrer Por
chaiſe und ihrem Fächer. Luigi aber hatte gegen Ab
ſchon zu verſchiedenen Malen nach ſeiner Mutter gefra
als ſie endlich zurückkam und zu ihm ging. Er ſprach

natter Stimme: „Theuere Mutter, die du mir Gutes ge-
an haſt von dem Augenblicke an, wo ich zu meinem Un-
ücke geboren wurde, theuere Mutter, ich fühle, daß ich
nmehr der Natur den großen Tribut zahlen und ſterben
uß! Da ich nun auch gern in den Himmel kommen möchte,
laß' mir Saverio rufen, damit er mir die Sterbeſacra-
ente ertheile." Ob nun gleich ſeine Mutter vor Thrä-
n kaum reden konnte, ſo ſprach ſie ihm doch Troſt zu.
igi aber flüſterte mit ſterbender Stimme: „Ach Mutter!
eine Zeit iſt gemeſſen!" Da machte ſich die Marcheſa von
m los, und zog eine verſchleierte Frauengeſtalt, welche in
r halbgeöffneten Thüre ſtand, zu dem Krankenlager hin
t den Worten: „Hier iſt noch Jemand, dem du die Hand
m Abſchiede reichen kannſt!" Der Jüngling hatte ſich bei
ſen Worten emporgehoben. Die Benedictinernovize ſchlug
n Schleier zurück, und mit einem Schrei des Entzückens
g er in ihren Armen. „Die heilige Maria und die hei-
e Katharina mögen Euch ſegnen, meine Kinder!" rief
: Matrone; „macht einander glücklich, und laßt mich nie
reuen, daß ich Solches für Euch gethan habe!"

Am anderen Morgen war Luigi — ſeht, Signore, die Macht
r Liebe! — wieder friſch und geſund, und tanzte und ſang im
uſe umher, wie ein Vogel im April, wenn er das Neſt baut."

Der Spielmann ſchwieg jetzt, trank den Reſt des
rvietoweines mit einem wehmüthigen Spitzbubengeſichte
s, und ſprach dann: „Signore, der Wein war gut, und
3 war die Geſchichte!"

„Weiter Nichts?" rief ich. „Nein!" entgegnete er
egmatiſch, und dehnte ſich dabei unendlich faul, „Nichts,
daß Marcheſe Luigi mit ſeiner jungen Marcheſa ſeit
hr *und Tag verheirathet* war. Dieſen Morgen fiſchte

aber ein Fiſcher die junge Marcheſa aus dem Stron
Ihre Leiche habt Ihr vorübertragen geſehen.“ „Und n
viel haſt du zu dieſer Geſchichte ihrer Liebe aus eigen
Mitteln hinzugethan?“ „Signore,“ entgegnete der Spielman
„nur ſo viel Butter, als nöthig war, die Maccaroni ſchma
haſt zu machen!“ „Hat man denn gar keine Muthmaßun
wie es gekommen iſt, daß ſie ertrank?“ fragte ich weite
„Muthmaßung? Ja! aber keinen Grund! keinen Grun
Wer weiß, wer weiß! Die Weiber haben hitziges Blu
Da ſolltet Ihr erſt meine Peppina gekannt haben, wie f
jung war! Genäſchig, wie eine Ziege! Da muß man Fün
fingerkraut einreiben! verſteht Ihr mich?“
„Hier iſt ein Scudo für deine Mühe!“ ſagte ich; „d
bekommſt noch zwei Scudi, wenn du mir Aufſchluß in dieſ
Sache verſchaffen kannſt!“
Der Alte nickte mit dem Kopfe, ſchnippte mit de
Fingern und ſchob ſich zur Thüre hinaus.
„O, ich merke,“ entgegnete Robert, „der Marche
wurde ihrer überdrüſſig, und das Andere wurde echt italieniſ
abgemacht!“
„Falſch gerathen!“
„Nun, heraus mit dem Ende der Geſchichte!“ riefen All
„Nein! Ihr ſollt dieſe Geſchichte eben echt italieniſ
genießen. Ihr wißt es vermuthlich, daß eine Art v
Leuten ſich in Italien ein Gewerbe daraus macht, de
müßigen Volke auf den Hafendämmen oder auf den öffen
lichen Marktplätzen Geſchichten zu erzählen. Wenn ab
ihre Erzählung die Neugierde der Menge bis zum Aeußerſt
erregt hat, dann läßt der Erzähler die Mütze herumgehe
um die freiwilligen Gaben einzunehmen. Iſt das geſchehe
ſo läuft der Schalk fort, und ſchreit: „Morgen! morgen

blich suchen die wilden Männer den Erzähler zu halten;
ßt sich los, und ist — verschwunden. Also morgen!
ieben! Morgen!“
dit diesen Worten nahm Johannes seine Mütze und
hl sich.

---

m nächsten Abende waren die Freunde wieder ver-
lt, um das Ende der Geschichte zu vernehmen; nur
nes fehlte noch. Robert blätterte in den Werken
peare's, welche auf der Tafel lagen, mechanisch herum.
einte: wie man an großen Strömen Maßstäbe ange-
hätte, um den Stand des Wassers zu jeder Stunde
ssen, so könnte man den Shakspeare auch in den
i der Zeiten stellen, und daran den Inhalt einer
Epoche abmessen. So lange man keine große Leiden-
und Charaktere auf der Bühne sehen möge, könne
m Volke weder das Eine noch das Andere sein. „Das
i wunderbares Wesen mit diesem Shakspeare!“ ent-
: Schuber, der Maler. „Kommt es mir doch zuweilen
als wäre er der leibhaftige Geist der Nordsee, der
neck mit dem rothen Käppchen auf dem Kopfe, der
mit lautem Gelächter sich mit den Delphinen herum-
kopfüber, kopfunter auf den Wogen närrisch sich her-
zelt, und, wie ein wildes, ausgelassenes, nichtsnutziges
den losen Nymphen Wasser in das Gesicht sprudelt,
aber plötzlich hypochondrisch wird, die langen Haare
as Gesicht hereinhängen läßt, die Faust an die Stirne
, und melancholische, abgerissene, geisterbeschwörende
in die Tiefe hineinstöhnt, bald aber plötzlich aufstürmt
ild und toll die Wogen an den Himmel und die

naseweisen Schiffe, welche ihm in den Weg kommen, an di Felsen wirft, daß Mann und Maus untergehen; dann abe wohl auch gar das Unwesen bereut, und nun mitleidig einen armen Jungen mit höchsteigenen Händen an eine schön Insel trägt, und ihn dort mit einer schönen Fürstin verheirathet; zuweilen aber auch die Sonntagslaune anzieht, galant und in einem rothen, aristokratischen Sammetmantel, flammend in Edelsteinen, mit schöngekräuselten Haupt- und Bartlocken über das Meer hinschreitet, daß die ältesten Nymphen sehnsüchtig zu seinen Füßen aufseufzen, und dann gar in klaren Julinächten verliebt bis in die kleine Fußzehe mit der Harfe in der Hand hinüber nach Italien schmachtet, daß der ganze Himmel mit allen seinen Sternen den letzten Schleier von sich wirft und zu ihm in die Tiefe steigt, aber ebenso erschrocken wieder entflieht, wenn der böse Neid Mantel, Krone und Harfe wegwirft, und nun als echter Matrose sich in Punsch benebelt, flucht, Witze reißt und viel Dummheiten herausläßt; o wunderlicher Wassernek der Nordsee, dein Name soll Shakspeare sein!" — „O wunderlicher Schuber," rief der Doctor, „dein Name soll Novellenfeind sein! Ich lobe mir aber diese lustigen Amphibien, die ebenso gut im Wasser der Reflexion, als auf dem festen Lande der Begebenheit leben. Ich lobe mir die Binnenländer! Ich lobe mir die Novelle! Und hier kommt eine noch ungedruckt!" Johannes trat eben zur Thür herein.

„Komm', setz' dich her;" sagte Robert, „und erzähle! Es ist eine grundschlechte Novelle, aber erzähle!" „Ich würde mich schämen, ein guter Novellendichter zu sein," entgegnete Johannes. „Ich will Euch auch nur diese Geschichte *kunstlos* und der Reihe nach vortragen, wie sie mir da

Leben selbst erzählt hat.“ Die Freunde horchten auf, und Johannes begann:

„Ich dachte jenen Tag über nur an die Leiche, welche ich am Morgen vorbeitragen gesehen hatte. Tausend Muthmaßungen warf ich im Kopfe hin und her. Vergebens suchte ich vor den Marmorstatuen im Vaticane die Gedanken, welche, wie leidtragend, hinter der Ertrunkenen einherzogen, wieder fröhlich zu stimmen. Jede Venus, jede Diana mit ihren schlanken Marmorgliedern wandelte sich mir zur todten Katharina um. Abends litt es mich selbst in meinem Zimmer nicht; ich mußte hinaus in das Freie. Ich ging über das Capitol hinunter in das Forum; die Stimmen der alten Geschichte aber, welche ich sonst dort fast aus jedem Steine vernahm, schwiegen heute. Am Fuße des Palatins ging ich vorüber bis zum Triumphbogen des Titus. Im hellen Mondenscheine sah ich daran noch den siebenarmigen Leuchter aus Salomon's Tempel zu Jerusalem in Marmor ausgehauen. Drüben herauf düsterte das ungeheuere Colosseum mit seinen Quadern. Eine ganze, heimathlose Nation, die jüdische, arbeitete dieses Theater unter den Peitschenhieben der Weltherren empor! Unglückseliges Volk, das von ältester Zeit her genannt, fast kaum so lange sich der Heimath erfreute, bis es seinem Jehovah einen Tempel gebaut hatte, und herumgetrieben ward durch die alte und neue Geschichte bis auf diese Stunde. Das große, welterschütternde Rom durfte sich mit allen seinen Consuln, Tribünen und Cäsaren lebensmüde zu Grabe legen; aber der Ahasverus lebt noch immer, borgt den Königen Millionen, sitzt mit ihnen zu Rathe, und schachert mit alten Lumpen an den Straßenecken, — aber er bettelt nicht. Und wiederum dachte ich

an die arme Lea-Katharina. Ich ging wied
Stadt hinein, durch Straßen und Gassen, u
einmal vor der kleinen Kirche der Sta. Caterin
Hier war es, wo Luigi das gerettete Judenm
hinaufgeführt hat. So sprach ich und stie
hinan, da auch jetzt die Kirchthüre offen sta
hinein. Vor dem Altare, wo der düstere
Mönchs zu knieen und zu beten schien, sta
Ich ging leise über die Marmorplatten der
hinzu. Eine einzige Lampe hing am Altare
warf einen matten Schein über den Mönch
senen Sarg. Eine verhüllte Gestalt, zusa
hockte mehr neben der Leiche, als daß sie
hätte. Wenn ich nicht sehr irrte, so lag
mir. Ihr zartes, junges, erbleichtes Gesic
Kissen, ihr dunkles Haar mit weißen Bänder
lag die Mitleidswürdige hier dahingestreckt,
selbst im Tode. Ich konnte mich nic
am Pfeiler, in dessen Schatten ich mich b
knieen und für die Ruhe der armen Seele
Es war mir in diesem Augenblicke, als wär
meine beste Freundin, ja, meine Schwester ge
Gott dir einen kurzen, sanften Schlummer
Blumen auf dein Grab! Heitere Träume i
Einst aber nehme dich der Engel der Liebe in
Arme und trage dich empor, eine Glückselige
der Unsterblichkeit!

In diesem Augenblicke aber wuchs die
neben dem Sarge hoch empor. Ich sah e
verzweifelndes Jünglingsangesicht. Es mußt
Jetzt hob er mit der Hand einen blitzende

vor, seine Augen wetterleuchteten noch mehr. Ich sprang erschrocken auf. Bei dem Geräusche, welches ich verursacht hatte, verbarg er schnell das Messer, und sank am Sarge wieder zusammen. Der Mönch am Altare sagte jetzt dumpf und geisterartig in sich selbst hinein: „Amen!“ Ich schlich mich zur Kirche wieder hinaus.

Könnte ich Euch, Freunde, jetzt beschreiben, wie mir zu Muthe war! Immer verworrener wurde mir dieses Räthsel. Das mußte der Marchese gewesen sein! Aber wozu das Zucken des Dolches? Was wollten seine blitzenden Augen und die krampfhaft zusammengepreßten Lippen? Was hieß das Alles? So fragte ich mich selbst und suchte mir eine Antwort darauf zu finden. Daß das Andenken der bleichen Frau, der gestorbenen Lea, blutroth gefärbt werden würde, war mir gewiß.

Ich setzte meine ganze Hoffnung, etwas Näheres in dieser Sache zu erfahren, auf den Spielmann. Nach einigen Tagen kam er wieder zu mir. „Die zwei Scudi sind verdient, Signore!“ rief er; „aber — verrathet mich nicht; denn es ist ausgesprengt worden: die junge Marchesa sei aus Unvorsichtigkeit in der Tiber verunglückt. Sie hat ein christliches Begräbniß erhalten; denn die Geistlichkeit“ — hier machte er sein Spitzbubengesicht und pfiff. Dann fuhr er fort: „Deßhalb darf ich Euch, verehrter Herr, auch nicht den eigenen Hergang der Sache erzählen. Ich bekäm' eine Anstellung in der Engelsburg.“ Ich legte zwei Scudi auf den Tisch und fragte: „Willst du oder nicht?“ Er blinzelte das Geld an, drehte sich auf einem Absatze herum und drückte ein Auge zu, dann aber erzählte er:

„Unsere römischen Geschichten haben immer eine spanische

Wand. Guckt man dahinter, so findet man gewiß au
eine Tonsur.

„Ihr wißt, daß der fromme Mönch Saverio ein Jugend
freund des Marchese war. Da aber die Liebe keinen Stan
verschont, am Allerwenigsten die armen Mönche, so wurd
auch der fromme Saverio von ihr angesteckt. Ich hal
Euch schon gesagt, daß viele Menschen, ohne daß sie
selbst wissen, den bösen Blick haben, und damit viel Unhe
stiften. Wie aber Katharina früher den Marchese dam
in Feuer gesetzt hatte, so geschah es jetzt auch dem gute
Saverio. Vergebens aber lernte er die Sonette des P
trarca auswendig und declamirte sie der schönen Katharin
vor, daß eine Feuerzange hätte weinen mögen; Katha
rina blieb ungerührt. Wie aber der Versucher dem arme
Menschen immer beizukommen weiß, so erspähete er auc
die schwächste Seite im Herzen der strengen Katharina
Als sie einst in der Strada de' Condotti an den Ge
wölben der Goldschmiede vorüberging, soll sie an dem Fen
ster einen goldenen Halsschmuck mit grünen Edelsteinen ge
sehen haben. Es soll der Schmuck gewesen sein, der ihren
Vater bei dem Auflaufe zugleich mit dem Leben geraub
worden war. Katharina konnte sich gar nicht von den
Anblicke dieses Schmuckes trennen. Es soll ihr gewesen
sein, als hätten die grünen, funkelnden Steine ihr all
Sinne betäubt, und sie mit sehnsüchtigen Blicken bis in ih
ren Palast verfolgt. Wenn die Weiber ihre Männer z
Etwas verführen wollen, o! wie können sie da schmeichel
und kosen, bis sie das „Ja" herausgelockt haben. Dann
darf mir aber meine Peppina nicht kommen. So oft s
freundlich wird, bin ich schon im Voraus verdrießlich; den
dann will sie mir auch Etwas ablocken; aber nein! Nicht

da! Aber heute ärgert's mich noch, daß ich ihr neulich den Scudo geben mußte, den ich von Euch bekommen habe. Ging es doch dem guten Marchese nicht viel besser! Mußte er nicht auch die Straße zwischen die Beine nehmen, und ich zu dem Goldschmied hintrollen? Unterdessen war schon er Iltis im Taubenschlag; denn kaum hatte er den Rücken ewendet, so kam Saverio zu der jungen Marchesa. Luigi hrte jedoch sehr bald mit betrübtem Gesichte zurück, und zählte, daß der Goldschmied diesen Schmuck nicht unter chntausend Scudi verkaufen wolle. „O, meine süße Katharina," sprach er zu ihr, „so viel Geld kann ich in diem Augenblicke nicht ausgeben; denn du weißt, wie viel ns neulich der Carneval gekostet hat!" Katharina war arüber fast untröstlich. Sie bat, sie weinte, sie herzte und ßte ihren Mann; aber Alles war vergeblich; denn wo ein Geld ist, da hört das Erbarmen auf. Katharina aber chlich sich jetzt, so oft es nur thunlich war, an das Fenter des Goldschmieds und liebäugelte mit dem Schmucke nd seinen grünen Katzenaugen. Das wißt Ihr wohl selbst, aß in jedem Edelsteine ein verzauberter Teufel steckt. Wie e nun diese Teufelchen immer ansah, so verkehrten sie ihr nch das Herz im Leibe. Kam sie wieder nach Hause, so aß sie wohl stundenlang in Gedanken, und wurde sie plötzich angeredet, so fuhr sie, wie aus einem Traume, empor. hre Wangen erblichen, und ihre Augen wurden von Thränen roth. Das könnt Ihr glauben, Herr! wenn sich ein Weib einmal Etwas in den Kopf setzt, so muß es geschehen, nd sollte darüber die Küche einfallen. Meine Peppina ire gerade so, wenn ich ihr den Zügel schießen ließe. Ich nn es mir denken, daß Luigi jetzt oft im Stillen seufzen d denken *mochte*: „*Wäre ich* doch in Messina oder wo

der Pfeffer wächst!“ Da er nun weder Rath noch H
wußte, so ging er zu seinem Freunde, dem Mönch Sav
und klagte ihm seine Noth mit inständigen Bitten: s
Katharina mit Trostsprüchen aus der Religion aufzuheit
oder ihr sonst den Kopf zurechtzusetzen, und sie tüchtig
zunehmen. Am anderen Morgen, zur Stunde, wo L
gewöhnlich ausgegangen war, kam der Mönch zu Kathar
Sie war ganz allein. Saverio nahm Gelegenheit, mit b
nenden Worten von dem schönen Schmucke in der Str
de' Condotti zu reden. „Es ist wahr,“ sagte er, „ei
schönern Schmuck hat selbst nicht eine Königin. Das
ein Feuer in diesen Smaragden, daß man nicht die Au
hinwegwenden kann! Und wie schön sind diese Steine
faßt! Solche Juwelen könnten eine Heilige locken, eim
aus dem Himmel herunter zu gehen! Eine reiche Für
aus England, eine verdammte Ketzerin, hat gestern da
gefeilscht.“ Katharina seufzte tief auf. „Ich habe
gerettet!“ rief der Mönch, und hielt das funkelnde Klei
vor der erblassenden Katharina empor. „O,“ rief Kat
rina, „ich wollte gern sterben, wenn dieser Schmuck
ein einziges Mal wieder mein wäre!“ „Göttliches W
du Inbegriff aller meiner Sehnsucht, erhöre mich, so
dieser Schmuck dein eigen sein! Ja, er ist es scho
Katharina war vor Freuden, wie rasend. Bald drückte
den Schmuck, bald den Mönch an ihre Brust, bis ihr
Besinnung verloren ging. Sollte man nicht die We
alle zusammen, und meine Peppina mit, in das Lotto se
daß man entweder alle zusammen gewänne und die 9
wahl darunter, oder eine Niete hätte? Denkt nur, fr
der Herr! als Luigi heimkam, fand er den heiligen
verio in sittsamer Entfernung von der gebenedeiten Ka

a sitzen, und eine rührende Legende aus einem feinen
chlein vorlesen. Katharina selbst aber saß, wie eine
klärte Heilige, mit selig niedergeschlagenen Augen am
nster und zeichnete am Kopfe einer büßenden Magdalena.
o fromm und sanft war ihm lange nicht das Gesicht
nes Weibchens vorgekommen. O, wie glücklich war er!
d wie dankte er im Herzen seinem frommen Freunde für
n geistlichen Zuspruch, der so sichtbar bei seiner Katha-
na angeschlagen hatte! Er drückte dem Mönche herzlich
e Hand, und bat ihn mit den freundlichsten Augen, im
orlesen fortzufahren, indem er selbst sich zu seiner theuren
atharina setzte, und sie inbrünstig küßte, wie ein heiliges
adenbild; aber Katharina war auch so hingegeben, so
ne Widerstand, ihre Stimme so flötenweich, daß jeder
emann über so ein weißes Täubchen entzückt gewesen sein
ßte. Gerade so war meine Peppina auch, wenn sie
herhin was Unrechtes gethan hatte, wie ein Kätzchen,
s den Milchtopf zerbrochen. Aber da kam sie schön an!
usch! husch! hatte sie die zehn Gebote im Gesichte, und
s sechste mit dem Daumen der linken Hand.

„Aber nun merkt auf! Während der fromme Saverio
rlas, und Luigi mit dem Ring an der Hand seiner Frau
elte, trat der Goldschmied von der Strada de' Condotti
ein. Der schöne Mönch lachte höhnisch in sich hinein,
Marchesa aber wurde todtbleich, oder auch roth, das
l mir gleich sein. Der Goldschmied wendete sich aber
n Mönch mit den Worten: „Heiliger Bruder, es ist
t, daß ich Euch treffe, Ihr werdet mir behülflich sein,
t Handel abzuschließen;“ dann aber sprach er zum Mar-
se: „Excellenz! Ihr wollt also den schönen Schmuck be-
ten? Ihr thut sehr wohl; denn etwas Schöneres und

Billigeres findet Ihr nicht so bald zusammen. Per bac
hätte ich Geld danach, ich behielt' dieses Kleinod sel
Es wäre mir um keine Grafschaft feil! Das ist eine
beit in Gold und Stein, wie sie heut' zu Tage gar r
mehr geliefert werden kann. Benvenuto Cellini hätte
Steine nicht besser fassen können!" — Katharina war n
todt, als lebend.

Luigi entgegnete: „Verehrter Meister, wohl habe
neulich um Euren, allerdings sehr kostbaren Schmuck
feilscht; aber seitdem habe ich mich anders besonnen. M
Katharina mag Nichts mehr davon wissen; Ihr aber
sehr unrecht, Euch mit Eueren Waaren den Herrscha
aufdringlich zu machen!"

Der Goldschmied machte ein zorniges und zugleich n
trauisches Gesicht und sagte: „Nun, so gebt mir
Schmuck zurück, und damit soll es auch gut sein!" Ka
rina saß stumm und weiß, wie Kalk, im Armstuhle,
Hände zwischen die Kniee gepreßt; der Mönch aber sa
ruhig im Buche fortzulesen. So hat mir Alles der G
schmied Wort für Wort erzählt.

„Ich weiß von keinem Schmucke!" entgegnete Luigi
„Was?" rief der Goldschmied; „wenn die Edell
solcher Kniffe sich nicht schämen, was soll der Bürger th
Aber hier" — er wendete sich zum Mönche — „hier sitzt n
Gewährsmann! An Euch halte ich mich."

„Da thust du auch sehr recht daran," erwiderte
Mönch ruhig und freundlich, „hättest du das längst get
so brauchtest du einen wackern Mann, den Herrn M
chese, nicht in Verlegenheit zu setzen. Ja, Meister! a
dings habe ich mir den Schmuck von dir anvertrauen la
oder vielmehr dich darum gebeten, um denselben noch

nal der vortrefflichen Marchesa zu zeigen und vielleicht dennoch einen Handel abzuschließen; um diesen Preis ist er doch zu theuer! Marchesa wünscht nunmehr den Schmuck nicht."

„Thut Nichts! 's thut Nichts!" versetzte der Goldschmied, „nur bitte ich um meinen Schmuck."

„Katharina saß in sich selbst vertieft. Vergeblich fragte sie Luigi nach dem Orte der Aufbewahrung des Schmuckes, er erhielt keine Antwort; der Mönch aber sprach: „Laß' doch! hier im Schranke im dritten Kästchen links liegt er." Luigi zog das Kästchen heraus, und der Schmuck fand sich natürlich vor. Die Marchesa that einen hellen Schrei, als wollte sich die Seele von dem Leibe trennen. Kopfschüttelnd gab ihn Luigi, kopfschüttelnd nahm ihn der Goldschmied zurück, der sich nun in Begleitung des tugendsamen Saverio hinwegbegab.

„Theuere Katharina!" bat Luigi, „o, sage mir, wie bist du so traurig eines solchen Schmuckes wegen? Vielleicht kann ich in den nächsten Monaten eine bedeutende Summe einnehmen; dann, ja dann sollst du dennoch diesen Schmuck bekommen! Wie könnte ich denn mein süßes Herz so leiden sehen? Komm', kleiner Narr, und sei gut!"

„Katharina aber stieß ihn von sich und schrie: „Rühr' mich nicht an; ich bin pestkrank und aussätzig! ich Elende! ich Verworfene!" Sie warf sich auf den Boden, raufte sich die Haare aus und schrie, von heftigen Gewissensbissen gemartert, dann aber weinte sie wieder und schluchzte; wenn aber Luigi sie aufzuheitern suchte, begann sie von Neuem zu rasen. Gerade so macht es meine Peppina auch, nur daß ich ein Mittel dagegen weiß. Dort aber im Palaste ward bei einbrechender Nacht das Uebel schlimmer; sie

nannte laut den Mönch einen Teufel, ihren Verführer daß Luigi, wie ein Besessener, aus dem Saale her stürzte und zu seinen Dienern schrie: „Nehmt Euch Acht, daß ich Euch nicht stoße! Hängt mir ein Bret die Augen! O Jupiter, warst du doch auch ein Stier, die Europa auf dir ritt, und hattest Hörner, wie ein St Kennt Ihr die schöne Statua von dem Heiden Ju und der Europa? Steht sie nicht im Vaticane? An solche Statua aber dachte der arme Luigi. Aber bald er still und zog sich in sein Betstübchen zurück, inde die Thüre hinter sich zuschlug und verriegelte. E Mitternacht klopfte Etwas leise an seine Thüre und selte ganz erbärmlich. Luigi aber biß sich in die F und blieb still. Als er am andern Morgen bleich und herauskam, meldete ihm ein Diener, daß die Marchesa schwunden sei.

„Wie sie wiedergefunden worden ist, habt Ihr selbst sehen! Seht," sprach nun lachend der alte Spielm „jetzt habe ich mein Versprechen gehalten!" Ich lohnte und er ging stille fort, da er sah, wie traurig mich Geschichte gemacht hatte.

Ich habe nur noch hinzuzusetzen:

Einige Wochen darauf erging ich mich mit einem La manne auf dem Monte Pincio in der ersten Frühli grüne unfern der Villa Medici. Hier und da lachten hende Bäume, wie fröhliche Mädchen, und hoch schwang Lorbeer seine goldenen Federbüsche. An den grünen hängen krochen muntere Knaben nach Primeln und bl Träubchen herum. Zu unserer Linken lag die ganze E Roma mit ihren Palästen, Kirchen, Klöstern und tau Straßen und Gassen hingebreitet, und schien sich selbst,

in glückliches Kind, ein Liedchen zu summen, das leise zu ms herüberwogte. Hoch oben aber im azurnen Himmel uchzte eine unsichtbare Lerche. Ich war so heiter ge-timmt, daß ich allen Menschen hätte zurufen mögen: ‚Christ ist erstanden! und nun ist Alles gut! Wir Alle ind wieder Brüder worden!“ Bald wurde ich aber bgekühlt, als ich in einiger Entfernung auf der Stelle, o man die ganze Piazza del Popolo übersehen kann, wei langbeinige Engländer mit den Lorgnetten an den Au-en so eingefroren dort stehen sah, daß mein Herz wieder ief in die Brust zurücksank. Mein Begleiter, welcher mir eine Gedanken vom Gesichte abgelesen haben mochte, sagte achend: „Sieh' nur dort diese englischen Nationalgesichter nit schmaler Nase, langem Kinn, und dem offenen Munde, n welchem man immer das weiße Gitter der Zähne sieht, inter welchem die arme englische Sprache eingesperrt ist nd sich mißmuthig darinnen herumwälzt, weil sie kaum nit der Tatze herauslangen darf! Und doch ist vielleicht ein Volk voll so poetischer Gedanken, als dieses!“

„Der Engländer,“ entgegnete ich, „ist ein verwöhntes Kind der Geschichte, großartig und launisch, wie die Nord-ee, seine Amme, tiefsinnig, wie seine Mutter, die einsame, große Insel, aber auch egoistisch und hartherzig, wie sein reicher Oheim, der Welthandel, bei dem er auf dem Comp-oir arbeitet.“

Indem wir solche Gleichnisse schmiedeten, kamen wir weiter vor, wo wir gleichfalls die Piazza unten überschauen onnten. Dieser Platz des Volkes, wie er heißt, wird auch um Rabensteine gebraucht. Ich sah dort zu verschie-enen Malen ein solches entsetzliches Schauspiel der Hin-ichtung. Dort sah ich auch zwei römische Carbonari unter

der Guillotine Kopf und Leben verlieren. Die l
sewichter starben brav und altrömisch. Jetzt war
wieder mit neugierigen Gaffern angefüllt, aus ih
ragte aber hoch das Gerüste der Guillotine emp
eine hungrige Natter, züngelte oben das heimtück
Das Getöse von der Menge wuchs. Der Verbr
hoher, schlanker Mann, schritt zwischen zwei beten
mummten Brüdern des Todes empor zur gräßlich
Seine Gestalt schien mir einmal im Leben scho
gegangen zu sein. Jetzt trat er zum Blocke, beug
Alles verging vor meinen Augen — ich wendete
wie ein Schwert fuhr es durch meine Seele, ein
Schlag fiel, ich fuhr empor. Die Brüder des
das ganze Volk schrieen: „Es lebe Maria! Be
für die arme Seele!“

Wie vernichtet, stand ich oben. Mir war
Augenblicke die Welt so gleichgültig, so ein schänl
erbärmliches Nichts, daß ich selbst hätte sterb
Der alte Spielmann ging eben an mir vorüber
mir einen Zettel in die Hand. Es war der geb
richt von der Verurtheilung des Verbrechers.

Erst wie ich nach Hause kam, warf ich einen
rauf. Wie erschrak ich aber, als mir die Worte
chese Luigi Ponetti“ in die Augen sprangen. Ic
es, der Unglückselige, der unter dem Beile der
Nacken gebogen hatte! — Es war in dem Be
erzählt:

Am funfzehnten April dieses Jahres sei Lu
Benedictinerkloster zu ..... gekommen, und ha
mit dem frommen Bruder Saverio zu sprechen
wäre gekommen, worauf Beide im Klostergarten

lang herumgegangen wären. Allda befinde sich unter anderen Heiligen auch eine kleine, marmorne Statue der heiligen Katharina. Dort angekommen, habe Luigi Ponetti den Mönch niedergeworfen und mit einem Messer drei absolut tödtliche Stiche, zwei durch die Brust, und einen in den Schädel hinein versetzt, so daß der unglückliche Saverio auf der Stelle sein Leben aufgegeben hätte. Die Klosterbrüder wären erschrocken herbeigerannt, Luigi aber habe sich noch mit dem Mordwerkzeuge in der Hand ruhig gefangen gegeben. Seines Verbrechens geständig, wäre er in der Hauptversammlung des Tribunals einstimmig zum Tode verurtheilt worden.

Einige Tage darauf reiste ich mit diesem Schlagschatten in meiner Seele von Rom ab.

Dies, Ihr Freunde, war die italienische Novelle!"

Als so Johannes seine Geschichte beendet hatte, trug der Abt darauf an: die von der Polizei verlangten Statuten der Gesellschaft zu entwerfen, um sie einreichen zu können. Mit Stimmenmehrheit erklärte sich die Gesellschaft dagegen. Doctor Docht, der Philosoph, welcher ein Journal in der sogenannten Weiterentwickelung der Hegel'schen Philosophie redigirte und dabei die ärgerlichsten Händel mit dem Censor hatte, da dieser weder das Erlaubte noch Unerlaubte zu verstehen vermochte, zeichnete sich dabei als Redner aus. Was die Polizei durch ihre Einmischung verhüten wollte, hatte sie gerade hervorgerufen: politische und religiöse Erörterungen. Docht ging so scharf heraus, daß er geradezu behauptete, man müsse dem Volke den Glauben an ein Jenseitiges und an die Unsterblichkeit der

Seele austreiben, um alle seine Wünsche in dem Dies zu concentriren. Da dieselbe Debatte seitdem den w sten Kreis im Publikum eingenommen hat, so mag dort auch ihre Erledigung finden. Johannes, welcher einiger Zeit Alles auf die dramatische Poesie bezog, war Benedict darüber einverstanden: daß aus dem Kampf geschichtlichen Gegensätze in der Theorie sich zunächst Ideale davon in dem Drama abspiegeln müsse, bis harte Wirklichkeit diese Gegensätze in die eigene, schwie Hand nehmen werde. Die Gesellschaft war, als sie h auseinander ging, ernster gestimmt als je; denn J fühlte, daß ihr harmloses Novellen- und Idyllenleben dem Ende zuneige.

Unser Bekannter, Doctor Erdmann, der Arzt, weld wir die Geschichte der Helena Vallisneria zum Theil danken, hatte an diesem Abende lebhaft Theil genomn sie aber, wie es schien, nicht sehr sich zu Gemüthe gefü denn kaum hatte er sich daheim zu Bette gelegt, so la auch schon im tiefsten Schlafe. Wie er gerade am Si sten schlief, wurde er vom Läuten der Nachtklingel ge und eiligst zu Doctor Docht gerufen.

Erdmann warf sich in seine Kleider und eilte zu ih

Was dem vortrefflichen Docht widerfahren ist, sollen im nächsten Convent der Benedictiner erfahren.

Laetare.

Docht erzählte den Unfall, welcher ihm zugestoßen war, so:

Der Scheintodte.

Mir träumte, daß ich im Sterben läge, ich fühlte plötzlich einen Stich im Herzen, der mich lang ausstreckte, Eiskälte zog über alle meine Gebeine, ich war todt, um mich wogte es, wie ein dunkles, schauerliches Meer. Wie aus weiter Ferne, drang zu mir das Weinen und Stöhnen meiner Frau; doch wußte ich, daß ich wirklich todt war. Es war mir, als wäre meine Seele aus dem Leibe herausgetreten, aber doch nicht getrennt von ihm; denn ich konnte meine Leiche sehen, auch die Hände der Leichenwäscherin bemerken, ja sogar allmälig vernehmen, auch ohne eigentlich zu hören, was um mich gesprochen wurde. Ich war gar nicht übel aufgelegt, mit meiner Frau zu zanken, als sie schluchzend sagte: „Nun hat er mir auch den Glauben an das Jenseits und auf das Wiedersehen nach dem Tode geraubt, wie will ich nun den Gedanken der ewigen Trennung von ihm ertragen?“ Ich hätte ihr das Alles gern ausein-

anderſetzen mögen, aber ich hatte ja kein Mittel m
mich ihr verſtändlich zu machen. „Schnurren! Nichts,
Schnurren!“ wollte ich ihr zuflüſtern, „aber wie? Ich verſu
die Kinnbacken meiner Leiche zu rühren, aber es half A
Nichts: „Wenn ſie nur auf den Einfall kämen,“ dachte
bei mir, „mich zu galvaniſiren, dann wollte ich ſchon
rechten Moment benutzen, und mich mit Worten bemer
machen.“ Ich lief, wie eine Spinne, auf dem Gewebe me
Nerven herum, aber es waren und blieben nur Fä
nichtsnutziges Zeug. „Ich wollte, daß ſie den Kerl
verbrennen ließen,“ dachte ich, „ſo käm' ich doch von ihm
oder das Bischen dumpfe, dumme Denken, welches noch ü
iſt, verrauchte!“ Doch in dem chriſtlichen Staate wird
Sache mit Fäulniß abgemacht; meinetwegen auch. W
ich dabei nur hätte ſchlafen können; ich wachte in Ei
fort. Faſt hätte ich lachen mögen über die ganze A
ſtellung, daß Schlaf und Tod ſo ziemlich auf Eins hinc
laufen ſollten! Dabei hatte ich doch ein unnennbares Gra
vor dem Begrabenwerden. Ich ging noch einmal alle Ge
in meinem Leibe durch und fand durchaus keine Urſache
einen Scheintod zu glauben; denn die Verweſung bege
Ich hatte eine rechte Freude darüber. Endlich brach
Begräbnißtag heran; es kam mir höchſt ſchnurrig vor,
mich der Barbier vorher raſirte, und die Leichenfrau
ein langes, weißes Kleid mit offenem Rücken anzog. „Sc
Würmertoilette das!“ ſeufzte das Ding, das noch im
bald bei, bald in der Leiche das Bewußtſein fortſe
So lag ich denn in einem Sarge. Da gelang es mir —
weiß nicht, wie? — das linke Augenlied ein wenig in
Höhe zu ſchieben! „Pfui, wie das ausſieht!“ ſagte
Leichenfrau und drückte es wieder zu; ich gab mir

rgebliche Mühe, irgend Etwas anzufangen und anzu-
uten, daß sich die absolute Idee noch immer in mir zum
meinen Bewußtsein bringe. Es half Alles Nichts, ich
ar einmal gestorben. Ich wurde ungeduldig, als endlich
ie Nachbarsleute und viele andere Bekannte kamen, um
einer Leiche die letzte Visite zu machen. Ueber Sie, lieber
Doctor, ärgerte ich mich am Meisten; Sie sagten zu einem
nserer Freunde, indem Sie mir auf die kalte Nase tippten:
Nun freue dich, Alter, daß du an dir selbst die Unsterb-
chkeit der Seele widerlegen kannst!" „Daß dich!" dachte
h, „als wenn ich jetzt klüger wäre, als früher!" Nun
men meine Frau und die Kinder und nahmen von mir
lbschied auf ewig. Jetzt aber gerieth das fort und fort
limmende Bewußtsein in eine gräßliche Angst; denn der
Deckel wurde auf den Sarg genagelt. Ich wurde die
Treppe hinuntergetragen, auf den Leichenwagen gesetzt, und
er Zug ging vorwärts, langsam, langsam dem Kirchhofe
u. „So fahre ich denn zum letzten Male spazieren," dachte
h; aber die Angst stieg, indem das denkende Ding im
Sarge fragte: „Wie, wenn der Leib nur scheintodt wäre
nd ich lebendig begraben würde?" Wie eine kluge Maus,
roch es bei diesem Gedanken durch alle Höhlen und Gänge
n Leibe umher, und kam auf kein anderes Resultat, als
as: „Der Kerl ist wirklich todt!" Der Wagen hielt an.
r war auf dem Kirchhofe angelangt. Nun trat eine
nge, lange Pause ein. Es mochte der Pfaffe draußen
en Leuten eine Rede über meine Tugenden halten. Der
Sarg, welcher jetzt in den Seilen über dem Grabe hing,
m in ein Schaukeln; jetzt schnurrte es an den Wänden
nd es war, als ob meine Leiche dabei umgekehrt würde,
f den Rücken oder die Seite. Pumps! stand der Sarg

auf dem Boden des Grabes fest. Da schlugen und pochten die Erdschollen von Oben herunter auf den Sargdeckel; es war schändlich mit anzuhören. „Eine schöne Geschichte!“ dachte das Ding in mir; „entweder bin ich todt — gut, — so will ich auch Nichts mehr von allen diesen Geschichten wissen, oder meine Seele lebt noch, so will ich hinaus an Licht und Luft, und wäre es nur als Gespenst!“ In der Furcht, daß ich nun von der Oberwelt ganz geschieden sei, war selbst das Rollen der Erdschollen auf den Sarg herunter, das Klingeln der Schaufeln, welche sie herabwarfen, noch tröstlich; hörte ich doch auch zwischendurch die Stimmen der Todtengräber, welche sich vom Mäßigkeitsverein unterhielten, soviel ich verstehen konnte. Doch die dumpfen Klänge der Schaufeln und das Rollen der Erde wurde immer unvernehmlicher, die Stimmen drangen nicht mehr herunter, endlich war es ganz still, wie man sagt, todtenstill. So war es vorbei mit der Außenwelt. Nun hatte ich die schändlichste Langeweile. Ich nahm meine Erinnerung und mein Gedächtniß in Anspruch, es wollte Nichts dabei herauskommen. Selbst die Gedichte eines Lebendigen, welche ich auswendig weiß, wollten mir nicht mehr gefallen. „Nun, ich kann wohl abwarten, wie dieses Räthsel sich löst,“ dachte ich bei mir. Es sollte mir gelöst werden. In einem fürchterlichen Moment kam es mir vor, als unterhielten sich zwei denkende Wesen neben an:

„Weißt du, wer hier unten in der Verdammniß liegt?“

„Als er lebte, hieß er Docht!“

„Er ist zu schwer „an sich und für sich,“ nun liegt er darin, wie ein Bleiklump; der wird noch froh sein, wenn er auch nur wieder als Kröte aus seinem Schädel in die *schlechte* Endlichkeit hinauskriechen kann.“

„Sahst du gestern die Geflügelten auf der Fahrt zum Morgenstern?“

„Nein! aber heute gelang es Mirabeau wieder, als Kind geboren zu werden.“

Da war Alles wieder still; ein seltsames Zittern fuhr durch alle meine Nerven; ich hatte geträumt, und, wie ein vom Untergang Geretteter, stöhnte ich auf: „Ich lebe noch! ich lebe!“ Der Schlaf war da von mir gewichen, alle meine Sinne waren wieder wach, vorzüglich das Gefühl, denn mich fror unsäglich. Bald besann ich mich, daß ich mich ruhig zu Bett gelegt hatte, ich wollte die Bettdecke von mir heben, und — denk' dir — gräßlich, furchtbar! meine Hände trafen oben an den bretternen Sargdeckel. Also hatte ich nicht geträumt, ich war wirklich lebendig begraben! Hülfe! Hülfe! Ich schlug mit beiden Fäusten an die hallenden Bretter; da hörte ich die Stimme meiner Frau: „Docht! mein lieber Docht! was ist dir?“

„Hilf mir aus dem Sarg heraus!“

„Du träumst! du träumst!“

„Ich habe ja die Augen offen, ich weiß Alles!“

Da sah ich Licht, Licht! Licht! Es war das Nachtlicht, mit welchem meine Frau unter das Bett leuchtete, denn im Traume war ich herausgefallen, hatte mich gedreht, war so unter das Bett gerathen, und so war Alles erklärt. Kinder, ich freue mich, daß ich noch lebe und bei Euch bin! Das wäre ja die niederträchtigste Geschichte, wenn man in der schlechten Endlichkeit und dazu im Grabe unsterblich bleiben sollte! Ein Hund hätte es da besser, als Unsereiner; puh!“

Docht's Abenteuer hatte die Gesellschaft ernsthaft gestim
Es ging ihr, wie der ganzen Zeit, von welcher sie wei
stens ein blühender Grashalm war. Sie wurde, ohne
wissen, wie? aus dem Novellenleben hinausgerückt.
Horizont der Zeit hatte sich mit schwülen Wolken bed
aus welchen die Blitze politischer und religiöser Fragen a
in das blödeste Auge zuckten.

Bereits war man in den ernsthaftesten Streit über
Beweise vom Dasein Gottes und der Unsterblichkeit geratl
Benedict hatte jetzt das Wort. Er behauptete: sähen
in jedem einzelnen Naturding sich eine Idee darstellen,
verhalte sich die sichtbare Natur von selbst, wie ein Ged
zu dem Dichter, der sich darin ausspreche und verkläre;
her sei es ein Wahnsinn, an der schaffenden Vernunft
dem Webebaum der Natur und der Menschengeschichte
zweifeln.

„Das poetische Gemüth des Dichters," fuhr Johan
fort, „kann von seiner Bethätigung nicht getrennt gedc
werden. Es genießt in der immer neuen Schöpfungst
sein Bewußtsein, indem es sich in allen möglichen Geg
sätzen auseinander legt, und Contrast zu Contrast, R
und Schierling, Fisch und Schlange, Adler und Tau
Wolf und Schaf hervorgehen läßt, und dann alle Geg
sätze in der Natur in einem Knoten, in der Brust des M
schen zusammenfaßt, und zu einer neuen Gestaltung ur
bittlich drängt, — zu der Schöpfung des freien Mensch
geistes, in welchem Gott sich selbst gegenübersteht."

„Johannes, du wirst," rief Erdmann, „zu hochbein
wir armen Dachse kommen nicht mit fort."

„In alten Zeiten," fuhr Johannes fort, „nannte n
einen gottähnlichen Menschen: Gottessohn! Das durch

Größe einer solchen Erscheinung gereizte, niedere Gemüth des Volkes wird einen solchen Gottmenschen so oder anders vernichten, um dann in Reue und Entsetzen über den Frevel das Gewand der Fabel zu werfen, und die Leiche als Gott anzubeten."

Bei diesem offenherzigen Poetenbekenntniß brach ein unermeßlicher Lärm in der Gesellschaft aus, besonders fühlten sich die Maler verletzt, welche in Düsseldorf in die fromme Sinnesart ihres Meisters Schadow eingeweiht waren; die Bildhauer hielten es mehr mit dem Poeten.

Der Abt schaffte endlich Ruhe, und fragte: „Soll jetzt die Erörterung geschlossen sein?" „Nein! Nein!" rief es von allen Enden.

„Gewiß sind wir," nahm Herrmann das Wort, „auf den Punkt gerathen, wo wir auch den mythischen Theil der Religion für das nehmen, was er ist, aber es ist dennoch schlimm genug, daß uns Keppler mit seinen Weltgesetzen den schönen Himmelssaal mit den Engeln und Harfen geraubt hat, und wir uns nun mitten in einem Weltmeere befinden, ohne zu wissen: wo hinaus? Wir mögen uns sträuben, wie wir wollen, die Menschheit bedarf eines anderen religiösen Hintergrundes! Wir müssen eine neue Offenbarung von Gott und Unsterblichkeit haben!"

„Es ist eine recht wunderbare Zeit," versetzte Benedict, „sie läßt zunächst nichts Großes aufkommen, ihr Geist zersprengt noch immer das Gefäß. Der Mann, welcher vielleicht eine solche neue Offenbarung entdeckt hat, ist schon gestorben. In seinen nachgelassenen Papieren hat man Nichts gefunden, als ein Blatt mit hieroglyphisch bezeichneten Bildern der Sonne und der Planeten:

„Uranus *mit dem Bilde* eines Polypen, Saturn mit

der Schildkröte, Jupiter mit dem Fische, Vesta, Juno, C
res und Pallas mit Käfern, Mars mit der Eidechse, d
Erde mit einer Robbe, die Venus mit dem Vogel, d
Mercur mit dem Hirsche, die Sonne mit einem Glorie
gesichte."

„Und was soll dein mystischer Philosoph beweisen?
fragte Erdmann.

„Ich erinnere mich," versetzte Benedict, „noch ein
Gespräches kurz vor seinem Tode, in welchem er b
hauptete:

„Wenn schon auf jeglichem Planeten alle Gattung
der Geschöpfe unserer Erdennatur in Individuen angede
tet wären, so könne doch nur diejenige bestimmte Gattu
auf jedem einzelnen vorzugsweise ausgebildet sein, in we
cher die eigene Natur des Planeten am Bestimmtesten u
Individuellsten sich ausprägen könne; die Planeten verhie
ten sich jedoch, wie die Klassen des Thierreichs, zueinande
Ein jeder Planet habe die Natur einer Thierklasse an sic
so der Mercur das heiße, brennende, feinorganisirte, g
drängte, feste Wesen des Säugethiers; die helle, glänzen
Venus mit ihrer sonnigen, leichten Atmosphäre als e
himmlisches Reich des Gesanges und Klanges die Natu
eines Vogelwesens; die Erde, mehr Wasser, als Land, wä
eine arme Seerobbe, welche nur den Kopf aus dem Mee
herausstreckt, diese arme Undine, deren Kinder wir sin
mit der ruhelosen Sehnsucht nach einer unsterblichen See
und einem geflügelten Dasein; dann folge ihr nächster Be
wandter, der Mars, mit dem glitzernden Eidechsenauge i
seiner trüben, schwülen Atmosphäre, weiter hinter ihm d
kleinen, brennenden Käfer, die Asteroïden, dann der gro
Schlamm- und Wasserplanet Jupiter, der buntgestreifte Fis

mit seiner schnellen Umdrehung, nun weit hinten Saturn mit dem weichen Kern und dem harten Schutzring, diese augenlose Schnecke in dem Schalengehäuse, während auf dem dunkelgrauen, eisigen Uranus nur noch ein polypisches Dämmerleben Statt finden könne! Man könne daher von einem Gemsen-, Vogel-, Robben-, Eidechsen-, Käfer-, Schnecken- und Polypenmenschen sprechen, je nachdem man das höchste Geschöpf auf diesem oder jenem Planeten bezeichnen wolle. Betrachte man nun das ganze Sonnensystem als eine einzige Welt und die Klassen der Wesen in ihr als Steigerungen zum höheren Leben, „vom Frosch zum Apollo," so müsse der Tod des höchsten Geschöpfes auf einem Planeten, in welchem er sich selbst zum Bewußtsein gebracht, die Geburtsstunde für die höhere Wesenreihe im darauf folgenden sein. Analogieen fänden sich genug; es gäbe Larven im Wasser, aus welchen das verklärte Wesen als Käfer zu Licht und Luft sich emporschwinge. So wäre unsere Erde der Himmel für die Bewohner des Mars, die Venus aber für die unsterbliche Menschenseele."

Johannes reichte dem Freunde die Hand und legte in einen Druck derselben seine ganze Seele mit den Worten:

„Die Erkenntniß, welche uns den Himmel, Gott und Unsterblichkeit geraubt hat, wird die Menschheit in einem neuen Glauben erlösen, welcher zugleich ein Wissen ist, und in ihm werden die Gegensätze der alten Natur- und der christlichen Religion von selbst in Eins zusammenfallen. Wie alle Gedanken und Träume der alten orientalischen und abendländischen Völker endlich sich im Christenthume zu einer Religion vereinigten, welche die Welt überwand, so wird auch der von Christus verheißene Tröster kommen

und mit ihm die Religion der Freiheit und der F
der rebenbekränzte Diomyſos der Zukunft."

So ſchloß der Convent an dieſem Abende mi
Ernſt, welcher wie ein dumpfes Brauſen dem deich
brechenden Meere vorangeht.

Judica.

Die Benedictiner waren in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntage wieder in ihrem Casino versammelt. Dem Doctor Docht war die Concession zur Herausgabe seiner Zeitschrift entzogen worden, weil die Regierung immer bestimmter das Ziel in das Auge faßte: die Gemüther des Volks von der Politik auf die Religion in ihrer hergebrachten Fassung zurückzuwenden, während Docht dagegen immer entschiedener in seiner Zeitschrift den Gedanken hervorkehrte: daß eine Religion, welche kein Diesseits habe, dem Menschengeschlecht Tugend und Freiheit raube. Beide Richtungen, die diplomatische, wie die philosophische, hatten sich gegenseitig hervorgelockt, gewiß ohne die Ahnung, daß sie blos dazu dienen würden, einen politisch-religiösen Dämon mitten aus dem Volke heraufzubeschwören. Docht hatte jedoch den Entschluß gefaßt, die Heimath zu verlassen und nach Paris auszuwandern. Da er, um sich die Sache bequem zu machen, auch das Ideal der Nationalität und des Vaterlandes jetzt im Convente für eine romantische Schnurre erklärte, so erhob sich in der Gesellschaft ein bitterer Streit, welcher sich nicht eher schlichtete, bis der Abt den Convent schloß und dadurch *Vielen* Gelegenheit gab, sich in die an-

stoßenden Zimmer zu entfernen. So zertheilte sich Gesellschaft in verschiedene Gruppen.

Hermann, Benedict, Johannes und Andere blieben ei Zeitlang schweigsam, bis Hermann das Wort ergr „Immer näher rückt mir der Gedanke, daß unser Novell leben am Ende sei; die eherne Wirklichkeit wird die Po aufzehren, ehe wir es uns träumen mögen. Laßt uns her diese wenigen, kurzen Stunden noch pflegen, wie B men, welche nur um so schöner, je vergänglicher sie si Johannes hat auf meine Bitten eine Novelle zur Unt haltung mitgebracht; er trägt sie uns wohl vor!" die übrigen Freunde in diesem Wunsche übereinstimmten, zog Johannes das Buch aus der Tasche und las vor:

Das Heimweh.

An der voigtländisch-böhmischen Grenze, in einem düste Tannicht zieht sich aus einem Quellbrunnen ein Wass faden durch Moos und Heidelbeergesträuch hinunter in d Thal, wo er, mit anderen Wasserfäden verbunden und einem reichen Bache angeschwollen, an dem schönen Do Elster vorüberzieht und von ihm seinen Flußnamen o nimmt, welchen er zugleich seinen Thalgründen schenkt, weit er an Dörfern, Schlössern und Städten vorüberge bis zum Grabe Poniatowsky's bei Leipzig — und sein eigenen hinter Merseburg in der Saale. Der immergrü Tannenwald, in dessen Wurzelarmen die Elster zuerst il hellen Augen aufgeschlagen hat, giebt ihr auf ihrer Wand schaft in die Niederungen so weit das Geleit, als er *den Hügelketten* in ihre Thäler herunterklettern kann.

Selbst da, wo die rodende Axt den Wald stundenweit zurückgedrängt hat, verschwindet er nicht ganz aus dem Gesichtskreise, und ehe man es meint, rückt er wieder über die Hügelrücken zu seinem geliebten Kinde herunter.

Dadurch kommt es, daß dieses kleine Ländchen, welches in alten Zeiten dem jedesmaligen deutschen Kaiser gewissermaßen als Schatullengut, mehr aber noch seinen Voigten angehörte, großentheils aus Wald bestanden hat, ehe die treulose Elster sich zur Holzflöße gebrauchen ließ. Doch ist trotz der vielen Rodungen der Feldbau noch heute im obern Voigtlande von geringem, von größerm Ertrage aber Wiesenbau und Viehzucht, und noch immer finden sich Bloche für die Sägemühle, Harz für die Pechsiederei, Fichtenrinde für die Rußhütte und auch zartgeädertes Tannenholz für die Geigenmacher im obern Voigtlande; denn noch giebt es meilenlange Waldstrecken, in deren düsterem Schatten der Kreuzschnabel sein geheimnißvolles Lied singen kann. Auch findet noch immer dort der Bergmann die reichen Eisenerzgänge im Schooße der Berge für die Hochöfen in Morgenröthe und Rautenkranz.

Die Menschen, welche in Berggegenden und an den Quellen der Flüsse wohnen, hegen in sich einen wunderbaren Widerspruch: daheim plagt sie die Wanderlust und in der Fremde das Heimweh. Das Eine kann man durch die Fernaussicht von den Bergen hinunter in die Fremde und aus der damit verbundenen Sehnsucht, das Fremde auch kennen zu lernen, vielleicht erklären; zeigt doch oben der Zug der Wolken aus den Wäldern hinunter in die Niederungen, und unten der wanderungslustige Strom den Weg aus den Pforten der Thäler hinaus. Doch das Heim-

weh bleibt unerklärlich, wie die Wanderschaft der Vögel in Herbste und ihre Heimkehr im Frühling.

Die Voigtländer halten es aber nach ihrer Art; si sind die sächsischen Tyroler, nur genügsamer, nur regsamer nur hartnäckiger in Verfolgung ihres Zieles, doch eben s bieder, wenn auch derber.

Gemischt aus deutschem und slawischem Blute, habe sie das Gute von beiden Arten, wie aus der Kreuzun verschiedener Völker immer ein drittes und vorzüglichere Geschlecht entsteht; denn die Natur nimmt wenig Rücksich auf die romantische Idee vom ursprünglichen, unverfälschte Blute; Mesalliance ist eben, was sie will. Daher ma es kommen, daß selbst ein gestähltes Herz, welches daheim den Jungfrauen des Landes glücklich Trotz geboten hat, i der Fremde der Liebe anheimfällt.

Dieselbe Erfahrung hatte ein amerikanischer Kaufmann Arthur Notham, gemacht, zur Zeit, wo Nordamerika noc unter dem britischen Scepter sich entwickelte. Er hatte ein Reise nach Deutschland unternommen, um sein bedeutende Handlungsgeschäft, welches er in Newyork hatte, durch un mittelbare Verbindungen mit den deutschen Kaufleuten un Fabrikanten noch mehr zu erweitern, denn er war, wie al Amerikaner, ein Kind der Speculation. Sein ganzes G müth war in seine Contobücher aufgegangen.

Er stand in dem Vollsaft einer überseeischen Gesund heit, ohne daß ein Funken verächtlicher Schwärmerei durc seinen wattirten, von oben bis unten zugeknöpften Rock i ihn hätte eindringen können; daß keine von innen heraus kam, dafür sorgte er selbst. So war er nach Gera g kommen und verweilte dort länger, als er früher gedac *hatte*. Seine Handelsfreunde hielten dafür, daß ihn de

gute Rindfleisch gefesselt hätte; sein Aufenthalt hatte aber eine tiefere Ursache; denn sah sein Gesicht sonst immer aus, wie ein schöner, langweiliger Sonntagsnachmittag im Monat August, welcher gar kein Ende nehmen will, so schlich sich jetzt allmälig eine faltige Wolke nach der andern über seine Stirne. Vergeblich hatte er sich zum besonderen Comfort einen zweiten Stuhl zugelegt, auf welchen er seine transatlantischen Reisestiefel beim Sitzen legen konnte, vergeblich nahm er eine Cigarre nach der andern aus dem Etui und hüllte sich in Nebel, die Wolken wollten nicht aus seinem Gesichte schwinden. Fast täglich rief er seinen Diener John, welcher mit ihm herübergekommen war, und hieß ihn die Koffer zur Abreise packen. John war der treueste Diener von der Welt, nur hielt er auf seine christliche Freiheit, welche darin bestand, daß er im Zimmer und überall den Hut auf dem Kopfe behielt. Er stand im Gerede, daß er auch mit ihm, wie in uralter Zeit ein König mit der Krone, zu Bette gehe. Böse Jungen sagten ihm nach, er trüge darunter einen Vogel, welcher fortfliege, wenn er ihn lüfte.

Trat der alte John mit seinem breitkrämpigen Hute früh an das Bett seines Herrn mit der Meldung, daß Alles zur Abreise bereit sei, so hieß es immer: „Pack' wieder aus!“ Brummend und kopfschüttelnd ging John an die immer neue Arbeit.

So vergingen ein Herbst und ein Winter, Arthur aber blieb in Gera im Gasthof zum deutschen Hause in seinen Gedanken sitzen.

Er ging wenig aus, nur einen Tag um den andern nach Leimnitz, einem nahen Dorfe, wo ein alter kaiserlicher Rittmeister wohnte, welcher im östreichischen Erbfolgekriege lahm geworden war und sich mit seinem Dreimaster und

dem mächtigen Haarzopfe dorthin zurückgezogen hatte. A
vergißt selten den Ort, wo es Einem wohl geworden
und der Rittmeister Lazarus von Thoffenfeld war nicht
dankbar. Er hatte bei einem Bauer in Leimnitz in D
tier gelegen und Bekanntschaft mit dessen Tochter The
gemacht, und nur, wie er vorgab, aus Anhänglichkeit
seine Kaiserin, deren Namensschwester sie war. Doch m
diese Anhänglichkeit weiter gegangen sein, als es ihrem
ter lieb sein konnte. Eines Morgens stand dieser vor
Bette des Rittmeisters mit einer Holzaxt und tippte
mit ihrem Schaft auf die Schulter, daß der arme Ju
vor Schrecken emporfuhr, als hätte ihn die ganze französ
Armee überfallen. Der Bauer aber nahm die Axt wage
in die Hand und sagte: „Die Therese ist mein einziges
und erbt einmal mein schönes Bauergut mit Waldung, A
und Feld, Zu- und Einbehör, wie Alles liegt und st
verstanden? — Und das Mädel darf mir keine Sch
machen, verstanden? — Und sollte es anders sein, so
ich gestern meine Axt geschliffen! Was meint der Herr R
meister zu dieser Affaire?“ Lazarus von Thoffenfeld m
ein langes, einfältiges Gesicht, während er doch lang
im Kopfe einen guten und klugen Gedanken herumdr
Als er so bei sich bedachte, daß die Maria Theresia fre
keinen adeligen, doch einen kaiserlichen Namen besitze
mit der Aussicht auf die väterliche Erbschaft überhaupt
Parthie sei, fragte er halb verschmitzt, halb verdutzt: „
wenn ich sie nun heirathen wollte?“ — „Topp, es gi
rief der Bauer; „Herr Pastor, liebe Nachbarn, tretet he
komm', Therese, es ist Alles gut!“ — Und die Gerufe
welche der kluge Bauer draußen vor der Thür postirt h
kamen feierlich herein. Der Pfarrer führte Maria The

dem Rittmeister, welcher im Bette, wie in einer Mausefalle, stak, legte Hand in Hand und verlobte Beide miteinander mit väterlicher und ihrer eigenen Einwilligung.

An demselben Tage, wo der Rittmeister Marschordre erhielt, fand auch die Hochzeit Statt. Der Abschied der Neuvermählten war herzbrechend genug; denn der Rittmeister zog in den Krieg, die Frau Rittmeisterin aber mußte bei ihrem Vater zurückbleiben und ihre Niederkunft abwarten.

Sie genas eines Töchterleins, welches Johanna getauft wurde. Da der Rittmeister zuletzt aus Eger geschrieben hatte, so wurde ihm dorthin die Nachricht gesendet; der Brief kam aber zurück mit dem Bemerken, daß der Inhaber der Adresse irgendwo in der Lombardei stationirt sei. Wir können es zur Schande des Rittmeisters nicht verschweigen, daß er bei seinen Kriegsabenteuern beinahe die Namensschwester seiner Kaiserin vergessen hatte, als ihn an der spanischen Grenze eine Kartätschenkugel invalid machte und an Leimnitz erinnerte. So kam er mit einem natürlichen und einem künstlichen Bein, auf welches er freilich nunmehr eine kleine Pension bezog, nach zehn Jahren zu den Seinen zurück. Sein Schwiegervater war unterdessen verstorben, Maria Theresia aber ihm treu geblieben, wie er selbst seiner Kaiserin.

Es bedurfte für den invaliden Rittmeister nur kurze Zeit, um ihn zum bravsten Ehemann und Vater zu machen. Er wurde mit seiner kleinen Tochter Johanna fast wieder zum Kinde. Sichtbar entwickelte sich das Mädchen zu einer seltenen Schönheit. Von ihrem Vater hatte sie die schönen, schwarzen Augen, von ihrer Mutter das reiche, blonde Haar, welches sie freilich als Standesauszeichnung Sonntags *gepudert tragen* mußte. In dem rothsammetnen

Corsettchen und gründamastenen Reifrock, den weißen Strü
pfen mit silbergestickten Zwickeln und den hohen Stöckelsch
hen mit rothen Absätzen hätte sie sich auch mit jeder ade
gen Dame der damaligen Zeit messen können, wenn ni
das blühende Gesicht mit den hellen Augen und den f
schesten aller Lippen das Dorfmädchen verrathen muß
Sie war der Stolz ihres Vaters, welcher es an kein
Gelegenheit fehlen ließ, sie zu verhätscheln; er hatte es i
zu oft gesagt, daß sie das schönste Mädchen sei, waru
sollte sie es nicht glauben? Und als sie größer wur
und von den jungen Honoratiorensöhnen in Gera dasse
hörte, warum sollte sie nicht davon überzeugt sein? Das hät
wohl noch hingehen mögen, denn welches Mädchen hält si
nicht in seinem sechszehnten Jahre vor dem Spiegel fü
unwiderstehlich? Viel gefährlicher für ihr Gemüth war e
daß Herr Rittmeister Lazarus ihr allen Willen ließ, un
sie, wie früher ihre Mutter, doch mit mehr Rech
seine Kaiserin hieß. Ihre Mutter war mit dieser Erzi
hung ganz einverstanden, zumal er sie versicherte, daß s
so ganz adelig sei.

Er vermied keine Gelegenheit, seinen Juwel der We
zu zeigen, so weit sie vornehm und in Gera zu finden wa
Es konnte drüben kein Fest ohne den Rittmeister und sei
Familie gefeiert werden; kein Jahrmarkt ging vorüber, we
chen er mit ihr nicht besucht hätte. Sein Absteigequarti
war das deutsche Haus am Markte, wo damals österreis
gekocht, ungarisch getrunken wurde. Zu solcher Zeit fand
sich dort zum Frühstücke die vornehmen Familien aus d
Umgegend ein, und nirgend gefiel es dem Rittmeister so, n
dort in der traulichen Weinstube, zumal der Wirth es n
versäumte, ihn unter dem Thorwege mit der Sammetmü

Hand und der Anrede: „Hochwohlgeborner Herr
er, Dero unterthäniger Knecht!“ zu bewillkommnen.
einem Michaelisjahrmarkte saß dort in der Hono-
ube der amerikanische Handelsherr Arthur Notham,
ten Fuß in der linken Hand und seine brennende
n der rechten. Beide Gegenstände fielen ihm jedoch
Händen, als der Rittmeister mit Fräulein Johanna
. Er fühlte, daß ihm in diesem Augenblicke Etwas
en war, was über alle Bilance hinausging und
und Haben zusammenfiel. In dieser Verlegenheit
zuletzt mit seinen leeren Händen Nichts anzufangen;
e er sie über das rechte, bald über das linke Knie,
e er wieder mit der einen oder andern in die Weste:
Augen wußten, wohin sie blicken sollten, denn es
unmöglich, von der schönen Johanna, welche mit
ltern gegenüber an der zweiten Tafel sich niederge-
tte, einen Blick abzuwenden. Damit wäre er zu
zekommen, nur mit seinen Händen nicht; in dieser
eit hatte, ihm unbewußt, die Linke die Taschenuhr
ommen, die Rechte aber mit dem Uhrschlüssel sie
chickt aufgezogen, daß die Kette zersprungen war,
freilich erst am andern Morgen bemerkte. Der
ige Wirth hatte unterdessen der rittmeisterlichen
t das Frühstück servirt. So appetitlich, wie Fräulein
, hatte Notham noch keine Person ein gebackenes
n sehen, so, wie sie, verstand ja kein Mensch mehr,
nd Gabel zu handhaben. Sie war aber auch mehr,
, reizend, ja verführerisch; denn der Schalk hatte
bald bemerkt, welchen Eindruck ihr Figürchen auf
nden gemacht hatte. Wie wußte sie doch so an-
rem Vater das Kelchglas vollzuschenken! der Schwe-

ihrer Händchen wetteiferte mit der weißglänzenden Tisc
wäsche, es war, als wenn sich blühende Apfelbaumzwei
zum alten Schnurbart hinüberneigten; und wie blitzten b
ihrem anmuthigen Lächeln die Zähnchen aus dem Rose
kelche ihrer Lippen vor; — und wenn sie nun gar de
schlanken Nacken wendete, daß der Puder von den Locke
ein wenig aufstäubte, und beide Grübchen in den Wange
sich tiefer bohrten, hätte Notham völlig Schiffbruch gelitte
wenn er nicht zuvor schon beide Hände in den Rocktasche
untergebracht und sich an sich selbst, wie um einen Mas
geklammert gehabt hätte.

Auch der Rittmeister hatte endlich die Blicke des Fren
den bemerkt; er stieß den Stumpf fester in das Loch a
der Diele, welches er allmälig im Laufe der Jahre hier g
bohrt hatte, und fragte den Wirth, welcher die Teller wed
seln ließ und eine Tafel Pfeffernüsse in einem Dessertkörbche
auf den Tisch stellte, mit unwilliger Neugierde: „Wer i
denn der Feuerwerker dort, der uns bombardirt?“

„Euer Gnaden zu dienen,“ versetzte der Wirth, „ei
steinreicher Engländer aus New-York, Sir Arthur Nothan
— Das obere und das untere Voigtland schickt an ihn sein
Waaren; — er ist reicher, als ein Millionair, und kann sic
wohl mit den Fürsten von Greiz, Schleiz und Lobenstei
miteinander messen!“

„He da!“ entgegnete der Rittmeister, „aber wie m
meiner Kaiserin? Daß ihn das Höllenelement!“ —

„Meinen unterthänigsten Respect!“ antwortete der Wirt
und schob die Sammetmütze auf das linke Ohr.

„Frag' Er einmal,“ befahl der Rittmeister, „den S
Arthur, ob er nicht lieber mit mir ein Glas Tokayer trink
will, statt mich mit seiner Ocularinspection zu incommodiren!

Der Wirth überbrachte Notham den Auftrag, und von jem Augenblicke an war dieser — so wunderbar ist die gung Gottes —! Hausfreund des Rittmeisters.

Der Einladung, die Familie in Leimnitz zu besuchen, so es ihm seine Geschäfte erlaubten, folgte der erste Besuch, sem der zweite und endlich knüpfte sich daran eine solche tte von Besuchen, daß sie an keinem Tage abriß.

Doch trotz dieser Zerstreuungen begann Arthur's sonst taktfeste Gesundheit, mehr noch sein Gemüth zu leiden. is Carmoisin seiner Wangen wollte mit ihnen selbst hingschmelzen, und von dem anmuthigen Doppelkinn, wels, wie ein detachirtes Fort, eine Belagerung herauszufor- n geschienen und ihm so wohl gelassen hatte, war kaum h eine Spur vorhanden. Nur seine großen, himmelauen Augen hatten einen gewissen sentimentalen Blick erten. Mochte an diesem krankhaften Zustande das europäische Klima oder die veränderte Diät in Gera Schuld , er war nicht mehr der Mann, der hierher gekommen.

Hätte man geglaubt, daß er in Johanna verliebt, unglücklich verliebt gewesen wäre, so würde man doch daran ifelhaft geworden sein, wenn man seine Selbstgespräche angehört hätte. Die mildeste Benennung, mit welcher ie belegte, war immer noch: „Blutjunges Ding!" — Freihieß sie, wenn er mit ihr sprach, dafür ein Mal um andere: „Lady!" — was ihr besonders wohl gefiel.

Plötzlich aber nannte er sie bei sich heimlich — auszuchen ist der Frevel nicht, doch leicht niederzuschreiben — ausgesuchte Närrin! — Sie hatte ihm das Haus vern, wenn er nicht in einer Perrücke und einem rothdatenen Fracke, wie er damals Mode war, das nächste l erscheinen würde. Vierundzwanzig Stunden lang

trotzte er dem Verhängniß, da ließ er den Schneider u
Friseur kommen. — Tags darauf galt es, die Frage
beantworten, wer der ausgesuchteste Narr war, er oder si
Als Arthur mit der riesenhaftesten Perrücke, welche in Ge
aufzutreiben war, und in dem rothdamastenen Fracke he
auskam, wollte sich Johanna fast todtlachen. Sie sank v
ihm muthwillig auf die Kniee und bat ihn um ein Ande
ken. Mit tausend Freuden sagte er zu, er mußte sein Ei
renwort darauf geben, ihr den Wunsch zu erfüllen. M
der heiligsten Betheuerung legte er die Hand auf sein He
und sagte: „Was Sie wollen, Lady Johanna!“

„So gieb mir deine abscheuliche Perrücke,“ rief sie, „d
mit du wieder einem Menschen ähnlich wirst.“

Er riß sie vom Kopfe und sie flog damit zur Thü
hinaus. Eine Weile darauf kam seine große Dogge, m
der prächtigen Haarwolke geschmückt, in das Zimmer.

Notham war beleidigt; sein empörter Männerstolz lie
ihn den Besuch abbrechen und zurück nach Gera eilen.

„John, es wird eingepackt, morgen früh abgereist!“ ri
er dem Diener zu; dieser ging unverdrossen an das Wer
Heute hieß Johanna eine kleine Hexe. Damit machte
freilich jede Unbill, die ihm widerfahren war, quitt; er brach
sich um das tragische Mitleid, welches ihm hier vielleicht
Theil geworden wäre.

Aber auch im Hause des Rittmeisters war heute kei
gutes Wetter. Die Frau Rittmeisterin hatte sich ein He
gefaßt und ihren Mann gefragt: was denn aus den Bes
chen des fremden Herrn oder den Unarten ihrer Joham
herauskommen solle?

„Will's Gott, eine Heirath!“ antwortete der Ritmeiste

„Ihr wollt doch nicht,“ versetzte die Rittmeisterin, „d

Mädchen da weit hinaus weggeben, daß man sie lebenslang nicht mehr wiedersieht? Und wie viele Meilen sind denn von hier nach Amerika? — Ueber Leipzig liegt es doch ganz bestimmt hinaus!"

„Aber wenn sich die beiden Leute nun lieb haben?" versetzte der Rittmeister, „he, wie dann? Was sich neckt, liebt sich! Er ist ein Mann von Stande, von seinem Urgroßvater her ist er englischer Baron."

„Baron hin, Baron her!" rief Frau Maria Theresia, „ich frage nur, wie viele Meilen nach Amerika sind?"

„Es werden wohl über einige zwanzig sein!" versetzte kleinlaut der Rittmeister; „aber Sir Notham ist eine reiche, sehr reiche Parthie; und dann wißt Ihr ja, meine Gnädige, daß Fräulein Johanna auch einen Willen hat."

„Freilich," versetzte Frau Maria Theresia, „doch sprecht mit ihr darüber, aber wie ein Mann! Ich habe mich heute über ihre Aufführung geschämt, ja in das Herz hinein!"

Dieser Auftrag war für den Rittmeister eine große Aufgabe. Er sah es freilich ein, daß er ein ernstes Wort mit seinem unartigen Mädchen reden mußte, aber es fiel ihm schwer, denn Johanna ertrug keinen Widerspruch.

Um seinen alten Muth beisammen zu haben, zog er seine östreichische Offizieruniform an und stülpte sich den Dreimaster auf den Kopf. Jetzt stampfte er dreimal mit dem hölzernen Beine auf die Diele, womit er Johanna gewöhnlich aus der untern Stube zu sich nach der oberen rief. Wie ein Wirbelwind, war sie da.

„Was befiehlt mein gestrenger Herr Papa?" fragte Fräulein Johanna und küßte ihm die Hand.

„Man hat mit Ihr zu sprechen, Fräulein Tochter! Sie ist — *hm! hm!*"

„Was? mein Herr Papa?“

„Sie ist heute wirklich unartig zu Sir Notham gewe
ja beinahe ungezogen; Sie hat meiner Education keine E
gemacht.“

„Nein, lieber Papa!“

„Sir Notham ist ein Ehrenmann und soll als sol
behandelt werden.“

„Was habe ich ihm denn gethan?“

„Was hat Sie denn mit seiner Perrücke vorgenommen

„Pfui über das garstige Ding! Ich habe sie sei
Dogge aufgebunden; der Hund sah zum Todtlachen au

„Sieht Sie denn nicht ein, daß Sie den edeln Her
fortwährend kränkt und beleidigt?“

„Nein, mon cher papa!“

„Warum nicht? — Sie stellt sich dümmer, als E
ist! Ach, liebes Kind, komm' Sie mir anders, ich bi
sehr! Will Sie mit mir ihren Spaß haben? Weiß Si
daß ich kaiserlicher Offizier bin? — Weiß Sie, wie m
sich zu benehmen hat?“ —

Der Rittmeister war im Gesichte vor Zorn blutro
geworden, seine schwarzen Augenbrauen, welche seltsam v
dem weißen Schnurrbart abstachen, zogen sich bei der Nase
wurzel zusammen, als gälte es, in den Feind einzuhaue
Johanna konnte den Zorn ihres Vaters, welchen sie hi
zuerst auf sich hereinbrechen sah, nicht ertragen, sie fiel ih
um den Hals und rief: „Papa, nur wieder gut sein! -
Ich will ja Alles thun, was Sie wollen! Ich will nic
mehr lachen und immer ernst aussehen! — Ja, ich fül
es selbst, daß ich ein unerträgliches Geschöpf bin, daß i
allen Leuten zuwider sein muß! — Auch mein Papa v
stößt mich jetzt und nun will ich ganz verzweifeln!“

Der Rittmeister merkte nicht, daß sein Goldkind erst t recht unartig war; es stürzten ihm vielmehr selbst die hränen aus den Augen, indem er sagte: „Sprich nur ht so, Jeanette! Wir haben dich ja Alle lieb, ja recht r lieb! — Gräme dich darüber nicht! — Aber sage r einmal recht ernsthaft: wie gefällt dir Sir Arthur otham? Wenn er dir nicht gefällt, — denn er sieht es uns auf eine Mariage mit dir ab, — so wollen wir t ihm den Verkehr abbrechen."

„Warum denn, Papa?" fragte mit schalkhaftem Lächeln ohanna; „du meinst ja selbst, daß er ein Mann für mich . Freilich ist er nicht allzu jung, aber doch nicht mehr dick, als früher! Ich hatte meine Lust daran, ihn ein schen abzuärgern, da er doch dadurch nur schlanker und bscher und für das Frauenzimmer umgänglicher wird. m habe ich gar Nichts mehr gegen ihn, vielmehr freue mich jedesmal darauf, wenn er herüberkommt und mir mer eine kleine Aufmerksamkeit beweist."

„Und wenn er," fragte der Rittmeister, „ernstlich um) anhalten sollte?"

„Wenn er hier bei uns künftig für immer bleiben will," setzte mit niedergeschlagenen Augen Johanna, „so werde Alles thun, um der Ordre meines Herrn Papa zu gen!"

„Du liebes Herzenskind!" rief der Rittmeister, „komm' mein Herz! ja du bist die frömmste und beste, auch die gste Tochter, die es giebt, von hier bis nach Hispania ein — so weit ich gekommen bin."

Er rief jetzt die Frau Rittmeisterin herein und theilte den Inhalt seiner Unterredung mit; die gute Frau war Allem einverstanden.

Als am andern Morgen der Wagen Notham's mit den Extrapostpferden vor dem deutschen Hause hielt und er nur noch einige Zeilen zum Abschiede an den Rittmeister von Thossenfeld schreiben wollte, jedoch damit, trotz der fünften Cigarre, welche er angebrannt hatte, nicht zu Stande kommen konnte, erhielt er selbst ein Billet aus Leimnitz, das allererste von der kleinen Hexe. Er erbrach es, aber die Buchstaben flimmerten vor seinen Augen. Endlich las er:

„Mon cher ami!

Papa und Mama schicken Ihnen einen Gruß und ich ein Kußhändchen mit einem unterthänigen Knix und der Bitte um barmherzige Verzeihung wegen der häßlichen Perrücke, welche sich nun zwischen uns, wie ein Truthahn, aufplustert und uns auseinanderjagen möchte. Den Spaß müssen wir ihr von Grund aus verderben, wenn Eure amerikanische Gnaden mir beistehen wollen. Heute Abend kommt der Cantor aus Gera mit seinen Töchtern zu uns und wir wollen das kleine Lied singen, das Ihnen gefällt, wie Sie mich dessen versicherten. Ich werde mir auch Mühe geben, nach Ihrem Recepte eine Bowle Punsch zu verfertigen. Was soll nun ein armes Mädchen mehr thun, um einen brummigen Hausfreund wieder gut zu machen? Wissen Sie noch was, so bitte ich um gnädige Buße.

Jeanette."

„Wer kann der possirlichen Person gram sein?" sprach Notham bei sich und rief dann laut: „Es wird abgespannt! Abgepackt, John! hörst du, John?"

„Hab' es gedacht!" brummte John und schritt gravitätisch hinunter zum Wagen.

Notham aber ging ungeachtet des schönen Frühlingstages, welcher mit Duft und Farbe

dem Elsterthale lag, bis spät Nachmittags in der
be herum; denn er war daran, einen ernsten Entschluß
assen. Jetzt kleidete er sich an, einfach, aber kostbar,
er gewohnt war. Dann nahm er ein Etui aus dem
ranke, in welchem sich ein kostbarer Juwelenschmuck be-
). Er hatte ihn in Leipzig gekauft, ohne eigentlich zu
en, warum? Vielleicht dachte er dabei an eine andere
culation, als an die, welche er jetzt damit machen
te. Er bestand aus Halsband und Ohrgehängen von
jen, prächtigen Diamanten vom reinsten Wasser. Mit
n Seufzer, welcher halb den Ducaten, die der Schmuck
stet hatte, halb der schönen Johanna angehörte, schob
as Etui in die Tasche, setzte den Hut auf den wohl-
rten Kopf, nahm das hohe Bambusrohr zur Hand,
te sich noch einmal vor den Spiegel, um seine Zufriedenheit
sich selbst zu bezeigen, und schritt dann gravitätisch
us auf die Straße.

Die Sonne war eben im Untergehen und die Nachti-
en begannen in den Büschen umher zu schlagen. Notham
erkte von Allem Nichts, denn seine Gedanken sangen und
gen durcheinander so betäubend, daß er sich selbst nicht
r kannte. Auch hatte er keine Aufmerksamkeit auf die
immen Zeichen oder kleinen Unfälle, welche ihm auf dem
ge nach Leimnitz begegneten. Dreimal fiel ihm das Bam-
rohr aus der Hand, er hob es auf und ging weiter;
wurde selbst nicht zurückgeschreckt, als ein langarmiger
nbaum bei seinem Eintritte in das Dorf über einen
rtenzaun herüberlangte und ihm den Hut vom Kopfe
nterschlug; er hob ihn auf, stäubte ihn ab, behielt ihn
ch in der Hand, und ging weiter. Vergeblich warnte
ein losgeketteter Hofhund, welcher ihn so lange bellend

umkreiſte, bis ihn ein geſchickter Hieb mit dem Bambus von ſeiner Prophetengabe hergeſtellt hatte.

Die Verliebten haben wunderliche Launen; es war i als er an das Gehöfte des Rittmeiſters kam, unmög den geraden Weg hineinzugehen; — er war in Deutſchl Romantiker geworden, ehe vor ihm einer noch genahnt n den war. Es gefiel ihm, um das Gehöfte hinum und d den daranſtoßenden Obſtgarten zu gehen.

Die Verliebten theilen oft wunderliche Sympathieen; wenn Johanna von dieſem romantiſchen Anfluge ihres beters gewußt hätte, war ſie in den Garten hinausgeſchli und hatte ſich auf die Raſenbank geſetzt, um den Staa zuzuhören, welche über ihr das Abendlied pfiffen, oder, die Grashalme vor ihren Füßen zu zählen.

Die Verliebten machen oft eigene Erfahrungen, wel andere Menſchen nicht erleben. Noch ehe Notham du die kleine Pforte trat, welche in den Obſtgarten füh blieb er davor ſtehen und Thränen traten in ſeine Aug Er ſuchte ſich zu faſſen, er hatte aber nicht das gerin abſolute Bewußtſein mehr; die Thränen nahmen ih Weg.

So erging es zugleich Johanna, auch ſie weinte für ſich hin; denn an dieſem ſüßen Frühlingsabende ſch auch ihr Herz vor Sehnſucht, wie eine Blumenknospe, daß es nur eines linden Hauches bedurfte, um es blühen zu laſſen.

An Gelegenheit, welche bei der erſten Liebe Alles ſollte es nicht fehlen. Ihr unbemerkt ſtand ſchon Weile Notham vor ihr; jetzt ſank er, von ihrer wun baren Schönheit überwältigt, auf das Knie, wie ein J *lier im erſten* Gliede beim Feuern, und flüſterte: „

hanna!“ — Mehr hätte er nicht sagen können, und wenn es auf Schuldig oder Nichtschuldig vor einer Jury angekommen wäre.

Johanna wußte kein Wort zu entgegnen; sie hatte beide Hände auf seine Schultern gelegt und blickte in seine Augen, als wollte sie in seiner Seele lesen. Nun hob er, wie von selbst, seinen Arm um ihren Nacken und ein Kuß vereinigte Herz und Herz.

Da trieb ein böser Dämon den armen Notham, in diesem Augenblicke Johanna's Herz und sein Glück zugleich zu vergiften. Er drückte ihr das Etui in die Hand, und bat es zu öffnen.

Die Thräne, welche sich aus Johanna's Auge drängen wollte, wurde von der Neugierde aufgesogen; als ihr aber die Diamanten in vielfarbigen Blitzen in die Seele funkelten, begann schon das Herzblatt ihrer Liebe zu welken.

Sie konnte sich nicht satt sehen an den köstlichen Steinen, fast wie zum Halbdank rief sie: „O du prächtiger Notham, komm' doch herein zum Vater und zur Mutter!“ Notham war entzückt; Arm in Arm traten Beide in die Wohnstube, wo der Rittmeister und seine Frau die Gäste erwarteten.

„Mädchen! Mädchen!“ rief der Rittmeister und schwang lachend seinen Krückenstock, „was bist du für ein absonderliches Wesen! — Da seht Ihr es selbst, Sir Arthur, ihr kann man nicht böse sein!“

„Vater! Mutter!“ sagte verlegen Notham, „dürfen wir um Euern Segen bitten?“

„Ei, ei!“ versetzte die Mutter, „ist das eine Art für ein adeliges Fräulein, sich ohne Vorwissen der Aeltern zu versagen?“

„Still doch!“ versetzte der Rittmeister, „Sir Artl hat mein Jawort unter der Bedingung, daß er sich h bei uns ansässig macht, denn Johanna ist unser einzi Kind. So ein hübsches Rittergütchen in der Nähe fin sich schon, wo Ihr Euer Nest bauen könnt.“

„Arthur thut es um mich!“ rief Johanna, „er hat mir schon versprochen, nicht wahr, du hältst dein Wort

Notham war bei diesen Worten bleich geworden, dachte an sein Handelshaus, seine Geschäfte und an Ne york; er konnte, er wollte das Alles nicht aufgeben, u doch wollte und konnte er nicht nein sagen; fast vergin ihm seine Sinne.

Er war aber zweierlei, einmal ein Amerikaner, und Handelsherr zugleich; Beides reichte hin, um eine ha Nothlüge zu sagen und dabei einen halben Vorsatz zu fass welcher sie und ihn mit der Liebe ausgleichen sollte.

„Allerdings,“ sagte er, „habe ich den Entschluß gefa mich hier in oder bei Gera niederzulassen; es versteht s jedoch wohl von selbst, daß ich erst in Newyork mein V mögen aus dem Handel ziehen und baar machen m Dazu gebrauche ich einige Zeit, welche ich sehr abkür kann, wenn mir dabei meine Hausfrau das Hauswesen Ordnung bringen hilft.“

„Arthur! mein Arthur!“ rief Johanna und sie lag seinem Herzen; „ein Jahr lang will ich mit hinüberzieh dann führst du mich wieder hierher zurück, dann blei wir immer hier! Du versprichst es mir?“

„Mann und Wort!“ rief Notham.

„Alles in Ordnung!“ meinte der Rittmeister; „nächs Sonntag ist das erste Aufgebot; und nun, Johanna, m

sich schmuck, unterdessen soll Arthur deine Mutter trösten, welche sich ja die Seele ausweint."

Johanna eilte in ihre Stube und kleidete sich an; ihr standen prächtige Kleider; sie wußte es und hatte natürlichen Geschmack. Als sie den blitzenden Schmuck angethan hatte und vor dem Spiegel stand, wurde es ihr klar, warum sich der fremde, vornehme Herr so viele Mühe um sie gegeben hatte. Sie stieg bei sich ungemein im Preise. Die kindliche Unbefangenheit und kindische Laune wischte sich jetzt aus ihrem Gemüthe hinweg, wie Staub von Schmetterlingsflügeln.

Unterdessen hatte Notham seine künftige Schwiegermutter zu erheitern gesucht. Er hatte ihr eine Fahrt über das Meer, wie eine Gondelfahrt auf der Elster, zu schildern gewußt. Beinahe hätte sie selbst Lust bekommen, ihre Tochter nach Newyork zu begleiten, nur der Gedanke an ihren guten Rittmeister, welcher bei seiner von den Kriegsstrapazen zerrütteten Gesundheit der Pflege zu sehr bedurfte, konnte sie zurückhalten. Doch mußte ihr Notham mit Herz und Mund versprechen, wenigstens zum nächsten Frühjahr wieder in Gera einzuziehen.

Allmälig fanden sich auch die Gäste ein, der Pfarrer und Cantor mit ihren Familien, der Förster des Fürsten und der Schösser mit seinen fünf alternden Töchtern.

Johanna aber, das juwelenflammende Mädchen, stand oben noch immer vor dem Spiegel, ein seltsam gespanntes Lächeln um ihren Mund und einen wunderlichen, starren Blick in ihren Augen.

Notham eilte hinauf, um sie zu rufen; sie trat ihm unter der Thüre mit der Lampe entgegen; — er schrak ein

wenig zurück, so groß, stolz und schön stand sie vor il
Er fühlte sich von seiner Wahl geschmeichelt.

Als er mit ihr hinunter zur Gesellschaft trat, mac
Johanna Allen denselben Eindruck. Sie benahm sich
würdig, wie eine Fürstin; ihre Freundinnen vergingen
Bewunderung und Neid.

Sie hatte plötzlich den Tact gefunden, sich als liebe
würdige Wirthin zu benehmen, ohne ihrer Erscheinung
Geringste zu vergeben.

Selbst gegen ihren Verlobten war sie gütig und stre
zugleich, fast herablassend. Ihr Vater, welcher die gro
Welt kennen gelernt hatte, unterdrückte kaum seine Bewu
derung. Nur ihre Mutter fand sich zu ihr fremd gestimmt.

Als Notham mit einem ihm gegönnten Handkuß u
der Schwarm der Gäste Abschied genommen, auch Joham
sich in ihre Stube zurückgezogen hatte, fragte der Rittm
ster, während er die Schlafmütze über die Ohren herunte
zog, seine Maria Theresia: „Hm, wie hat dir heute unse
Johanna gefallen? Weiß sie nicht eine Dame zu spielen? Heh?

„Es wird schon so sein!“ entgegnete die einfache Fra

Nach dieser Unterredung gingen Beide schlafen. Notha
aber lag drüben in Gera im deutschen Hause am Mark
platz fast die ganze Nacht durch am offenen Fenster u
schaute dem deutschen Vollmond, dem uralten Träumer,
das Gesicht.

„Ich sollte meinen,“ sagte er zum zwanzigsten Ma
„daß ich heute ein gutes Geschäft gemacht hätte!“ und r
sich dabei vor Freude die Hände. „Mit dem Comptoir
schließen und Wiederkommen mag es seine Weile hab
Als wenn das so schnell abgethan wäre, wie Stiefela
ziehen!“ —

Nach Mitternacht begab auch er endlich sich zur Ruhe und schlief bis tief in den nächsten Tag hinein. Als er aufstand, war es ihm, als hätte er ganz und gar die alte Selbstzufriedenheit, nur in schönerer Form wiedergefunden. Auch das Frühstück, welches John gebracht hatte, schmeckte ihm wieder und fast besser, als früher. Mit einem Worte, Rotham fand sich wieder in seinem alten Dasein zurecht; er zweifelte auch keinen Augenblick daran, daß er seine schöne Verlobte ebenso darin glücklich unterbringen werde.

„Ja, ja, guter John!“ sagte er lächelnd zu seinem Diener, „über acht oder vierzehn Tage reisen wir ab.“

John hätte vor Schrecken beinahe die Teller, welche er abräumte, aus der Hand fallen lassen; denn aus dem frischen Ton der Worte seines Herrn errieth er den baaren, wirklichen Ernst derselben.

„Aber wir werden eine Reisegefährtin haben,“ fuhr Rotham fort; „rathe einmal!“

John sperrte die Augen auf und hörte, was weiter kommen würde.

„Ich will mich verheirathen“

„Euer Vater hat das auch so gehalten.“

„Aber wen?“

„Hm?“

„Du wirst es wohl erfahren!“

„Freilich!“

Mit dieser Auskunft konnte John das Weitere sich denken, zumal er so gut, wie Einer, um die Ursache der Wallfahrten seines Herrn nach Leimnitz wußte, und seit diesem Zwiegespräche mit seinem Herrn als Brieftäuberich des Tages zwei- auch dreimal hinüber- und herübereilen mußte.

Wie der Rittmeister zugesagt hatte, so fand das erste Aufgebot am nächsten Sonntag statt. Notham hatte der Familie mitgetheilt, daß er gleich nach der Trauung mit seiner Braut abreisen würde. Er hatte mit einer Einsicht, welche einem erfahrenen Familienvater Ehre gemacht hätte, alle Gegenstände des einfachsten Bedürfnisses, worin die Ausstattung seiner Braut bestehen dürfe, mit ihr besprochen und der Ordnung nach aufgeschrieben. Nur in der Leibwäsche wollte er sie nicht beschränken, weil er selbst darin den Ueberfluß liebte.

Während seine Braut alle Nätherinnen der Stadt in Thätigkeit setzte und selbst das Bräutigamshemde nach altem Gebrauche nähte, dabei aber am Wenigsten Zeit für den Austausch der Gefühle mit ihm hatte, eilte er selbst auf zwei Tage nach Leipzig und kaufte dort einen geräumigen Familienwagen zur Reise und die Trauringe ein. Beide Ringe waren sich gleich, jeder stellte das Symbol der Ewigkeit in einer zusammengeringelten Schlange vor, deren Köpfchen ein Rubin bildete. In den einen Reif ließ er „Arthur," und in den andern „Johanna" graviren. Es gelang ihm auch, einen besonders herrlichen Seidenstoff zu dem Brautkleide und einen feinen brüsseler Schleier aufzutreiben. Dabei vergaß er nicht ein Reisenecessaire für sich und seine Braut. Er hatte auch Geschenke für seine Schwiegerältern ausgewählt, für den Rittmeister eine große, emaillirte Spieldose zum Schnupftaback, welche bei jedesmaligem Oeffnen den Choral: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her!" spielte und für die Frau Rittmeisterin ein nürnberger Spinnrädchen von der schönsten, zierlichsten Schnörkelarbeit, übermäßig mit Silber und Perlmutter verziert. So hatte er in der *möglichst kurzen* Zeit dieses und sonst Alles, was die Schwie-

zerältern und die Braut erfreuen und was die Reise bequem machen konnte, bedacht und besorgt. Im schwerbepackten, neuen Wagen kehrte er nach Gera zurück.

Dort erwarteten ihn in der letzten Woche seines Brautstandes neue Geschäfte, welchen er sich auf Bitten seiner Braut und seiner zukünftigen Schwiegereltern nicht entziehen konnte; denn es verstand sich von selbst, daß das Brautpaar bei den adeligen Familien auf den umliegenden Schlössern und den Honoratioren der Stadt den Abschiedsbesuch machen und sich recensiren lassen mußte.

So war der Sonntag herangerückt, Notham stand mit seiner Braut vor dem Altare und auf der Agende in der Hand des Pfarrers lagen die Trauringe. Er steckte ihr den Arthurring und sie ihm den Johannaring an, und Beide sanken einander an die Brust.

Vor der Kirche hielt der Reisewagen.

Als sie heraustraten, stand John mit den Mänteln und Reisemützen an der Thüre. Arthur schlug den einen um seine Braut, hüllte sich in den andern, streckte seinen nachtretenden Schwiegereltern die Hände entgegen und rief: „Verzeiht, daß ich den herben Abschied kürze! Ade, Schwiegervater! ade, Schwiegermutter! Johanna, nimm Urlaub!“

Vater und Mutter standen wie erstarrt vor dem Gedanken der so schnellen Trennung; daß sie so nahe, so entsetzlich sei, hatten sie doch nicht recht sich vorgestellt, obschon sie damit einverstanden, oder dazu von Notham überredet worden waren.

Johanna lag, in Schmerz aufgelöst, in den Armen ihrer Mutter; Notham gab dem Postillon einen Wink, dieser hob das Horn und schmetterte eine lustige Melodie in den glänzenden *Tag hinaus*. Johanna wandte sich, ihr

Vater hielt ihre Hand gefaßt, mit einem Aufschrei stürzt sie ihm an die Brust; denn nun ward ihr Alles klar, si liebte nur ihn vor Allen und Niemand sie so, wie er!

Mit zarter Gewalt hob Notham die Halbentseelte au den Armen ihres Vaters in den Wagen, er sprang zu ih hinein, die Kutschenthür flog zu, John hinauf in das Ca briolet und, wie im Sturmwind, der Wagen mit seiner Beute von hinnen.

Der gute, alte Rittmeister hatte mit seiner Tochter die Blume seines Lebens verloren. Er war bis zum Tode verstimmt. Er ging auch nicht mehr täglich in die Stadt und zu dem Wirthe in das deutsche Haus, um dort seinen Stelzfuß in das Loch, welches er getreten hatte, tiefer hineinzubohren und eine Flasche Tockayer auszustechen, zumal auch seine Maria Theresia seit dem jähen Abschied kränkelte. Vielleicht wäre er gar nicht mehr in die Stadt gekommen, wenn er nicht wenigstens zweimal wöchentlich auf der Post nach Briefen von seiner Tochter gefragt hätte, obschon er wußte, daß keiner dort liegen blieb, denn er belohnte den Brieftäger jedesmal mit einem Zwanzigkreuzer außer dem Porto dafür. Den ersten Brief erhielt er aus Bremen, wo sich Notham nach Amerika eingeschifft hatte, Johanna schrieb vergnügt, sie mußte sich ganz glücklich fühlen. Im Herbste darauf kam ein zweiter aus Newyork, in welchem sie sich über die dortigen Menschen, Sitten und Gebräuche lustig machte. „Sie laufen Alle herum, wie Noten, die mit den fünf Linien nicht zufrieden sind und dafür einen Strich durch den Kopf bekommen.“ So schrieb sie; unter *Anderm* erwähnte sie auch Notham mit den kurzen Worten:

ich bin sein Papagei, den er mit Zuckerwerk füttert und
it dem er sich Spaßes halber unterhält, wenn er aus
nem Comptoir abgestanden hereinkommt! Er läßt sich
atzen und beißen, ich bleibe doch immer sein Joli!"
reimal hatte sie denselben Satz geschrieben: „Im nächsten
rühjahr kommen wir wieder zu Ihnen, mein herzlieber
apa und meine gute Frau Mama! — denn was Notham
erspricht, das hält er." Auch schilderte sie mit der präch-
igsten Laune von der Welt eine Gesellschaft von Sägeböcken
nd Haubenstöcken, welche sie bei sich gesehen hätte. „Ich
abe dir eine Langeweile, die noch über das französische
ennui hinausgeht. Wenn nicht das Bissel Musik wäre,
türb' ich daran."

Einige Tage später hatte sie den Brief fortgesetzt. Sie
beschrieb darin einen Schaukelstuhl, welchen ihr Notham
ngeschafft habe und worin sie sich den ganzen Tag wiege,
ie ein Kind; — „denn denken Sie nur, Papa, die Qual!
ch darf gar Nichts arbeiten, als nähen, mit der Nähnadel
oll ich mich durch die lange, lange Zeit durchfechten; essen
ann ich, soviel ich will, und davon werde ich Hamster-
acken bekommen, wie die Leute hier haben. Auch mein
Mann ist so ein Bischen Hamster mit; was der knurrig
ein kann im Hause umher! Doch zu mir ist er immer
reundlich, wie Hirsemus mit zerlassener Butter und Pfeffer-
achen darauf. Wer doch die Mannsleute auskennen lernte!
Wenn ich ihn nur draußen in Gera habe, da muß er mir
ieder ein Mensch werden. Jetzt will er mich fromm
achen, gestern hat er mich die Psalmen lesen lassen, heute
mmt das hohe Lied Salomonis d'ran. Hab' ich dir schon
sagt, daß ich dem alten Cantor in Gera für die Arien,
elche er mich singen gelehrt, noch im Grabe danken werde?

Kauf' ihm doch feines, ſchwarzes Tuch zu einem Rock u
Sammet zu einer Weſte, bring' es ihm ſelbſt und gri
ihn ſchönſtens von mir. Die Arie, die wir zuſammen
ſungen und wovon wir nur den erſten Vers auftreib
konnten, will ich weiter machen, daß ich Platz darin hab
Da mag Alles drinnen ſein, was mich zu Ihnen zieh
außer Sie und Mama; denn ich muß zu viel weine
denke ich an meine Aeltern, und da iſt es mit der Reimer
ganz vorbei. Wenn ich doch mein Reimbüchelchen da hätt
Es muß in meinem Puppenſchranke bei den Noten liege
Schick' mir doch Alles herüber!"

Das war das Weſentlichſte, was in dieſem Briefe ſtan
Der alte Rittmeiſter las ihn ſo oft vor, bis er ihn au
wendig wußte. Er beſtellte auch gewiſſenhaft den Auftra
bei dem Cantor. So ſchwer ihm das Schreiben wurd
doch ſaß er täglich in ſeinem Lederpolſter am Pulte un
berichtete getreulich ſeinem lieben Kinde über das Weltmee
hinüber von den wichtigen Vorfällen im reußiſchen Voigt
lande. Er vergaß ſelbſt dabei nicht, daß der Fuchs ihr
Lieblingshenne, die ſchwarze mit der weißen Mütze, gehol
habe; nur von der Krankheit ihrer Mutter, welche täglic
bedenklicher wurde, ſchrieb er Nichts, um Johanna nicht zu
betrüben.

Im März bekam er wieder Nachricht, aber eine ſ
ſonderbare, daß er ein Mal über das andere den Kop
ſchüttelte. Sie ſchrieb:

„Grüß' Sie Gott, Herr Vater und Frau Mutter! D
ſchicke ich für Sie und den Cantor das Lied, das Alle
ſagt, was ich freilich länger und breiter ſchreiben könnte
denn ich gehe nun Notham mit Thränen Tag und Nac
an, mich in meine Heimath zu bringen, wie er verſproch

Es müßte keinen Gott mehr im Himmel und kein
es Herz auf Erden geben, wenn er sein Wort brechen
Das Kind, das sich unter meinem Herzen regt,
so Gott will, kein amerikanischer Hamster werden. Es
als wenn tausend Hände hinter den Tannenwäldern
er über das Meer aus den Wolken heruntergriffen
mich in die Heimath zurückzögen. Nun, da hast du
Lied und mein Leid! Es geht nach der Melodie des
ors, ein Vers, wie der andere!

Wo auf hohen Tannenspitzen,
Die so dunkel und so grün,
Drosseln gern verstohlen sitzen,
Weiß und roth die Moose blüh'n,
Zu der Heimath in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne!

Wo in's Silber frischer Wellen
Schaut die Sonne hoch herein,
Spielen heimlich die Forellen
In der Erlen grünem Schein,
Zu der Heimath in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne.

Wo tief unten aus der Erde
Eisenerz der Bergmann bricht
Und die Zither spielt am Heerde
In der kurzen Tagesschicht,
Zu der Heimath in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne!

Wo die Hirtenfeuer brennen,
Durch den Wald die Heerde zieht,
Wo mich alle Felsen kennen,
D'rüber hin die Wolke flieht,
Zu der Heimath in der Ferne
Zög' *ich heute noch* so gerne!

Wo so hell die Glocken schallen
Sonntags früh ins Land hinaus,
Alle zu der Kirche wallen,
In der Hand den Blumenstrauß,
Zu der Heimath in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne!

Doch mein Leid ist nicht zu ändern;
Zieht das Heimweh mich zurück,
Hält mich doch in fremden Ländern
Unerbittlich das Geschick!
Zu der Heimath in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne!

Aber ich will mit dem Geschicke schon fertig
ehe noch dem armen Vogel die Flügel ganz lahm
sind, daß er nicht mehr den Weg durch die Luft z
Neste machen kann. Jeanette.

Dies war der letzte Brief, welchen der gute, a
meister von seiner Tochter lesen sollte. Als er i
kranken Maria Theresia vorgelesen hatte und si
darauf sagte, leuchtete er mit der Lampe in d
Sie lag darin mit gefalteten Händen und einem
verklärten Gesichte. Sie war eingeschlafen, um h
wieder aufzuwachen. Der Rittmeister fuhr ihr
flachen Hand über das Gesicht; es war marmork
warf sich lautlos über sie und lag so eine Stu
fast sinnlos, dann sammelte er sich zum Gebete,
endlich zu vernehmbaren Worten ward:

„Barmherziger Gott, hier liegt vor dir ein al
schossener Kriegsknecht und dankt dir für alle Gnad
du ihm in Standquartier und Campagne gesche
Ich hatte mit meiner Bravour, die ich zu vers

Talen zu beweisen Gelegenheit hatte, nur meine Pflicht ge-
an, du aber hast mir das Alles, ja selbst die Sünde
einer Jugend, zum mérite angerechnet, und mein Lebens-
lück mit der seligen Maria Theresia so recht grundgut an
en Hals geworfen, und da ich beinahe an ihr ein Hallunk
eworden wäre, mir das Bein wegschießen lassen und mich
rmen Krüppel hierher nach Leimnitz commandirt, um
Weib und Kind zu finden und auf meinen Lorbeeren mit
;loire und pension auszuruhen. Lieber Gott, mein all-
ächtiger Commandeur, warum hast du mich nun den
Reinen als Quartiermeister nicht vorangehen lassen? Be-
enke ich da in meiner Niedrigkeit, daß bei dir mein Bis-
jen alter Adel und mein Offizierpatent dummes Zeug sein
ögen, wie denn auch dem Hauptmann von Kapernaum
ur sein Glaube half, so wirst du es wohl auch jetzt mit
em Rittmeister von Leimnitz gut gemeint haben; denn ich
abe wohl noch in meinem alten Mantelsack ein Packetchen
lter Sünden, die du mit bestem Willen mir nicht ganz
ergeben kannst, es müßte denn eine so gute, reine Seele,
ie meine selige Maria Theresia, mir hinter dem göttlichen
riegsrecht Pardon auswirken. So gehe denn hin, meine
Maria Theresia, und bitte nur das Eine, daß der alte
littmeister von Leimnitz bei dir sein darf; denn du hast
ch eine Stätte im Paradies. Kannst du für mich bei
etrus, der am Besten weiß, wie es kommt, daß man
rein haut, ein Uebriges thun, so lass' mich im Leben nur
ch einmal unsere Johanna sehen! Und hilft das Alles
cht, so mag mich mein Herrgott lieber ein Bischen in die
ölle Ordonnanz reiten lassen, wenn nur das liebe Kind
bei glücklich wird."

Nachdem sich der Rittmeister ausgeweint hatte, pochte

er Knechte und Mägde auf und ſchickte zur Leichenfrau un zu ſeinen Nachbarn, damit der Eine oder der Andere mi ihm die traurige Nachtwache theile.

So lange die Leiche ſich im Hauſe befand, behielt de alte Rittmeiſter noch ziemlich ſeine Faſſung; nachdem e aber die drei Hände voll Erde auf ihren Sarg geworfen hatte, überkam ihn eine ſo namenloſe Sehnſucht nach ſeiner Tochter, daß er von Tag zu Tag einem ruheloſen Schatten immer ähnlicher wurde. Man hörte ihn bei Tage, wie bei Nacht, mit ſeinem hölzernen Beine treppauf, treppab, hinaus vor das Thor und in das Haus ſtampfen, ohne Jemand Rede zu ſtehen. Nur zuweilen ſagte er, wie im Irrſinn: „Wir müſſen ſie holen, ja, ja!“ — Er war auch nicht im Stande, ihr die Todesnachricht zu melden, ſein Freund, der Cantor, ſchrieb für ihn den Trauerbrief.

In der Zwiſchenzeit war das Verhältniß zwiſchen Notham und Johanna immer geſpannter geworden. Wie er immer mehr den flüchtigen Gedanken der Rückkehr nach Europa aufgab, deſto heftiger drängte ihn Johanna, bis er endlich ungeduldig wurde und ihr einmal und für immer erklärte, daß um ſo weniger daraus werden könne, je mehr ihre hoffnungsreichen Umſtände es ihr verböten.

So ungeſchickt Notham es auch angefangen hatte, ihr die Zurückkehr in die Heimath auszureden, ſo wäre die junge Frau doch noch darüber hinausgekommen, wenn nicht gerade zu dieſer Zeit der Brief mit der Nachricht von dem Tode ihrer Mutter eingetroffen wäre.

Notham hatte ihr Vertrauen verloren; er war zu ſehr mit ſeinen Handelsangelegenheiten und ſeinen Speculationen auf Millionen beſchäftigt, als daß er ſich weiter darum *hätte bekümmern* ſollen.

Johanna aber sendete heimlich an ihren Vater einen Brief ab, welcher später an Notham zurückkam und ihn zu spät einen Blick in das Herz seiner Frau thun ließ. Sie hatte geschrieben:

„Die Botschaft von dem Heimgange meiner Mutter hat mir ein Messer in das Herz gestochen, der Gedanke aber an Dich es dreimal darin umgewendet und den Notham ganz todtgestochen. Sein Wortbruch hat mich von ihm geschieden, und so bin ich wieder Dein, ganz Dein, Du herzallerliebster Vater! Ich will Dein kummerschweres, graues Haupt in meinen Schooß nehmen und darunter meine Hände legen, daß es warm ruht. Alles ist mir möglich zu ertragen, nur das Eine nicht, Dich allein und hülflos zu wissen in der Welt. Wer soll Dich pflegen bei Deinen Leiden, wenn Dir die vielen Wunden brennen, wer Dich führen, wenn Dein armer, hölzerner Fuß strauchelt? Wer soll Dir das Kopfkissen in der Nacht zurechtlegen, wer bei Dir wachen, wenn Dir unwohl ist, wer Dir beim Ankleiden behülflich sein, wer alle die kleinen Dienste vollbringen, an welche Du gewöhnt bist, da die Mutter todt ist und ich mehr, als todt, hier im fremden Krämerlande? Gott wird mir verzeihen, wenn ich Notham in Kummer stürze, er kann, wie ich meine, etwas davon ertragen, denn er ist ein harter, kalter Mann! — Wenn er mich, wie ein Kind, behandelt, so mag er daran denken, daß ich Dein Kind bin und bei Dir sein will. Vater! Vater! warum hast Du mir damals meinen Willen gelassen, als ich Notham versprach, ihm hierher zu folgen? —

Heute schreibe ich nicht mehr, doch morgen! —“

Tags darauf, Vormittags.

„Vater! Vater! — Was ist Dir geschehen? — Ge-

wiß biſt Du krank, oder es ſteht Dir noch ein Unglück vor. Ich habe in der verwichenen Nacht von Dir ei Traum gehabt, es war mehr eine Todesangſt! — 9 kam es vor, als wenn ein Schacht von oben herunter Europa zu uns nach Amerika ging. Eine lange, la Leiter lief herab, — aber ſie reichte kaum bis über Mitte herein. Nun ſah ich Dich oben hereinſteigen; hielteſt eine Kirchenkerze in der Hand, rückteſt herunter ſtiegſt behutſam mit dem geſunden und dem hölzernen Fu von Sproſſe zu Sproſſe, immer tiefer und tiefer bis das Ende der Leiter; — nun ſtandeſt Du auf der letz Sproſſe — Du merkteſt es nicht — jetzt hobſt Du wie den hölzernen Fuß hoch auf, um herunterzutreten und wo doch noch thurmhoch über mir, ich breitete die Arme a und ſchrie vor Schreck auf. Da war ich erwacht und in Angſtſchweiß gebadet."

Nachmittags.

„Heute geht ein Holländer mit ſeinem Schiffe „Hirund ab, und mit ihm der Brief. In den nächſten Tagen v ich den armen Notham verlaſſen. Ich habe den Schi capitain Simm aus Portsmouth mit Geld gewonnen, ſ Schnellſegler lichtet, ſobald ich an Bord bin, die Anker von Portsmouth eile ich zu Dir. Vater! Vater! ich w mich Dir um den Hals und weine mich todt. — kannſt nicht glauben, wie leicht mir iſt, da ich daran in die Heimath zu Dir zu kommen. Nun wird es zeigen, ob Notham mich lieb hat. Sobald ich bei bin, ſchreiben wir ihm, — dann wird er ſchon nachk men! — Bete für Deine

Jeanette."

Tags darauf war sie aus dem Frühstückszimmer in ihre Stube zurückgekehrt. Notham war dort noch geblieben, wie gewöhnlich, in einer Zeitung lesend und eine zweite unter dem Arm. Er hatte sich in sein Reisecostume geworfen, ohne ihr über sein Vorhaben Etwas mitgetheilt zu haben.

Sie hatte sich jetzt auf ihrem Zimmer in den Armstuhl an's Fenster gesetzt und spielte in Gedanken mit dem kopfwackelnden Chinesen von Porzellan vor ihr, ohne daß sie auf ihn Acht hatte.

Wer die schöne, junge Frau hier in diesem prächtigen und doch gemüthlichen Zimmer nur auf einen Augenblick gesehen hätte, würde sie für eine der glücklichsten Frauen gehalten haben.

Bis auf den silbernen Griff am Thürschlosse war Nichts vergessen, was bequem oder reizend war. An der Wand zwischen den Fenstern prangte im goldenen Rococcorahmen der silberreine Spiegel, welcher die großen Sonnenblumen und Arabesken des Teppichs am Fußboden, die kleinen Blumentische umher, welche in allen Farben blühten und dufteten, und alle die tausend gefälligen Kleinigkeiten auf den Mahagonigestellen in den Ecken, die Alabastervasen, die ciselirten Silber- und Goldarbeiten, die Paradiesvögelchen, welche an seidenen Fäden schwebten, und dazwischen seine schöne Herrin abspiegelte.

Johanna wurde jetzt durch Notham's Eintritt in das Zimmer aus ihren Gedanken aufgeschreckt.

„Ich verreise auf mehre Tage," nahm er das Wort, „in Geschäften nach Philadelpia; kann ich Euch dort Etwas bestellen?"

„Ihr wißt, Notham," versetzte sie, „daß ich nur einen

Wunsch hege, den Ihr mir erfüllen könnt, nicht aber Newyork, sondern durch unsere Zurückkehr zu unserem V ter, der jetzt so große Rechte auf mich hat, da er all ist."

Nach dieser Anrede versuchte Johanna noch einm Notham zu erweichen. Sie begann alle Saiten seines H zens anzuschlagen, um ihnen einen Ton der zusagenden Li abzugewinnen, aber es prallten alle ihre Worte von il ab, wie Hagelkörner von einem Gepanzerten, ohne ihn Mindesten zu rühren.

Er wiegte sich vor ihr bequem im Schaukelstuhle u blickte mit ruhigen, fast neugierigen Augen sie an. Er ha sich auf eine solche Scene vorbereitet und die Rede, wel er seiner Frau halten wollte, in Bereitschaft.

Johanna hatte mit feinem Gefühl ihn errathen; sie hi in beleidigtem Stolze ihre Thränen zurück.

Als sie mit ihren Bitten zu Ende war, lüftete Noth ein wenig sein Halstuch, legte die flachen Hände auf sei Kniee und sprach im Tone eines puritanischen Predige fast näselnd, um desto würdiger zu erscheinen:

„Was Ihr da sagt, läßt sich Alles gut anhören, geht ihm nur ein guter Grund ab. Unterbrecht mich nic denn ich muß mich weiter darüber auslassen. Ihr mi das Land der Träumerei und Phantasterei, ich meine dar Deutschland und zum Theil auch England, nicht verwe seln mit dem Norden von Amerika; denn hier ist Al practisch, wie es sich für Männer schickt. Hier soll, u es Gottes Gnade, erst ein neues Völkerleben begrün werden; es giebt noch Wälder auszuroden, Sümpfe aus trocknen, Häuser und Städte zu bauen und durch Sch *fahrt und* Handel alle tausend Fäden mit der alten W

anzuknüpfen, um mit ihr allmälig in das Gleiche zu kommen. Dazu braucheu wir den klaren Verstand und die thätige Hand. Wir müssen wachen und arbeiten, wie ein junges Volk; Ihr drüben schlaft und träumt, wie man es dem Alter gönnen kann. Alte Leute haben mancherlei Grillen und drüben werdet Ihr schon alt geboren. Diese können wir hier nicht gebrauchen; sind sie da, so müssen sie sich mit einflechten, ohne die Arbeit zu stören. Oder ich will mit Euren eigenen Worten dieses Verhältniß Euch auseinandersetzen. Ihr habt mir oft geklagt, daß die Menschen hier kein Gemüth hätten. Da müssen wir nun erst zusehen, was hinter diesen Worten steckt.

„Man umfaßt, wie mir's scheint, damit alle niedern Seelenkräfte, welche die Werkzeuge für die höchste Kraft des Menschen, für den Verstand, sind, um damit zu arbeiten. Da aber diese Werkzeuge, wie die Knechte und Mägde in einem Hause, lebendig sind, so fangen diese, wenn sie keinen Befehl auszurichten und keine Aufsicht haben, sehr bald an, sich unnütz zu machen und das Hauswesen zu zerstören. In einem solchen Falle würdet Ihr sein, wenn Ihr nicht meine Frau wär't und ich nicht den Verstand für Euch hätte. Eure Phantasie, welche Ihr nicht im Zaume halten könnt, malt Euch in müßigen Stunden das Leben in der Heimath nur zu reizend vor, daraus entsteht die Sehnsucht danach; diese will sich gegen meinen Verstand, welcher hier den Oberbefehl hat, mit Macht geltend machen. Dagegen kann ich denn freilich nur: Nein! sagen."

Notham schwieg mit wohlgefälligem Lächeln über die gelungene Rede, Johanna aber gab sich keineswegs gefangen. Indem sie erwog, daß bei den Ansichten Notham's das Recht der *Empfindung* kaum zur Anerkennung zu brin-

gen war, griff sie ihn plötzlich auf einer Seite an, wo es am Wenigsten gedacht hätte.

Sie hatte dazu um so eher die nöthige Ruhe gewonnen, als sie den Entschluß zur Abreise oder vielmehr zur Flucht schon gefaßt hatte, und nur noch einmal einen Versuch machte, Notham zur Rückkehr nach Deutschland zu bewegen, um sich später sagen zu können, daß sie vor den letzten Mittel jedes andere versucht habe.

Mit Eiskälte fragte sie daher obenhin: „Also ist Euer Handelswesen nur Verstandessache?"

„Ganz gewiß!"

„Und das Gemüth hätte Nichts darein zu reden, wenn es später merkt, daß es bei einem Vertrage, den Ihr mit einander gemacht habt, beeinträchtigt sei?"

„Ganz und gar nicht!"

„Und wenn der Verstand noch mehr daran auszusetzen hätte?"

„Mann und Wort!"

Jetzt richtete sich Johanna mit edlem Zorne hoch empor und sagte mit unterdrückter, gemessener, seelendurchbohrender Stimme:

„Mann und Wort, du Wortbrüchiger! Was hast du mir, was meinen Eltern versprochen, ehe wir zusagten? Mann und Wort, du verständiger Mann? Warum brichst du uns dein Wort, Amerikaner? — Ich will es dir sagen: weil die niedere Leidenschaft, die auch zum Gemüth gehört, der Eigennutz, der Herr deines Verstandes geworden ist!"

Sie faßte ihn bei beiden Schultern und rief: „Mann, besinne dich auf dich selbst, achte dich selbst und in dir *dein Weib*, das du mit Füßen trittst."

Notham war vor dieser Wendung der Sache bis in das Innerste seiner Seele erschrocken; die schöne Röthe seiner Wangen hatte sich bis an die Ohren zurückgezogen, seine Nase war kreideweiß geworden, seine Augen hingen an den Spitzen seiner Stiefel, welche sich, wie zum Zwiegespräch, zueinander bewegten.

Endlich sprang er empor und sagte in tödtlicher Verlegenheit, doch trotzig und beleidigend:

„Ich bin hierher gekommen, um auf einige Tage von Euch Abschied zu nehmen, nicht um mit Euch über Eure Pflichten zu plaidiren.“

Er drehte sich um und zog die Klingelschnur; John trat ein.

„Mylady,“ rief er ihm zu, „wünscht den Herrn Pfarrer Spencer zu sprechen; er möchte seine vortreffliche Predigt über den Text: „Ein Weib sei unterthan ihrem Manne,“ welche er vor vierzehn Tage gehalten hat, mitbringen und ihr vorlesen!“

John trat ab; Notham ging noch einige Male die Stube auf und ab; denn gar zu gern hätte er ein Wort gefunden, welches seine Niederlage ein wenig beschönigt hätte; es war ihm unmöglich.

„Mylady,“ sagte er endlich, „lebt wohl! Auf Wiedersehen! Künftigen Sonntag werde ich wieder hier sein!“

Johanna gab ihm die Hand, ohne ihn anzublicken; er küßte sie und ging nach der Thür.

Ein weiches Gefühl flog jetzt durch Johanna's Seele; sie eilte ihm nach und hing weinend, wie ein Kind, an seinem Halse.

„Leb' wohl! leb' wohl, Notham!“ rief sie, „vergiß mich nicht und verzeihe mir Alles, Alles!“

„Wie sollte ich nicht?“ versetzte Notham; „beherrs
nur dein Gemüth und Alles ist gut!“

Johanna ließ langsam die Arme herabsinken; sie hö
Notham die Treppe hinuntersteigen, vor der Thüre de
Pferde gebieterisch zusprechen; nun sprengte er die Stra
hinauf.

„Es sollte nicht anders sein,“ sprach sie und ihr En
schluß war unabänderlich gefaßt.

Notham hatte bei Bruder Jonathan in Philadelph
seine Geschäfte beschleunigt; eine Unruhe, welche er no
nie gekannt hatte, trieb ihn zurück nach Newyork.

Als er in dem Boote auf dem Flusse Raraton hinunte
schwamm, überwältigte den verständigen Amerikaner ei
unermeßliche Angst um sein Weib, sein Haus, oder um –
Gott weiß was!

Auf großen Wellen liefen sie jetzt in den Hafen vo
Newyork ein.

Sonst stand er, kam er von Philadelphia hierher z
rück, mit untergeschlagenen Armen auf dem Verdeck, d
Brust gehoben von Stolz auf die schönste Tochter Alten
lands, seine Vaterstadt. Heute war sein Auge trüb.

Wenn er sonst an den grünen Inseln, welche, wie Schil
wachen, vor der Stadt stehen, vorüberkam und die tägli
wachsende Größe und Pracht von Newyork übersah, nah
er seinen Hut herunter, blickte über die Schulter und fl
sterte vor sich hin: „Gott segne meinen König Georg de
Zweiten!“ Heute unterblieb Gruß und Spruch.

Wenn er sonst sich der südlichen Spitze der Manhatt
insel näherte, welche den Hafen in den nördlichen und öf

lichen Fluß theilt und die Stadt Newyork auf ihrem Rücken von Norden meilenweit zwischen den beiden Strömungen heranträgt an die See, nickte er immer mit dem Kopfe und sagte, zum Steuermann Hancock gekehrt: „Es wird, es wird schon werden!“

„Mein' es auch,“ entgegnete dieser.

„Es ist unser Neuvenedig!“

„Gott geb' uns sein Gedeihen!“

Heute lauschte Hancock vergeblich nach dem alten Gespräche; Notham blieb stumm, düster hinausblickend nach den Häusergiebeln von Broadway.

Ebenso schweigsam zahlte er das Fahrgeld im Hafen und bog in die mächtige, schnurgerade, von der südlichen Spitze an durch die Stadt laufende Broadway ein; denn ast in der Mitte auf einem zurückweichenden Grasplatze wischen einzelnen Bäumen stand dort ein Haus, von tiefraunen Jersey-Quadersteinen gebaut, von welchen die grüen Jalousieen so schön abstachen.

„Da bin ich endlich!“ sagte er, und ihm wurde leichr um das Herz, als der Neger Poll, welcher Thürhüter ar, ihm, wie ein liebkosender Hund, entgegensprang.

„Alles in Ordnung, Poll?“

„Massa?“

„Nichts vorgefallen?“

„Weiß Nichts, Massa!“

„Lady Patroneß?“

„Sehr fromm! ist vor drei Abenden in die Kirche gerngen und noch nicht heim.“

„Ha!“

Mit einem krampfhaften Griff hatte Notham den Neer gefaßt und weit hinein in den Grasplatz geschleudert.

Ihm war es, als hätte er einen Schlag vor den Ko bekommen.

Plötzlich aber richtete er sich in die Höhe, bog d Schultern zurück, daß sie krachten und die Brust weit vor trat. Die Unterlippe eingebissen, daß Blut unter den Zäh nen hervorrieselte, trat er mit festen, hallenden Schritten i das Haus.

Seine Hausscläven hatten sich in die Winkel umher zusammengeduckt, ohne sich zu bewegen, und ihre Augen rollten ihm überall unstät und ängstlich entgegen.

„Wo ist John?"

„Hier!"

Beide sahen sich einander lange an. John ließ endlich den Schlüsselbund klimpern.

„Woher hast du die Schlüssel?"

„Von Lady Patroneß!"

„Gieb her!"

Er schritt die Treppe hinauf zum Zimmer seiner Frau. Er schloß es auf; die grünen Jalousieen lagen vor den Fenstern. Er stieß sie auf und sah in den Armen des porzellanen Chinesen einen versiegelten Brief mit seiner Adresse liegen.

Lange drehte er ihn in der Hand hin und her; dann warf er ihn unerbrochen auf den Tisch und seinen Hut darüber, als hätte er damit das Unglück, das er nicht fürchtete, sondern mehr noch wußte, ungeschehen machen können.

„John!"

„Sir!"

„Bring' Licht!"

Die Sonne war allerdings im Untergehen, doch war es *im Zimmer* noch hell genug, um einen Brief zu lesen.

das Licht kam; er winkte John zum Hinweggehen. So er wieder allein.

Er lüftete sich den Rock vor der Brust, drückte sich r den Hut in die Stirn, nahm den Brief und fand Worte:

„Lieber Notham!

Nur wenige Worte; denn zu viel sind diese für ein em=ndes Herz, und noch mehr immer noch zu wenig für alten Verstand.

Meine Pflicht ruft mich zur Pflege an das Krankenbett s Vaters, der Raum zwischen hier und dort kann sie aufheben. Wenn Du diese Zeilen empfängst, bin ich der Fahrt in die Heimath. Im Uebrigen bleibe ich treue und gehorsame

Jeanette."

Wie bei Völkern, welche noch eine Zukunft haben, so bei dem Einzelnen, welcher noch einen Kern in sich ein heftiger Schlag eines zertrümmernden Schicksals, er geschwungene Hammer eines Erzgießers auf die Lehm=; diese zerspringt, aber aus den Trümmern hervor tritt höhere, eherne Gebild eines Gottes.

Indem Notham in diesem Augenblicke sein ganzes, ge=irtiges Leben zertrümmert sah, fühlte er fast einen en Menschen, als der frühere war, in ihm sich empor=n.

Er las die Abschiedsworte von Johanna noch einmal sagte endlich laut: „Sie hat recht gethan! — Nach Art!" — setzte er hinzu, — „möge sie Gott sicher rem Vater hingeleiten und mir auch einst eine solche er schenken!"

Bei diesem Gedanken trat ein anderer an die Hoffnun welche Johanna unter ihrem Herzen trug, in seine Seel und die Hände vor die Augen gedeckt, sank er auf sei Kniee.

Nachdem er seine tiefsten, schmerzlichsten Sorgen in Go tes Hand gelegt hatte, suchte er den Kummer so weit z beherrschen, daß er seine bürgerliche Ehre zu decken suchte

Er zog sich in seine Stube zurück und schrieb die ganz Nacht durch Briefe. Am andern Morgen klingelte er sei nem John und sagte:

„Schicke alle Briefe an ihre Adressen aus! Alle meine Sklaven sollen sich auf die Beine machen. Meine Frau, welche ich zur Pflege ihres todtkranken Vaters über Meer habe reisen lassen, hatte keine Zeit, sich zu verabschieden.

„Da, hier diesen Brief zuerst an Mrs. Austin, die Vorsteherin des Frauenvereins zur Besserung verwahrloster Kinder; hier ist Geld zu einem Dutzend Taschentücher, welche mit dem Briefe übergeben werden. Dieser an Master Spencer, welcher in der Frauenbetstunde für ihre glückliche Reise beten soll; dabei werden fünf Hüte Zucker in seine Küche abgegeben! Da, diesen Brief an ihre Putzmacherin, Mrs. Paulding; die Rechnung wird gleich bezahlt. Hier, hier die andern Briefe! — — Mach' schnell!

„Hast du die Sklaven abgesendet, dann mache dich selbst auf die Beine und frage im Hafen nach, welche Schiffe in diesen Tagen nach England oder einer deutschen Hansestadt ausgelaufen sind? Hörst du?"

John entfernte sich so gemessen ernsthaft und schweigsam, wie er eingetreten war; nur unter der Thür sagte er halblaut für sich: „Sehr wohl!"

Notham setzte sich wieder an das Schreibepult und macht

ine dritte Abschrift von einem Brief an seinen Schwieger-
ater, den K. K. Rittmeister Lazarus von Thossenfeld in
eimnitz bei Gera in Deutschland, in welchem er ihn be-
schwor, sofort ihm zu melden, wenn Johanna bei ihm ein-
getroffen sei.

Dann schrieb er Briefe an seine Freunde in den eng-
lischen und deutschen Seestädten, indem er Aufschrift und
Raum für die Namen ließ, welche alle dahin lauteten:

„Meine Frau hat sich zwar mit meinem Willen nach
Europa eingeschifft, um ihrem todtkranken Vater töchterliche
Pflege zu bringen, hat jedoch im Drang der Abreise wäh-
rend meiner Abwesenheit in Philadelphia vergessen, das Schiff
zu nennen, mit welchem sie abgereist ist. Ausgelaufen ist
am ..... Capitain ..... Ich bitte, auf Rechnung für mich
alle Mittel aufzubieten, sie ausfindig zu machen und sicher
nach Sachsen zu befördern.

Arthur Notham."

Nach einer Weile kam John aus dem Hafen zurück mit
der Meldung von den nach Europa in den letzten Tagen
ausgelaufenen und den zunächst dorthin abgehenden Schiffen.

Notham füllte die Adressen in den Briefen an die be-
freundeten Häuser in den verschiedensten Seestädten mit der
Angabe der dorthin abgegangenen Schiffscapitaine und Schiffe
aus und ließ sie und die gleichlautenden Briefe an seinen
Schwiegervater durch drei verschiedene Schiffsgelegenheiten
er Sicherheit wegen bestellen.

So hatte er zunächst Alles gethan, was der Augenblick
im geboten hatte. Er kleidete sich nunmehr frisch an und
ing, wie gewöhnlich, auf das Comptoir, ließ sich von sei-
en Buchhaltern Bericht abstatten und begab sich dann auf
e Börse.

Wenn nicht die Bleichheit seines Gesichts, sonst konn
Nichts an ihm seine innere Bewegung verrathen.

Die Nachricht von der Abreise seiner Frau war dur
seine ausgeschickten Briefe bereits in der Stadt herum. E
ließ sich gern den Tadel verständiger Männer gefallen, da
er seine Frau allein die große Reise habe antreten lasse
Andere suchten ihn weiter auszuforschen, er wußte aber s
gut zu manövriren, daß alle vorwitzigen Fragen auf de
Sand liefen.

Zu Sommersausgang erhielt er von einem Handels
freunde aus Portsmouth die Nachricht, daß Lady Johann
vor Eintreffen seines Briefes mit Capitain Simm einge
laufen, jedoch Tags darauf mit dem Packetboot nach Ham
burg abgegangen sei.

„Gott sei Dank!“ rief er, „so ist sie doch allem Ver
muthen nach glücklich nach Hamburg gekommen!“

Später erhielt er auch dorther Antwort, jedoch kein
andere Auskunft, als daß im Laufe des Frühjahrs un
Sommers kein hamburger Schiff gescheitert sei.

Der Herbst kam und ging vorüber, Notham hatte noc
keine Nachricht aus Leimnitz erhalten. Die Zeit, wo Jo
hanna's Niederkunft erwartet werden konnte, war läng
verstrichen. Gegen Weihnachten traf endlich ein Brief au
Gera ein. Er war schwarz versiegelt.

Der dortige Bürgermeister schrieb ihm:

„Ihr Brief an den seligen Herrn Rittmeister vo
Thossenfeld ist bei mir, seinem Testamentsvollstrecker, abge
geben worden. Als solcher hielt ich mich für berechtig
ihn zu eröffnen, so wie ich es mit dem von Dero Fra
Gemahlin einige Tage zuvor angelangten Briefe getha
hatte. Dero Erblasser war aber schon am ... Mai ...

in Folge eines sonst unbedeutenden Sturzes gestorben; er hatte eine fast übermächtige Sehnsucht nach seiner Tochter, so daß ihre Ankunft ihm zu gönnen gewesen wäre. Dero Frau Gemahlin ist aber bis dato hier nicht eingetroffen, werde aber nicht verfehlen, sofort davon Meldung zu thun, sobald die gnädige Frau hier präsent sein sollte, wie ich denn gar nicht zweifle, daß sie selbst einige Zeilen dazu schreiben wird. Vorläufig möchte eine Vollmacht auf Antritt und Uebernahme der Erbschaft, welche Eure Gnaden als Testamentserben zusteht, für Dero Geschäftsfreund, wozu ich unvorgreiflich den hiesigen Gerichtsdirector Schindler vorschlage, hierher einzusenden sein. Sonst zur besondern Instruction lege ich die von mir eröffneten Briefe von Dero Frau Gemahlin an Herrn Vater mit bei."

Sein Auge hatte die Zeilen des Briefes verschlungen; er sah nach dem Datum des Briefes; der Testamentsvollstrecker hatte sich mit seiner Nachricht Zeit genommen; Johanna hätte damals längst schon in Leimnitz sein müssen, wenn ihr unterwegs kein Unglück zugestoßen war. Mit dem Angstschrei: „Mein Kind!" welcher ihm fast die Brust zersprengte, stürzte Notham in die Arme seines alten, treuen Dieners, welcher das Briefpacket gebracht hatte.

Mit Mühe schleppte John den Besinnungslosen auf das Sopha. Nach einer Weile überfiel Notham ein Frost, welcher alle seine Glieder schüttelte. Vergeblich warf John Matratzen und Teppiche auf ihn, vergeblich suchte er ihm Thee einzuflößen, das Zähnklappen und Händezittern hörte nicht auf. Um Mitternacht begann der Kranke zu glühen, das Nervenfieber war ausgebrochen. Kaum gelang es den herbeigerufenen Aerzten, mit heroischen Mitteln Notham's unbändige Natur zu brechen. Vielleicht retteten sie ihn vom

Tode, sie hatten aber dabei auch seine Lebenskraft für immer gedämpft. Als er das Krankenbett wieder verlassen konnte und zum ersten Male am Fenster stand, prangten die Bäume vor dem Hause wieder im Schmucke des Laubes und der Blüthen. Der Frühling war zurückgekommen, nur nicht für sein Herz.

Im Monate Juni war er so weit wieder hergestellt, daß er sich wieder um die Angelegenheiten seines Hauses kümmern konnte. Sein Entschluß war gefaßt. Mit einem londoner Kaufmanne, welcher seinen Sohn in Newyork etabliren wollte, schloß er einen Kauf über die Häuser und Waarenlager ab.

Mit den nöthigen Creditbriefen versehen, schiffte er sich nach Hamburg ein. Dort und überall auf den Straßen und Wegen suchte er Nachrichten über Johanna einzuziehen. Obschon er keine Mühe und kein Geld scheute, sie auszukundschaften, so hatte doch Alles nicht den geringsten Erfolg. Vielleicht wäre er in jetziger Zeit bei geordneteren Verhältnissen in Deutschland glücklicher gewesen. So kam er hoffnungslos und trübsinnig in Gera an. Er hatte Niemand bei sich, als seinen John, welcher von Allen, wie sein Herr, auf den ersten Blick von Niemand wiedererkannt wurde, so sehr hatte sich dieser verändert. Notham bezog wieder sein altes Quartier im deutschen Hause. Seine einzige Beschäftigung bestand darin, daß er sich zum Frühstücke auf die Stelle an der Tafel, welche früher so oft der alte Rittmeister eingenommen, und seinen Stock in das Loch setzte, welches dieser dort in die Diele getreten hatte, und dann, daß er ebenso, wie vor Jahren, einen Spaziergang um die Stadt, und nach dem Mittagstische seinen Weg, *wie früher*, in das ererbte und verpachtete Gut machte.

Manchmal begleitete ihn dorthin der Cantor aus Gera, der alte Musiklehrer seiner Frau, welcher ihm auf dem alten Claviere in dem ehemaligen Zimmer seiner Schwiegeraltern die Lieblingslieder der Verschollenen und darunter ihr Lied vom Heimweh vorspielte. Abends saß er gewöhnlich mit John, welcher nun ganz sein Freund geworden war, im Zimmer zusammen bei einer Tasse Thee und ließ sich von ihm die Englische Zeitung vorlesen. Blieb sie ja einmal einen Posttag aus, so spielten sie mit dem einen oder andern Bekannten eine Whistpartie.

Nichts macht die Zeit kürzer, als Langeweile. So barock diese Behauptung klingt, doch ist sie wahr. Man gehe nur einige Wochen auf Reisen, wo man immer etwas Neues erleben muß und fast jede Stunde mit einer neuen Begebenheit füllt, und vergleiche dann einen gleichen Zeitraum, welchen man daheim in müßigem Hinschlendern zugebracht hat: — die Wochen der Reise mit ihren Erinnerungen werden zu Jahren und die Jahre des Müßiggangs zu Secunden zusammenrinnen. Der Jugend dehnt sich ein Jahr unendlich aus, dem Alter, welches keine frischen Eindrücke mehr in sich aufnimmt und verarbeitet, beginnt die Zeit immer schneller zu laufen.

Als Notham mit John an einem schönen Sommernachmittage von drüben nach Gera zurückkehrte und die Blicke auf die untergehende Sonne richtete, fragte er: „Wie lange ist es nun seit unserer Zurückkehr nach Gera her?“

„Hm, lange her!“

„Wie oft ist denn drüben geerntet worden?“

„Siebzehn Mal — ja ja, siebzehn Jahre sind es her!“

„Die Zeit geht schnell!“

„Mit Leid und Lust!“

„Für mich mit Leid, ich gönne dir die Luft!“

„Sir, theilt Ihr nicht mit mir, mag ich davon Nichts haben!“

„Ich denke heute wieder einmal recht lebhaft an i Frau. Sie geht mir immer ſo ſchlank vor den Augen über und nickt mir ſo freundlich zu, wie in unſern ſ ſten Tagen. Wenn mir doch wer den Weg zu ihrem G zeigen könnte!“

Als er kaum noch dieſe Worte ausgeſprochen hatte, ten ſie eine kräftige Stimme ſingen:

„Wo auf hohen Tannenſpitzen,
Die ſo dunkel und ſo grün,
Droſſeln gern verſtohlen ſitzen,
Roth und weiß die Mooſe blüh'n,
Zu der Heimath in der Ferne
Zög' ich heute noch ſo gerne.“

Da verhallte die Stimme und über einen Sträße ben hinüber ſprang ein junger, ſchlanker Mann in J tracht und zog mit weiten Schritten den Fußſteig hin auf die Stadt zu.

Notham fühlte von dieſem Liede die zarteſte Saite nes Herzens berührt, welche immer noch nachklang, al junge Wanderer ſchon längſt verſchwunden war.

Langſam und ſchweigend ſetzten ſie ihren Weg fort kamen in der Abenddämmerung im deutſchen Hauſe an

Sie traten in die kleine Honoratiorenſtube ein, w Beide der Abendtiſch gedeckt war. Da ſie im Som Abends dort ſelten Geſellſchaft trafen, ſo kam es ihnen fremd vor, einen Gaſt am Tiſche bei einem Kruge *und einem* ſpärlichen Eiergerichte zu finden.

Als Notham sich seinem gewohnten Sitze näherte, welchem zunächst der Gast Platz genommen hatte, glaubte er in ihm den jungen Wanderer und Sänger, dessen Lied ihn so nahe anging, wiederzuerkennen.

Er setzte sich zu ihm, John zu seiner Linken, ohne daß der Eine oder der Andere ein Wort gesprochen hätte.

Der Wirth brachte Schinken, Salat und Eier und wartete unter der Thüre auf weitere Befehle.

Der dritte Gast, welcher weniger ernst, als trüb, vor sich hinblickte, drückte jetzt heimlich einen Fingerring an seine Lippen.

Notham hatte einen Blick darauf geworfen und ließ ihn erbleichend auf dem Ringe haften. Es war eine zusammengekrümmte Schlange, deren Kopf ein Rubin bildete, es war der Zwillingsring von dem, welchen er selbst trug.

„Es ist dein Sohn!“ schrie es in ihm mit tausend Stimmen empor; — „vielleicht auch nur ein Dieb oder ein Mörder!“ flüsterte der Argwohn dagegen. Er sah ängstlich forschend dem Jüngling in das Gesicht, zwei große, dunkle, ehrliche und doch verwunderte Augen blickten ihm entgegen. „In ihm ist kein Arg!“ sagte er bei sich selbst; — „sollte es auf der Welt nur zwei Ringe derselben Art geben?“ warf die Klugheit dagegen ein.

Notham konnte diesen Widerstreit der Gedanken und Gefühle nicht länger ertragen; — er eilte hinauf in sein Zimmer, lief darin, wie außer sich, hin und her und rief ein Mal um das andere: „Wenn er es doch wäre!“

Jetzt sah er John in der dunkeln Stube stehen; er faßte seine Hand, beugte sich an sein Ohr und sagte: „Schaff' mir Gewißheit!“

„Worüber?“

„Der junge Mann unten trägt einen Ring, wie ich meiner Frau am Altar gegeben habe, wie ich den zweiten ganz ähnlichen, noch trage.“

„Seltsam!“

„Wir dürfen uns nicht übereilen.“

„Nein!“

„Was thun wir?“

„Ihn aushorchen!“

„Wenn es mein Sohn wäre!“

„Freilich!“

„Gehe hinunter zu ihm — nein! Bestelle bei dem Wirthe Tokayer und drei Gläser!“

„Drei?“

„Und bitte den jungen Menschen, mit mir einigen Flaschen den Hals zu brechen; ich wäre ein alter, lustiger Kumpan aus Amerika!“

„Lustig, wie gesagt.“

John ging hinunter und kam mit Licht, Wein und Gast in wenigen Augenblicken zurück.

Notham musterte den jungen Gesellen von Kopf zu Fuß; er glaubte nirgend einen schönern, kräftigern Jüngling gesehen zu haben. Er gab ihm die Hand, es war ihm, als wenn aus dem Händedruck ein Feuerstrom ihm nach dem Herzen dränge.

„Guten Abend, Herr!“ sagte der Fremde, „ich bin Hermann Tannhof, oben von Reichenbach her, und wer sind Sie? Denn es ist das Kalte und Warme durcheinander mit Vergunst gesagt, gegen meine Liebhaberei!“

„Aeltere Leute sind vorsichtig, deshalb nicht kälter, als jüngere; ich bin aber Notham aus New-York, und der da *ist John*, mein Freund und Helfer.“

„Das lasse ich passiren!“ versetzte Tannhof, „und da ie aus Amerika sind, so ist es mir recht lieb, denn dort- n möchte ich und kann dabei allerlei guten Rath ge- :auchen.“

„So werden wir viel miteinander zu besprechen haben,“ ntgegnete Notham; „nehmen wir uns Zeit dazu. Der Birth hat uns mit einem guten Trunk Wein bedacht, setzen Sie sich zu mir!“

Notham schenkte ein und stieß mit Tannhof auf glück- liche Bekanntschaft an.

Tannhof leerte das Glas und rief: „Gott segne Jed- weden, der solchen Wein liebt und giebt!“

Notham gab John einen Wink und John verstand ihn zu gut, um dem jungen Gast nicht wacker zuzutrinken.

„Warum wollen Sie,“ fragte Notham dazwischen, „nach Amerika auswandern? Gefällt es Ihnen nicht mehr in Ihrer Heimath?“

„Gefallen, ja gefallen thäte es mir hier wohl, aber damit kommt man lange noch nicht aus!“

„Was sagen denn Ihre Aeltern dazu?“

„Freilich, wenn sie noch lebten!“

„Sind sie schon lange todt?“

„Ich habe sie nicht gekannt; ich bin von dem Pfarrer n meinem Dorfe, Günther heißt er, halb und halb erzogen vorden.“

In Notham's Seele wogten Furcht und Hoffnung urcheinander.

„Wissen Sie,“ fragte er weiter, „ganz genau, daß Ihr Vater Tannhof hieß?“

„Könnt Ihr Amerikaner alle so ausfragen? Ich möchte doch issen, was Ihr hinter mir sucht?“ versetzte Tannhof lustig.

„Nun, so erzählen Sie," entgegnete Notham, „w uns und Sie erheitern kann."

„Mich macht Nichts mehr froh," seufzte Tannh „denn ich bin ein unglücklicher Mensch!" Er leerte dal das Glas bis auf den Boden und sagte: „Aber das G tränk da bleibt freilich etwas Gutes!"

„Ihr Liebchen soll leben!" sagte Notham und stieß a „O zehntausendmal, du liebe Maria!" rief Tannh mit feuchten Augen und stieß an. „Und denken Sie nur, sprach er mit gelöster Zunge, „ihretwegen muß ich die He math ewig meiden; ich habe es dem Pfarrer versproche nicht eher wiederzukommen, bis ich Maria nach Stan Ehren und Auskommen heirathen kann — das heißt nu nimmermehr! und Ade, du Berg und Thal! Ich hal eigentlich Nichts gelernt, als das, was ein Junker brauch — ein Bischen Geographie, welche mich auf Amerika g bracht hat, ein Bischen Geschichte und Mathesis; — nu ja, Lesen, Schreiben und Rechnen versteht sich! Werde ic damit in Amerika auskommen?"

„Man gebraucht drüben einen hellen Kopf und ein rege Faust!"

„Donnerwetter, die hab' ich und wäre der Pfarre nicht gewesen, so wäre ich jetzt preußischer Husar! E wird auch das Beste sein! Es ärgert mich nur, daß i als Bürgerlicher kein Offizier werden könnte!"

„Aber wer hat denn dem Pfarrer so viel Recht üb Sie gegeben?"

„Weiß ich es denn? — Aber freilich, wenn er nic gewesen wäre, sie hätten mich aus der alten Burg auf d Straße gesetzt, ehe ich laufen gekonnt!"

„Wie hieß Ihre Mutter?"

„Johanna! Sie war aber nicht aus der Umgegend, ich dächte, von Hamburg her; mein Vater, der ein verschuldetes Gut besaß, hat sie so weit hergeholt. Sie starben, wie gesagt, in meiner frühen Jugend kurz hintereinander her, und der Pfarrer hat sich meiner angenommen, mir allerlei beigebracht, und wer weiß, was er sonst gethan hätte, wär' er nicht dahintergekommen, daß wir uns so lieb haben, ich Marie, und sie mich!"

„Johanna?" fragte Notham bei sich; mit der innigsten Vaterliebe blickte er Tannhof an; er mußte sein Sohn sein. Sein Herz schlug ungeduldig dem Augenblick entgegen, wo jeder Zweifel gelöst war und er ihn mit dem Freudenruf: „Ich bin dein Vater!" an sich reißen konnte.

Schon jetzt hielt ihn nur der alte John von einem übereilten Schritte zurück mit der Frage, welche er an Tannhof that: „Wie viel baares Geld habt Ihr denn zu einem guten Anfange drüben?"

„So viel, als ich zur Ueberfahrt gebrauche, bekomme auch wohl, wenn das Gut verkauft ist, noch ein Stück Geld heraus, das mir der Pastor hinüberschicken will."

„Da habt Ihr wohl ein Bischen übel gewirthschaftet, da das Gütchen Euch durch die Finger fällt?"

„Wäret Ihr nicht ein alter, gewichster Mann, so möchte ich Euch auf meine Art antworten; fragt Euch aber Jemand darum, so sagt nur: Wenn man vom Vater her ein verschuldetes Gut bekommt und der Blitz schlägt in die Scheuer, daß es wegbrennt, so muß man es mit Schulden wieder aufbauen, und ehe man sich umsieht, gehört Einem nicht mehr der Ziegel auf dem Dache! Freilich, kann man sein Lebelang seine Beine unter fremden Tisch stecken, so ist es keine Kunst, eine Sparbüchse zu sein!"

John verzog das Gesicht, Notham aber lachte über die Abfertigung, wie noch nie.

„Weiß ich nur erst, wie Ihnen zu helfen ist," wandte sich Notham zum jungen Tannhof, „so kann ich Ihnen vielleicht selbst unter die Arme greifen."

„Sie sind wohl sehr reich?" fragte Tannhof mit klugem Augenzwinkern.

„Wie viele Thaler könnten Sie in einem Jahre in einzelnen Stücken aufzählen?"

„Ich weiß es nicht."

„So müssen wir es einmal versuchen."

„Daß dich der Blitz! — Da wäre ein Kauf mit Ihnen zu machen; — es wäre Schade um meine Waldung, wenn ein habsüchtiger Barbier darüber her sein dürfte! — Ich hatte wohl immer meine Gedanken auf den Pfarrer und dachte, er sollte mir unter die Arme greifen, wenn ich um Marie bei ihm anhalten würde; denn wir beiden Liebesleute waren miteinander schon einig. Wie das neue Gutsgebäude in die Höhe und ausgebaut war und Alles so aussah, als wenn eine junge Frau es sich schon bei mir gefallen lassen könnte, besprach ich mich mit Marie. Sie sollten das herzige Mädel sehen! — Und wir warteten vorigen Sonntag die Zeit ab, wo die Leute eben die Kirche verlassen hatten und der Pfarrer auf den Altar ging, um in der Agende die Stellen einzuzeichnen, die der Cantor Nachmittags in der Betstunde vorlesen sollte.

„Diesmal fand er gar kein Ende mit Blättern; er mochte wohl bemerkt haben, daß wir Beide hinter ihm standen, und sich das Uebrige denken.

„Endlich mußte er sich doch umkehren. Ich hatte eine *so hübsche* Anrede einstudirt, als nur eine sein kann; —

als er aber seine großen, hellen Augen auf uns herabsenkte, waren meine Worte schlechte Soldaten, sie wollten nicht marschiren, wußte er es doch so gut, als wir, was uns am Herzen lag.

„Tannhof," sagte er, „daraus kann vor der Hand Nichts werden; ich habe dich und Marie zu lieb, als daß ich Euch in das Unglück stürzen sollte."

„Wir sind ganz und immerdar glücklich," rief ich, „wenn Marie mit mir Freud' und Leid theilt!" „Das stellt sich Alles leicht vor," versetzte er, „aber es ist doch anders. Hat der Blitz dir in das Gut geschlagen und es weggebrannt, so denke: Gott hat deine Absicht auf Marie nicht gemocht; denn, laß' dir es frei heraussagen, obschon ich dich damit nicht kränken will, eigentlich bleibt dir für Gut und Waldung kaum Holz zu einem Bettelstabe übrig. Heute machtest du Hochzeit und führtest die junge Frau in das Haus, morgen kämen die Gläubiger und jagten Adam und Eva aus dem Paradiese! — Was nun anfangen?"

„Wir Beide weinten bei diesem Vorhalt bitterlich, sanken auf die Kniee und erklärten aufrichtig, daß wir gern hacken und spinnen wollten miteinander.

„Der Pfarrer aber schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „Es kann nun einmal nicht sein, ergebt Euch mit Fassung in diese erste, große Prüfung, welche Gott Euch auferlegt hat."

„Der Pfarrer dort," bemerkte Notham, „scheint ein verständiger Mann zu sein!"

„Wenn nun," entgegnete Tannhof hitzig, „Alles und Jedes der Verstand ausmachen und abmachen soll, so sehe ich gar nicht ein, wozu der liebe Gott noch da ist; —

so habe ich dem Pfarrer gesagt, und seht, Ihr klugen Leu
er erschrak dabei und lenkte ein."

Auch Notham war betroffen; ihm trat die letzte Unterredu
mit seiner verschollenen Frau in das Gedächtniß; — d
hielt er an sich, um seinen Sohn, wofür er den junc
Gast hielt, immer mehr ungestört sich aussprechen zu l
sen und vielleicht dabei Mittheilungen zu erhalten, wel
ihm bestimmteren Aufschluß über das geben könnten, w
er so sehnlich wünschte.

Er glaubte um so behutsamer sein zu müssen, als d
junge Gast offenbar in dem Glauben stand, ein geborn
Tannhof zu sein.

„Wie mich nun," fuhr der Erzähler fort, „der Pfar
ansah, so sah ich ihn wieder an. Ich muß Euch noch
gen, daß es vorige Sonnabendnacht stark gewittert hat
wie vielleicht hier unten um Gera auch, und der Sonnt
vormittag noch in Wolken und Regen sich herumbalgen muß
Als jetzt mein Schicksal von einem guten Worte des Pfarr
abhing, brach auf einmal am Himmel die Sonne, wie n
einem Hurrah, durch die Wolken und warf durch das K
chenfenster einen breiten Strahl herein auf den Altar, d
der Heiland mit der goldenen Auferstehungsfahne, die silb
nen Leuchter und Altargefäße auf dem rothsammetnen P
tartuche, oben die Engel mit ihren Flügeln durcheinand
flatterten und selbst Marie mit ihren Thränen, wie ei
Rose mit Thauperlen, funkelte.

„Das mochte Alles zusammenkommen, um den Pfar
milder zu stimmen. Ich sah es ihm an und sagte: „Ho
würdiger Herr Pastor! Sie hätten mir gewiß Marie z
Frau gegeben vor dem Brande meines Schlößchens u
Hofes, nun trat das Unglück ein und trennt uns, ka

denn nicht auch einmal das Glück bei mir einschlagen? — Ich bin jung und gesund, wer weiß, ob es mir nicht einmal begegnet, zugreifen will ich schon!"

„Marie umschlang bei dieser Anrede die Kniee des Pfarrers, sie war aber zu verschämt, um ein Wort dazu zu geben, sonst wär' es vielleicht noch besser geworden.

„Gebt Euch die Hände, Kinder!" rief darauf der Pfarrer, „unter der Bedingung, daß Tannhof binnen hier und drei Tagen das Dorf hinter sich läßt und sein Glück draußen in der Welt sucht, sollt Ihr Euch fünf Jahre lang unverbrüchlich treu bleiben; — ist Marie aber dreiundzwanzig Jahre alt geworden und du hast noch kein ordentliches Auskommen für sie, dann soll Eins von dem Andern geschieden sein."

„Damit trennte er uns, ich mußte voran zur Kirche hinausgehen, er aber hielt Marie zurück und hat dort noch viel zu ihr gesprochen, bis sie wieder Muth gefaßt hat, so daß wir nun alle Beide das Beste hoffen."

„Wie aber kommen Sie, lieber, junger Freund," fragte Notham forschend, „auf den Gedanken, nach Amerika auszuwandern? Ist Ihnen vielleicht gesagt worden, daß Sie dort nahe Anverwandte fänden? Oder haben Sie vielleicht meinen Namen Notham einmal gehört? Oder fällt Ihnen sonst Etwas ein, was Sie darauf gebracht hat?"

Notham hielt gespannt den Odem an sich, aber ein Seufzer entstieg seiner Brust, als Tannhof den Kopf schüttelte und fortfuhr:

„Da ist ein Buchdrucker aus Plauen, der drüben in Philadelphia ein reicher Mann geworden ist; und nicht nur dieser, auch mancher Andere ist arm hinübergegangen und dort *zu Mitteln gekommen*. Wo sollte ich nun weiter hin?"

Notham sah den jungen Mann schwermüthig an, hin und hergeworfen zwischen Vermuthungen und Wünschen.

„Als Sie uns heut' Abend vor dem Thore begegneten fragte er nach einer Weile, „sangen Sie die Strophe eines mi besonders theuren Liedes. Darf ich fragen, von wem Si es gehört haben?"

„Da ist ein Dorf mit einem verfallenen Schloß, das liegt da droben von Weida her, das Mosen heißt, dort hat es mir ein guter Kamerad vorgesungen heute Mittag beim Kruge, ehe ich geradenwegs herunter nach Gera ging."

Es blieb Notham nur das Einzige übrig, den Ring, welchen Tannhof am Finger trug, näher zu prüfen.

„Erlauben Sie mir, junger Freund," fragte er jetzt Tannhof, „Ihren Ring hier mit dem meinen zu vergleichen?"

Tannhof zog den Ring ab und sagte: „Ich habe mich auch schon gefreut, daß ich gerade so einen Ring habe, wie Sie, der reiche Herr aus Amerika."

Notham hatte das Licht an sich gezogen, indem er den Ring der Flamme näherte und inwendig betrachtete. Es war eine Schrift darin eingegraben, seine Hände zitterten, seine Augen umwölkten sich. Er heftete den Blick schärfer darauf und las: „Arthur. 17 . . !"

Lange stand er da, überstürzt von allen Wonnen der Vaterfreude, endlich breitete er seine Arme aus und rief mit erstickter Stimme: „Mein Sohn! mein Sohn! mein Sohn!" „Hurrah!" jauchzte John und schwenkte seinen Hut.

Tannhof hatte jedoch eine andere Meinung; trotz der Berechtigung seiner Gefühle, welche er dem Verstande gegenüber bei dem Pfarrer geltend gemacht hatte, vergönnt er dem Letzteren jetzt den Vortritt.

Er hatte sich schnell genug das, was er hier erfahren , im Kopfe zurecht gelegt, um sich zu sagen, daß es hier um ein Geheimniß handle, aus welchem sein Glück ühen könne.

„Das kommt mir Alles zu jäh," versetzte er, Notham's Hände festhaltend, „um mit mir einig zu sein. Wollen mich denn auch immer als Ihren Sohn ansehen, wenn auch ergeben sollte, daß ich es am Ende nicht bin? c wenn ich nun eine andere junge Person herbrächte sagte: „Da sieh' zu, das ist vielleicht dein Kind!" — jen Habdank würde ich dann haben?"

„Yankee!" rief John, „nimm dich in Acht, Bruder Jo= an über dich!"

„Junger Mann," versetzte Notham bestürzt, „daß du i Sohn bist, muß ich so lange glauben, als ich den ꝛ hier in Händen habe; aber, Gott sei mein Zeuge, it du es nicht und schenktest mir das Kind, vielleicht die Mutter, du solltest sein Bruder sein; ich hätte für) Beide genug, um Euch glücklich zu machen!"

„Mann und Wort!"

„Und bei diesem Ausrufe erkenne ich noch einmal Jo= ia's Sohn!" versetzte Notham.

„Den Ring hier," erzählte Tannhof zögernd, „habe ich seit vorgestern, Marie hat mir ihn bei dem Abschiede ben; es ist der Trauring ihrer Mutter."

„Sie ist es!" rief jetzt John; „nun sind wir auf dem en Weg!"

„Sie ist aber des Pfarrers Tochter?"

„Pflegetochter."

„Wie heißt ihr rechter Vater?"

„Arthur!"

„Mein Gott! mein Gott!“ rief Notham, „es ist mein Vorname; und ihre Mutter?“

„Weiß nicht; die ist schon lange begraben.“

„Johanna! meine Johanna!“

„Der Pfarrer muß sie gekannt haben,“ fuhr Tannhof fort, „denn er sagte einmal, Marie habe die Haare ihrer Mutter.“

„Beschreibe mir das Kind!“

„Denkt sie Euch so schön, als Ihr wollt, sie ist immer noch schöner! Schlank ist sie, wie eine junge Tanne; ihr Gesicht, ja, Ihr solltet einmal hineinsehen, wenn sie lacht! — und die Grübchen auf beiden Seiten werden tiefer und die kleinen, weißen Zähne blitzen um die Wette mit den großen, freundlichen, schwarzen Augen! Damit sie nun erst recht schön ist, hat sie blonde Haare; blonde Haare und schwarze Augen, als sollte man erst recht in sie vernarrt werden! Und was für wunderliche Einfälle sie hat!“

„Von wem sprichst du?“ fragte Notham mit starrenden Augen, — „du schilderst meine verstorbene Frau, meine unglückliche Johanna!“

„Nun, da ist Marie ihre und deine Tochter!“

„Meine Tochter?“ sprach lächelnd und mit tonloser Stimme Notham vor sich hin und faltete die Hände. Bei der Gewißheit, daß er ein Kind besitze und es glücklich wiederfinden solle, zog das Gefühl des Glücks so gewaltig in sein Herz ein, daß es ihm so weh that, als müßte es zerspringen.

„Soll ich den Wagen anspannen lassen?“ fragte John.

„Ha!“ rief Notham; „auf die Post, Wagen und Pferde *vor, und* du — ach! es ist zu viel für einen Menschen, *was mir* zu Gemüthe will! und du wärest — Mariens

erlobter? — und so am Ende doch noch mein Sohn? etzt drücke ich dich erst recht an mein Herz!"

„Nun kann ich es auch aufrichtig thun," versetzte Tannof, „denn es wird schon so sein, wie wir Alle denken!"

„Ich kann dir nicht helfen," entgegnete Notham, „du mußt mit uns zu Marie und ihrem Pflegevater fahren; wir fahren die Nacht durch."

„Da sind wir morgen Nachmittag bei ihr! Ich kenne die nächsten Wege! — Und wenn Marie Euere Tochter sein sollte, — dann könnte ich doch auch zum Pfarrer sagen: „Da bin ich und das Glück hat bei mir eingeschlagen!"

„Wie es Gott auch fügt, so lange du diesen Ring besitzest, bin ich dein Vater!"

„So oder so!"

Während sich Notham und Tannhof auf diese Weise verständigten, kam die Extrapost vorgefahren.

Kaum gönnte sich Notham Zeit, seinen Mantel umzuwerfen; ehe er sich noch recht besonnen, rollte der Wagen mit ihnen in die schöne, klare Julinacht zum Thore hinaus.

Am andern Nachmittag pochte Jemand an die Studirstube des Pfarrers Günther; er rief: „Herein!" und Tannhof stand verlegen lächelnd vor ihm.

„Du bist ein wortbrüchiger Mensch!" rief zornig der Pfarrer; „hältst du so dein Gelöbniß, welches du mir vor dem Altare abgelegt hast?"

„Ja, ich meine so!"

„Also gilt dir der Frieden eines gutgearteten Mädchens Nichts in der Verblendung deiner Leidenschaft?"

„Ihr Vater hat es mir nun einmal erlaubt und mich wieder zu Ihnen geschickt, hochehrwürdiger Herr Pastor.“

„Ihr Vater?“

„Ich denke, Arthur Notham aus New-York.“

„Arthur?“

„Das ist sein Vorname, der auch im Ringe steht, welchen mir Marie zum Abschied gegeben hat.“

„Wo ist er?“

„Still! still! Marie weiß noch Nichts davon. Ich habe ihn zum Thore hinein in den Kirchhof zu dem Grabe ihrer Mutter geführt. Dort wünscht er mit Ihnen zu sprechen.“

„Hat dich Marie schon gesehen?“

„Nein, Herr Pastor!“

„Gottes Schickungen seien gepriesen; doch rauben sie mir vielleicht das Kind meiner Pflege und die Freude meines Alters! Doch führe mich zu dem fremden Mann, damit ich seine Ansprüche höre und prüfe!“

Von der Pfarrwohnung führte eine hohe Treppe hinauf in den Kirchhof, in dessen Mitte die Kirche stand.

Der Pfarrer hatte seine Amtstracht angelegt und schritt feierlich die Stufen hinauf, Tannhof folgte ihm mit der Mütze unter dem Arme nach.

Unfern des Haupteinganges in die Kirche war ein Grab mit einem einfachen, steinernen Kreuze und der Aufschrift: „Aus der Fremde in die Heimath!“ Am Kopfende befand sich eine steinerne Bank unter einem breitästigen, blühenden Lindenbaum.

Dort saß Notham, da John bei dem Wagen zurückgeblieben war, einsam, versunken in die Erinnerung an die Vergangenheit. Seine Augen ruhten mit so schmerzlichem

usdrucke auf dem Hügel, als sollten sie die Todte auf-
wecken.

Wie reich und doch so arm ist ein Menschenherz, da es
o viele, so gewaltige Gefühle nacheinander durchempfinden
ann und doch keinen Raum hat, zwei auf einmal in sich
usklingen zu lassen.

Wie Notham hier am Grabe saß, erfüllte ihn der
Schmerz um Johanna so mächtig, daß die Hoffnung, sein
und ihr Kind vielleicht in der nächsten Viertelstunde schon
an sein Herz zu drücken, davon zurückgedrängt wurde.

Aus diesem betäubenden, schmerzlichen Hinträumen weckte
ihn der Pfarrer, welcher mit Tannhof herangetreten war.

„Selig sind, die in dem Herrn ruhen!“ sagte der Pfar-
rer mit einem Blick auf das Grab.

Notham war aufgestanden und reichte ihm die Hand
mit den Worten:

„Vielleicht stehe ich vor dem Manne, dem ich Alles
verdanke, was ein Mensch dem andern jemals schuldig sein
kann. Seit achtzehn Jahren von Gottes Hand zu Boden
geschmettert, neigt er sich in Ihnen erbarmend zu mir nie-
der. Auch selbst dann, wenn die wunderbare Hoffnung,
welche mir die Brust erfüllt hat, wieder zerrinnen sollte,
schmälert sich nicht mein Dank; denn ich habe doch mittel-
bar durch Sie die Bekanntschaft hier mit Tannhof gemacht,
welcher mein Sohn sein und bleiben will.“

Unter diesen Worten hatten sie sämmtlich auf der
steinernen Ruhebank bei dem Grabe Platz genommen.

Auf die Bitte des Pfarrers, ihm den Zusammenhang
der Begebenheiten bis zu seiner Ankunft hier in dem Kirch-
hofe mitzutheilen, erzählte Notham in kurzem Abrisse Das,
was wir bereits wissen.

Mit der größten Spannung hörte der Pfarrer z
Notham seine Leidensgeschichte beendet hatte, sagte e
„Es waltet kein Zweifel mehr ob, daß diese
Ihre selige Frau in sich schließt. Die Zeit ihrer
im Orte, oder vielmehr ihres Sterbens trifft mit
Angaben genau zusammen, rechnet man die Zeit
welche sie zu ihrer Herreise gebraucht hat. Im
nun bald vor achtzehn Jahren, wurde ich in der
hinaus in das Hirtenhaus gerufen mit der Nachric
die Hirtenfrau, welche dort wohnte, bei ihrer Heimk
dem Walde, wo sie Holz geholt hatte, auf der St
der Dunkelheit der Nacht eine Frau in Kindesnöt
funden, sie in ihre Hütte gebracht und dort entbunde
das Kind wäre am Leben, die Wöchnerin aber ohne
nung und dem Tode nahe.
„Ich eilte, so schnell ich konnte, in das Hirtenha
Fremde lag bereits im Verscheiden. Als ich ihr
Hand auf die Stirn legte, sprach sie das erste un
Wort: „Mein Kind!"
„Ich ließ es ihr zeigen; ein eigenes, glückliches
spielte um ihren Mund, dann suchte sie sich empor
um, wie es schien, noch Einiges zu sprechen: abe
fuhr ein Schauer mit Blässe über ihr Gesicht, sie
die Hände mühsam zusammen, sank todt zurück in
sen, ich drückte ihr die Augen zu.
„Nachdem ich ihre Seele dem Vater im Himmel
len hatte, wandte ich meine Gedanken zurück auf di
wendigsten Erörterungen über ihre Herkunft.
„Hatte nun die Verstorbene in ihren schweren Lei
Augenblicks nicht die Besinnung gehabt, der Hirtenf
nöthigen Mittheilungen zu machen, oder hatte dies

schwachsinnige Frau, nicht recht darauf gemerkt, sie wußte nur sich mit Mühe zu erinnern, daß sie von Meer und Schiff und Noth gesprochen. Da Ihr nun Notham heißt, so erklärt sich Alles von selbst. War sie auf der Reise beraubt oder mittellos geworden, sie hatte Nichts bei sich, als die Kleider, welche sie anhatte. Diese waren fein und zeugten von vornehmem Stande.

„Ich zog ihr den Trauring ab, weil häufig darin der Name des andern Gatten zu finden ist. Es ist der Ring, welchen Sie bei Tannhof gesehen."

„Doch das Kind? Wie wurde das Kind erzogen?"

„Da meine Ehe nicht mit Kindern gesegnet war, so hielt ich das Kind der Fremden für ein Geschenk des Himmels. Ich ließ meine Frau rufen, welche Sie kennen lernen werden, und trug ihr bei der Leiche der Unglücklichen meinen Wunsch vor. Sie war mit mir einverstanden. Das Kind, ein Mädchen, wurde „Marie Arthur" getauft und von uns bis zu dieser Stunde erzogen. Gott hat unsere Mühe reichlich belohnt. Mit Dank für die vielen Freuden, welche er uns mit und in ihr gewährt hat, aber auch mit herben Schmerzen über ihren Verlust geben wir das Kind ihrem Vater zurück mit der Ueberzeugung: daß wir Alles für sie, unsere Marie, gethan haben, was nur immer ihre leiblichen Eltern für sie hätten thun können."

„Edler deutscher Mann," rief Notham, „wir müssen uns hier das Herz in die Hände fassen, soll es Stand halten in dieser großen Stunde! Günther, laß' mich so bei deinem Namen dich nennen, du bist mein Bruder für Zeit und Ewigkeit!"

Beide Männer umarmten sich, verbunden mit einander durch jedes Band, welches zwei Seelen vereinigen kann.

„Und nun, Günther,“ sagte Notham, „stille auch dr
deinen Kummer; wir bleiben, so lange wir leben, hier zu
sammen! Ich werde hier bei unserm Sohne wohnen!“

„So geh' denn, Tannhof, hinunter zu Marie,“ unt er
brach ihn der Pfarrer, „theile ihr Alles mit, was du g
hört hast; von dir, dem sie bald auf immer angehören s
mag sie den Vater zum Brautgeschenke erhalten!“

Mit drei Sprüngen war Tannhof an der Treppe; wi
ein Sturmwind, eilte er hinunter.

Während der Pfarrer von der Erziehung des Kind es
seinem vortrefflichen Herzen, seiner Liebe zu seinen Pflege- il
tern, und dann von Tannhof, welchen er von Jugend u
kannte und immer mehr lieb gewonnen hatte, seinem ne er
Freunde und Bruder erzählte, kam auch John herbei. In
wenigen Worten theilte ihm Notham die glückliche Lösu ng
seines Verhängnisses mit.

Es verging eine ziemliche Zeit, während sie auf Jo-
hanna's Kind warteten.

So schnell Tannhof hinunter in die Pfarre geeilt war,
so vorsichtig hatte er Marie auf das Wiederfinden ihres
Vaters vorbereitet.

„Am Grabe deiner Mutter,“ sagte er nach Hin- und
Herreden, „sitzt ein alter Mann und weint. Wer mag es
sein?“ —

Marie hing sich bestürzt an ihre Pflegemutter.

„Mag er sein, wer er will!“ versetzte die Pastorin, „mir
soll Niemand mein Kind nehmen, das ich mir erzogen
habe!“ —

„Aber der Herr Pfarrer sitzt mit ihm zusammen und
sie haben viel miteinander zu verhandeln.“

„Ich möchte doch in aller Welt wissen,“ warf die be-

sorgte Frau ein, „wer nach beinahe achtzehn Jahren ein Recht auf das Kind haben sollte, wenn nicht wir?“

„Wenn es nun mein Vater, mein Vater wäre!“ chluchzte Marie.

„Ich mußte ihm den Fingerring geben, welchen du mir leulich geschenkt hast, weil darin der Vorname des guten, alten Herrn steht!“

Marie sank in die Kniee, raffte sich aber wieder in die Höhe und rief: „Ich will ihn sehen!“

„Deshalb bin ich auch hergeschickt worden, um dich und die gute Pflegemutter hinaufzuführen, denn dort — ja wirst du dir auch ein Herz fassen — wenn ich es dir sage?“

„Es springt mir entzwei!“ seufzte sie mit erstickter Stimme.

„So laßt uns hinaufgehen!“ versetzte Tannhof und trat mit Beiden den Weg an.

Er trug Marie mehr, als daß er sie führte, die Treppe hinan.

„Stütze dich nur fest auf mich; siehst du den schönen, alten Mann, welcher dort neben deinem Pflegevater sitzt?“

Notham erblickte seine Tochter; — er breitete die Arme aus, Marie wankte, von Tannhof gestützt, näher und sank in die Arme ihres Vaters Arthur Notham, des Handelsherrn aus Newyork.

Die Sonne war im Untergehen, ein purpurrother Schein breitete sich über die Gruppe und die Abendglocke begann zu läuten.

Es war spät in der Nacht geworden, als Johannes mit dem Vorlesen zu Ende kam.

„Wir können unserem Freunde,“ nahm Ber
Wort, „nicht besser danken, als mit einem Tr
die Gläser zur Hand und Heil verkündend laßt
derklingen: Das deutsche Vaterland und seine
hoch!“ —

In dieser frischen, heitern Gemüthsstimmung
sich an diesem Abend unsere Freunde; Bernhard
immer noch nicht die Hoffnung aufgegeben hatte,
lorene Tochter der Gräfin Elisabeth von Steinfe
zufinden, hatte sich, neuangeregt, an Johannes
Heimwege angeschlossen. Behutsam forschte er,
seine geheimnißvolle Geliebte noch nicht wiedergefel

„Mein junger Freund Cecil,“ versetzte Johan
mir versprochen, mich bei ihr einzuführen, sobal
ihrer Reise zurückgekehrt sei!“

„Ich möchte sie wohl auch kennen lernen,“
Bernhard, „du brauchst nicht eifersüchtig zu sein
auch ich meine unbekannte Schöne vom Masker
deckt und mich mit ihr verlobt habe. Es ist mö
ich ihr etwas höchst Wichtiges zu verkünden habe,
auch nicht! Gute Nacht! Auf Wiedersehen im
Convente!“

Palmarum.

Der Abend vor diesem Sonntage sollte der letzte Convent der modernen Benedictiner sein. Mehre Künstler, welche der Düsseldorfer Schule angehörten und sich in ihren romantischen Religionsgefühlen durch die Philosophen gekränkt fühlten, hatten ihren Austritt erklärt, dagegen blieben Docht und seine Anhänger von selbst weg, seitdem ihr Bewußtsein, daß sie auf der Höhe der Zeit ständen, übermächtig geworden war. Sie waren jetzt in der italienischen Weinhandlung: Verderber und Compagnie zu finden, wo sich der Director Mehlhose, dem wir früher im gräflichen Palais begegnet sind, an sie geschlossen hatte, jetzt einer der eifrigsten Anhänger ihrer Ansichten.

Nur noch einige Freunde waren an diesem Abende erschienen, unter diesen Johannes, Benedict und Hermann.

Um der trüben Gegenwart zu entfliehen, lenkte Benedict das Gespräch auf Jugenderinnerungen, die in jeder Menschenseele einen klaren Stern von dem Himmel der Kindheit zurückhalten, wenn ihre Sonne schon längst untergegangen ist. Daran schloß sich eine Erzählung, welche Einer der *Anwesenden mittheilte:*

Ismael.

Oft wenn die Erdschollen des Lebens dicht auf mein Haupt herunterrollen, und mir es schon ist, als würde ich, wie so viele Andere, in dem dumpfen Grabe dieser Zeit lebendig begraben, da zerreißt zuweilen die dunkle Nacht des Grabes, wie eine Wolke auf hoher Alpe, und unten weithin in der Ferne, wie ein verlorenes Eiland mitten zwischen Eisbergen, liegt meine grüne Heimath und mein Jugendleben da. Dann treten oft längst vergessene, ehrwürdige Greise und Männer und ihre Söhne und Töchter mit ihren freundlichen, kameradschaftlichen Gesichtern mir wiederum so lebendig neu entgegen, als läge nur eine lange, öde Nacht zwischen heute und sonst.

Doch sind viele Jahre vergangen, seitdem ich ihre Gesichter nicht mehr gesehen habe. Viele von ihnen ruhen auf dem kleinen Gottesacker dort an der alten Kirche und ihrem Glockenthurme, der mein ältester und treuester Freund ist, der immer noch zuweilen freundlich über die Berge in meine Träume herübernickt und mit seiner milden Glockenstimme mir zuruft: „Wo bleibst du denn so lange?“

Wie gute Engel, ziehen diese Stimmen des Heimwehs mir überall nach, sie finden mich im Gedränge des Marktes, sie schleichen mir nach in das Theater und klingen oft mit einem einzigen Waldhorntone durch das rauschendste Concert, wie aus tiefgrünem Waldesdunkel, zu mir her.

Heimath? — welche Seligkeiten schließt nicht das einzige Wort in sich! Ach, wir Männer der neuesten Zeit haben *die Heimath* verloren, deshalb sind wir auch Alle so *unglücklich!* Heimath, Vaterland, Glauben und Frieden —

das Alles ist dahin! Dafür haben wir schöne Worte gefunden, reiben uns die Hände und sagen: „Unsere Heimath ist die Welt, unser Glaube die Freude, und unser Frieden? — der Kampf!“ Als ob nicht die Heimath das Herz wäre, mit welchem wir die Freuden und die Leiden der ganzen Welt erst fühlen lernten! Als wenn nicht der Frieden des heimathlichen Lebens die Palme des Kampfes sein sollte!

Ist, wie die Blume, nicht auch der Mensch ein Gewächs der Heimatherde? Wurzelt die Eine mit materiellen Wurzeln in dem Boden und lebt durch ihn und mit ihm, so hängt der Andere mit geistigen Wurzeln nur um so inniger mit ihm zusammen.

Was Ihr mir auch bieten mögt, ich werde doch nie die fernen Berge und Thäler, nie die Fichtenbäume, die über meiner Wiege gerauscht haben, nie vergessen die Nachbarn meines Vaters und ihre Kinder, meine Spielgenossen!

Tausend Geschichten, die pflanzenartig dort aufwuchsen und Zeit hatten, sich mit und an den Menschen auszuleben und abzurunden, stehen in meiner Jugenderinnerung da, wie seltsame, glänzende Bilder in einer altgothischen Kirche. Gesicht an Gesichter schauen sie aus goldenen und silbernen Blumen und Ranken mich gar freundlich an, wie einen alten Bekannten.

Unter diesen Bildern steht obenan der patriarchalische Abraham, ein alter Bauer, der einen langen, grauen Bart hatte, und auf dem Kopfe ein Sammetbarett trug.

Er war in der ganzen Umgegend deshalb bekannt, weil er, vorzüglich in seinen älteren Tagen, immer oben auf dem Berge an der Straße saß und unverwandt nach Osten schaute, als müßte von dorther eine langersehnte Botschaft kommen.

Wenn ich von der Schule oder Universität in die Ferien und meiner Heimath zuwanderte, und schon mitten aus den Bäumen heraus das väterliche Haus erkennen konnte, traf ich auch jedesmal den alten Abraham oben auf dem Berge unter einer uralten, einsamen Fichte sitzen, vom Alter gekrümmt, in den dürren Händen den langen Stab, die mit langen Wimpern überschatteten Augen hinausgerichtet auf die nach Osten zu laufende böhmische Straße.

Er hatte jedesmal eine herzliche Freude, wenn er mich sah, und rief mir, ohne daß ich ihn fragte, immer zu: „Er ist noch nicht da!“ Diese Worte thaten mir in der Seele weh; denn daran hing eine ganze Geschichte, lustig und traurig zugleich, wie man will. „Er ist noch nicht da!“ sagte ich da für mich und ging vorüber.

Mir haben diese Worte etwas so wehmüthig Sehnsüchtiges, daß ich sie heute noch nicht vergessen kann, — weder die Worte, noch den, von dem sie gesagt wurden, noch den alten Abraham, der sie mir zurief.

Abraham wohnte an einem Hügel, von dem eine reiche Quelle in vielen Wässerungsgräben herunterrann und den Rasen ringsumher grün erhielt. Das Wohnhaus lag so verborgen hinter hohen Apfel- und Birnbäumen, daß man nur die Feueresse und den aufsteigenden Rauch sehen konnte. Hinter dem Hause zog sich die Strecke seiner Felder über den Hügel hinüber und dort thaleinwärts, wo die Wiesen, von einem Erlenbache durchschnitten, dahingebreitet waren. Gleich an die Wiesen grenzte sein Fichtenwald, welcher hier und da mit Laubholz untermischt war.

Gingen so Abraham's Felder und Wiesen in gleichem Zuge fort, so machte doch sein Wald eine Ausnahme, indem in die Mitte desselben eine große Haide hineinzügelte,

lcher ein altes, halbverfallenes Häuschen ſtand, wel-
ebſt dem Grund und Boden des öden Landes früher
Köhler und jetzt deſſen Tochter, Friederike, angehörte.
eſes Mädchen hatte Abraham, als ihr Vater in ihrer
n Jugend verſtorben war, aus der Einöde mitleidig
genommen, indem er öfters ſagte: „Ich habe ein
i im Walde gefunden und ziehe mir es auf!“
eſes Mädchen wuchs mit Abraham's Söhnen, von
der eine Iſmael, der andere Iſaak hieß, geſchwiſter-
:an.
ht ohne Bedeutung hatte Abraham nach dem Vor-
:ines Namenspatriarchen ſeine Söhne alſo benannt.
hatte ſich nämlich in ſeiner Familie die Sage er-
daß ſie vor undenklichen Zeiten in Aſien gewohnt,
n Arabern und mit dieſen von Iſmael, dem Sohne
m's und der Magd, abſtammte und nur zufällig
)eutſchland verſchlagen worden wäre.
ıs wahr oder falſch an dieſer Sage iſt, kann dahin-
ſein. Doch mag nur in Deutſchland, wo ſeit Jahr-
:en alles Volksleben todt iſt, und mehr ein Indi-
und Familienleben ſich herausgebildet hat, eine ſolche
ſo lange ſich erhalten und ſogar bis in die neueſte
ıf das Schickſal der Familie, welcher ſie angehörte,
; haben.
: Abraham nicht genug von den Oertlichkeiten Pa-
s und der umliegenden Länder hören konnte, ſo unter-
:r mit meinem Vater, welcher Schullehrer im
war, einen fortwährenden Verkehr.
weilen kam Abraham in unſer Haus, noch öfter
:eß er meinen Vater Abends zu ſich auf ein Glas
itten.

Wenn mein Vater dorthin ging, so nahm er mich
wöhnlich mit und gab mir Bücher und Landkarten
tragen. Schon unter der Thüre empfing uns der Patri
mit der Hand und führte uns in die Stube, welche
ganzen Familie gemeinsam war. Auf dem weißen, ahor
Tisch lag immer schon die große Nürnberger Bibel
Holzschnitten aufgeschlagen.

Während nun Beide die Oertlichkeiten des heiligen L
des, wie solche nach und nach in den einzelnen Capit
der Bibel genannt waren, auf der Landkarte von Paläst
aufsuchten, saß ich gewöhnlich bei Ismael und Isaak u
der freundlichen Friederike. Ismael's Seele war tief u
geheimnißvoll, wie der See Genezareth, und hatte eben
wie dieser, zuweilen seine gefährlichen Sturmschauer. Sei
Lieblingsneigung war Herumschweifen in Feld und Wal
wozu später die Jagd kam, auf welche er den Jäger d
Rittergutes häufig begleitete.

So oft ich in späteren Jahren, wo wir Kinder me
herangewachsen waren, mit meinem Vater Abends in de
Hause Abraham's war, hatte Ismael Etwas mit seine
Schießgewehre zu thun oder mit sonst einem Geschäfte, d
dieser seiner Neigung entsprach. Bald richtete er ein Telle
eisen zum Fuchsfange vor, bald schmolz er Blei über d
Kienspanleuchte, welche einen Theil des Zimmers erleucht
und goß Posten, zuweilen saß er aber auch still und
sich gekehrt da und horchte dem Gespräche unserer Väter z

Es konnte nicht fehlen, daß zuweilen das Gespräch d
Beiden an ihrem Tische lauter wurde, zumal wenn m
Vater auf das schöne Klima des gelobten Landes, a
den süßen, klaren See Genezareth und die herrlich
Städte, welche dort in alter Zeit geblüht hatten, oder d

schreichen Jordan, dessen Name im Ebräischen gleichbe-
utend ist mit Rhein, wie mein Vater gern auseinander-
tzte, zu sprechen kam. Bei solcher Gelegenheit fingen die
lugen Abraham's feurig zu rollen an und seine Arme streck-
n sich von selbst aus, indem er rief: „Hör' ich nicht das
auschen des Windes, und kommt er nicht über die gesegs-
eten Berge herüber? Hör' ich nicht die Wogen des heili-
en Stromes Jordan heranbrausen? Ich werde dich nicht
hen, Land meiner Väter! Wenn ich in der Todesstunde
ingen werde nach Auflösung, wird kein guter Engel kom-
en und mir die Erde der Heimath von dort, wo der
brunnen des Lebendigen fließt zwischen Kades und Bared,
uf mein Haupt streuen, daß ich ruhig sterben kann!"

Bei einem solchen Ausrufe fuhr Ismael immer in die
öhe und stand da mit verschränkten Armen, indem sein
ildes Auge an der Decke der Stube herumschweifte, als
ollte er dort oben den Wegweiser suchen, der ihn zu je-
er Stelle führte; denn er wußte gar wohl, daß dort zwi-
hen Kades und Bared bei dem Brunnen am Wege zu
ur der Engel des Herrn Hagar gefunden, und zu ihr ge-
rochen hatte: „Hagar, Sarai Magd, wo kommst du her?
nd wo willst du hin?" und weiter: „du wirst einen Sohn
ebären, deß Namen sollst du Ismael heißen, darum, daß
ich der Herr erhört hat! Er wird ein wilder Mensch
in!" Und Ismael der zweite wußte es gar wohl, daß er
ur der natürliche Sohn seines Vaters Abraham war, der
ort am Tische saß, und daß die Zeit kommen werde, wo
uch er das väterliche Haus mit dem Rücken werde anse-
n müssen! Er wußte und glaubte ebenso fest, wie sein Va-
r Abraham, daß keiner von ihrem Geschlechte selig ster-
n konnte, wenn ihm in der Sterbestunde nicht eine Hand-

voll Erde vom gelobten Lande auf das Haupt und die Br
geſtreut wurde.

Abraham brachte bei einer ſolchen Unterredung häuf
ein ſeltſames Käſtchen von unerkennbarem Metalle un
ganz von fremdartigen, eingegrabenen Schriftzügen, bedec
und mit Henkeln verſehen, durch welche ein Riemen zu
Umhängen gezogen war, aus dem Schranke heraus, ſtellt
es auf den Tiſch und ſagte mit gerührter Stimme: „O
ich Unglücklicher! Sehen Sie herein, Herr Schulmeiſter! e
iſt kein Stäubchen mehr darinnen, das mich erlöſte in mei
ner Sterbeſtunde. Als ich meinem Vater, da er im Ster
ben lag, den letzten Reſt der heiligen Erde, welche uns vor
unſern Vorfahren übermacht worden war, auf das Haup
ſtreute, da ſah er mich noch einmal an, mit einem Blicke,
den ich nie vergeſſen werde, und ſprach: „Ach, wie willſt
aber du ſterben, Abraham?“ Das iſt es, Herr Schulmeiſter,
was die Tage, welche ich noch zu leben habe, mir ver-
kümmert.“

Mein Vater, welcher mit ganzer Seele an Deutſchland
hing, das zu jener Zeit wenigſtens dem Namen nach noch
ein Reich war, fing da gewöhnlich zu zürnen an und warf
die Worte hin: „Er iſt ſonſt ein vernünftiger Mann, Abra-
ham! Er iſt ein gläubiger Chriſt und was noch mehr iſt
Er handelt, wie ein Chriſt, aber bei allem Dem iſt Er ein
Narr! — Mag es ſeine Richtigkeit haben, daß Seine Fa
milie aus Paläſtina ſtammt, ſo iſt ſie, wie Er weiß, doch
ſeit Jahrhunderten hier mitten in Deutſchland eingebürgert
— Sein Urgroßvater, Sein Großvater, Sein Vater, Er und
Seine Kinder ſind hier im Voigtlande geboren und erzogen
ganz ehrliche und brave Voigtländer ſeid Ihr und kein
Iſmaeliten! Hier iſt Seine Heimath, hier iſt die Erde, d

ı uns Allen einſt auf den Leichnam legen wird, und un-
welcher wir vielleicht recht gut ruhen werden! Wenn
bis auf Adam und Eva zurückgehen, ſo ſtammen wir
aus Aſien her. Müßte nun jeder Menſch in ſeiner
rbeſtunde eine Handvoll aſiatiſcher Erde haben, die end-
Koth, wie alle, iſt, ſo müßten wir geradezu halb Aſien
Transportſchiffen nach Europa herüberſchaffen. Abra-
ı! thu' Er dieſen ſündhaften Aberglauben von Sich und
e Er Seine wahre Heimath kennen!"

Abraham aber entgegnete einmal: „Wenn ich nicht we-
tens den Troſt hätte, daß meine Vorfahren einſt vor
t und Menſchen Etwas gegolten hätten, und müßte ich
jinnehmen, nur ein deutſcher Bauer zu ſein, der ſein
age Nichts von einem Vaterlande, weder in der Stadt
dem Markte, noch auf der Gerichtsſtube, noch in der
che hört, Herr Schulmeiſter, ein Bauer, der im Lande
dann zu finden iſt, wenn Steuern fällig ſind, müßte
das hinnehmen, ſo will ich lieber ein eingebildetes Ba-
and haben, als ſo eins, das mich nur als einen Prä-
ock zum Geldmachen gebraucht. Zum Vaterlande, dächt'
gehörte mehr, als daß wir an einem Orte ſechzig Jahre
ı, trinken und ſchlafen."

Das war meinem Vater, welcher freilich ein ähnliches
:kenpferd ritt und viel Rühmens davon machte, ein Mit-
d des heiligen, deutſchen, römiſchen Reiches zu ſein, zu
geſagt.

Wenn das Geſpräch dieſe Wendung genommen hatte,
ın griff er gewiß nach ſeinem Hute und rief: „Komm',
li! Nichts für ungut, Abraham! Gute Nacht!"

Ohne Aufenthalt trotteten wir dann nach Hauſe, indem
in *Vater immer noch* unterwegs vor ſich hinbrummte:

„Ein alter, hochmüthiger Narr ist er. Er will einer sein! Immerhin! Komm', Juli!"

Mein Vater hatte nicht ganz unrecht. Trotz einem Altadelkgen war Abraham auch auf seine Ahnen, welche er durch das ganze alte Testament und die profane Weltgeschichte hindurchzählte, heimlich stolz.

Dieser Stolz schlug auch noch darinnen tiefere Wurzeln, daß sein Geschlecht sich immer nur durch einen männlichen Nachkommen fortgepflanzt hatte. Freilich machte er selbst eine Ausnahme, da er zwei Söhne, neben dem ehelichen Isaak noch einen außerehelichen, Ismael, hatte. An den letzteren Umstand mochte er aber nicht gern erinnert sein, da er sich hier sehr gedemüthigt fühlte.

Ich war, wie gesagt, von früher Kindheit an mit den beiden Söhnen Abraham's und seiner Pflegetochter bekannt. Waren meine Lernstunden beendigt, dann flog ich immer zu ihnen, zumal in der Zeit, wo wir alle noch in den früheren Kinderjahren lebten.

Bei anbrechendem Frühlinge, wo alle Bäche und Quellen überströmten, hatten wir am Hügel bei den kleinen Wasserfällen der Quelle vor Abraham's Hause zu schaffen. Ismael und ich waren sehr geschickt im Bauen kleiner Wassermühlen, welche aus einem Stäbchen bestanden, in das kleine Schaufeln von Spänen einsetzten, so daß ein zierliches Mühlenrädchen fertig wurde. Dieses Rädchen setzten wir dergestalt in den rinnenden Wassergraben, daß es mit den beiden Endchen auf zwei in das Land gestoßenen hölzernen Gabeln lag und von dem abwärts strömenden Wasser herumgetrieben wurde.

Isaak dagegen hatte eine große Geschicklichkeit, *Hirtenpfeifen* aus Weidenruthen zu machen, in welch

der Saft getreten war, so daß sich nach einigen Schlägen mit dem Messerrücken die Rinde da löste, wo sie durch Kreiseinschnitte von der übrigen getrennt war.

Friederike suchte aber ringsumher die jungen Butterblumen zusammen und flocht sich und jedem von uns daraus einen Kranz.

Wenn das sprühende Wasser unsere Mühlen recht freudig überall im Graben drehte, und wir saßen oben mit unsern Butterblumenkränzen und bliesen auf unsern Frühlingspfeifen, mit welchen die Lerchen aus dem ersten blauen Frühlingshimmel zusammenschmetterten, dann gab es für uns eine endlose Freude.

Das Kind gebraucht so wenige äußerliche Mittel zu seinem Glücke, weil sein inwendiger Poet noch lebendig ist. Nur die älteren Menschen, welche in einer verdorbenen Zeit selbst verdorben worden sind, kennen kein rechtes Glück mehr, weil sie die Poesie verloren haben. Hat es ja Menschen gegeben, deren ganzes Herz nach und nach Speck geworden ist. Fahret dahin in Eurer Verdammniß!

Ich will die nächsten bunten Blätter der ersten Jugendzeit überschlagen.

Ismael war von uns der Aeltere. Er mochte wohl zu der Zeit, von der ich jetzt rede, achtzehn Jahre, Isaak sechzehn, Friederike funfzehn Jahre alt geworden sein, als sie einst mit der Schafheerde ihres Pflegevaters im Walde bei dem halbverfallenen Häuschen ihres Vaters hütete.

Dort saß sie am Brunnen unter dem alten, breitästigen, dichten Lindenbaume, der sie vor der warmen Maisonne beschützte.

Munter weideten und sprangen die Lämmer um sie her, ohne daß sie hinsah, denn der getreue Spitz kreiste wachsam

um die Heerde herum und ließ zuversichtlich kein Lamm abirren. Ueber ihr im Baume jagte sich neckend ein Turteltaubenpaar und badete sich gurrend in der Sonne.

Sie merkte auf das Alles nicht. In der Hand einen Strauß seltener Waldblumen, auf dem Hute ein Tannenreis, an ihre Schulter den Schäferstab gelehnt, saß sie träumend da.

Sie war nicht betrübt und dennoch rollte aus ihrem blauen Cyanenauge eine große Thräne; sie war nicht fröhlich, und doch zog um ihren Mund ein wechselndes Lächeln.

Ueber die Haide hin streckten sich längere Schatten, ein frischer Waldhauch regte die Wipfel der Bäume und verbreitete in dem Waldheiligthume einen süßen Weihrauchduft; doch Friederike war in sich so versunken, daß sie selbst, wie eine Blume, mit blühen half, ohne weiter an Etwas klar zu denken.

In Friederikens Herz hinein blickten seit Kurzem zwei schwarze, glänzende Augen, die sie überall hin verfolgten und an denen sie sich inwendig nicht satt sehen konnte. In ihre Seele hinein klangen immerfort die Worte: „Ich bin dir gut!“ und in ihrer rechten Hand zuckte noch immer der Händedruck, welchen ihr Ismael mit auf den Weg gegeben hatte, als er ihr und ihrer Heerde das Hofthor aufmachte.

Es war ihr, als hätte sie heute zum ersten Mal Ismael gesehen, oder als wäre von seiner Gestalt plötzlich der Schleier heruntergefallen, durch welchen sie ihn bis jetzt nur, wie einen Schatten, theilnahmlos erblickt hatte. Noch nie war sein braunes Gesicht ihr so schön vorgekommen, als heute, wo er sie erst angeblickt und dann verstohlen gesagt hatte: „Ich bin dir gut!“, noch nie so schlank und gewandt,

ute, wo er den schweren Thorriegel mit einem Rucke warf.

Während sie so zum ersten Mal recht lebhaft an ihren genossen dachte, kam um das halb verfallene Haus onde Isaak herum. Er hatte die Sonntagsjacke an as rothseidene Tüchel um den Hals. Sie bemerkte icht eher, als bis er vor ihr stand und sagte: „Ei, Tag, Friederike!"

aum hatte sie bei diesen Worten erschrocken die Augen chlagen, so rief sie verwundert: „Und nun gar so ge- " „Je nun!" antwortete Isaak, „das sind Ge- en! und ich dächte, da brauchte man sich gar nicht r zu verwundern, wenn ein ordentlicher Mensch etwas tliches anzieht!" „Sieh' doch!" entgegnete Friederike, du mir weißmachen willst! Geh', du bist doch nicht htig!"

Nun, so will ich es dir nur sagen," erwiderte Isaak ut und verschämt, „und du kannst es auch geradezu , daß ich das Tüchel umgethan habe, weil du gesagt daß es mir gut stände, und weil — weil ich dir gefallen möchte! und weil ich dich auch heirathen !"

riederike lachte über diesen Antrag unaufhaltsam und ein Mal um das andere die Hände vor der Brust zu- n, indem sie rief: „Ach, ich kann nicht mehr lachen, s sticht mir das Herz ja ab! Isaak, du gehst doch etwa gar in das Wirthshaus und trinkst? Und das t, das du machst! Nein! geh'! geh', Isaak! Du mich bös! und ich rede gewiß kein Wort mehr mit schwer es mir auch fallen sollte! Wenn ich nach komme und dein Vater schaut mich an, werde ich

mich zu Tode schämen müssen! Geh' nur! Geh' nur! ter Isaak!"

„Isaak aber lagerte sich zu ihren Füßen und sa „Darf doch auch der Spitz zu deinen Füßen sitzen und die Schnauze auf deine Hand legen, und der ist doch ein Hund; weßhalb soll nun gerade ich, der ich dich lieber habe, nicht bei dir sein?"

In diesem Augenblicke fiel ein Schuß mitten in Lindenwipfel hinein, daß die Blätter herunterstäubten.

Isaak und Friederike waren aufgesprungen, und sch ten sich erschrocken um. Da trat Ismael aus dem Wa und kam auf sie zu. Schon von Weitem rief ihm Fri rike zu: „Du garstiger, häßlicher Ismael, wie hast du n erschreckt! Konntest du uns denn nicht gar todtschießen

Ismael sagte erhitzt: „Der Schuß mußte hinaus, d es konnte sein, daß ich seiner später nicht mehr Herr w Friederike!" Mit diesem Worte faßte er hart ihre Hä daß sie zitternd und erbleichend vor ihm stand. „Frieder ich bin dir herzlich gut, das weißt du, aber wenn du e Andern, oder den Isaak lieber hast, so sage es nur g heraus; es ist doch besser, auf einmal und recht schn wissen, wie man daran ist!"

Isaak aber trat ihm entgegen und rief erzürnt: „G ich sage dir, Friederiken heirathe ich! Da steh' dav sonst wird es zwischen uns Beiden nicht gut!"

Ismael, ohne jedoch die Hände Friederikens los wendete den Kopf seitwärts und sprach verächtlich Kleiner, denkst wohl, ich soll überall dein Knecht dir nachstehen, weil du meinst, du wirst einmal ei Bauer? Nimm dich in Acht und schneid' dich den Finger, geh' nach Haus und lies die Gesc

und Abel, und merk' dir, was ich sage: daß, wenn es
t sollte, ich gewiß nicht den Abel spielen würde!"
riederike riß sich hier von Ismael los und schrie: „O,
me, ja, ich will nur gar in das Wasser springen, ehe
Euch einander ein Leid anthut! Sagt nur dem Vater,
ich Abends nicht nach Haus komme, daß Ihr mich
t Wasserdümpfel gejagt habt!"
smael, welcher ebenso heftig, als nach ausgebrauster
weich war, wischte zuerst eine Thräne aus dem Auge.
das Isaak sah, fing er auch zugleich mit Friederike
ich an zu weinen.
ie reichten sich alle Drei wortlos die Hände und setz-
h in das lange Haidegras. Keines getraute sich das
e anzusehen, bis endlich Ismael in die Worte aus-
: „Ich denke nur, daß Eins von uns Dreien durch
Geschichte recht unglücklich werden wird. Wenn ich
3 recht überlege, so ist Friederike besser daran, wenn
mal einen reichen Bauer, als Einen bekommt, der
ichts hat, wie ich, und der mit dem zufrieden sein
was man ihm gutwillig, wie ein Almosen, der Schande
zuwerfen wird! Aber sieh', Friederike, denke nur,
du mich lieb hättest, wie könnte ich denn auch von
ssen?"
chon wollte Isaak ihm entgegnen, als Friederike,
mit klugen Gedanken lange dagesessen hatte, jetzt
„Da fällt mir ein, daß die Leute im Dorfe bei
hsgeschichten immer zum Pfarrer gehen und ihm die
vortragen! Wie wäre es nun, wenn auch wir zu ihm
und erzählten ihm, daß wir alle drei uns einander
ätten, und daß doch nur Zwei miteinander glücklich
nnten?"

„Das war aber klug von dir!“ sagte Isaak, und war ganz damit zufrieden. Nur Ismael ließ sich lange zureden bis ihm endlich Friederike in das Ohr sagte: „Der Pfarrer weiß auch: was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden!“ „Nun,“ sagte Ismael, „morgen ist Sonntag, da wollen wir nach der Predigt zu ihm gehen!“

So geschah es wirklich.

Am folgenden Vormittage, als der Pfarrer aus der Kirche zurückkam, und seine Tochter ihm eben erzählte, daß der Kalbsbraten gar nicht braun werden wolle, sie möge feuern so arg, als sie wolle, und daß auch im Garten kein Spargel mehr herausgekommen wäre, da es nicht mehr geregnet hätte, und der Seelensorger über diese Hiobspost ohnedies verdrießlich geworden war, pochte Etwas leise und bescheiden an die Thüre. Auf seinen Ruf: „Herein!“ that sich die Thüre auf und Friederike mit Ismael und Isaak traten schüchtern herein.

„Was wollt Ihr?“ rief ihnen der Pfarrer zu. Da beide Jünglinge vor Verlegenheit nicht zu Worte kommen konnten, so fing Friederike erröthend und stammelnd an: „Herr Pfarrer, ich werde Ihnen nun bald ein Schüsselchen Erdbeeren bringen können, sie haben im Walde schon abgeblüht und grün angesetzt! Ich habe aber dafür ein Schüsselchen Morgeln!“ Mit diesen Worten packte sie das Gefäß, welches sie im Taschentuche trug, schnell aus und stellte es behutsam auf den Schenktisch. „Sie ist ein gutes Kind!“ sagte der Pfarrer.

„Und hier,“ fing Ismael an, „habe ich Ihnen ein Paar junge Waldtauben gestern geschossen!“ „Schöndienerei!“ sagte der Pfarrer, und griff den Tauben unter die *Flügel*, um das Fett zu prüfen.

Nur Isaak hatte Nichts bei sich; denn die kluge Friederike hatte nur Ismael den Plan mitgetheilt, den Herrn Pfarrer mit einer guten Gabe zu gewinnen, und der gute Junge war schon früh um vier Uhr mit der Flinte in den Wald geschlichen, und war durch Dick und Dünn gestiegen, bis er endlich die Tauben berückt hatte, welche er nun zum Opfer brachte. Ein Auerhahn war ihm nicht in den Schuß gekommen.

„Und was wollt Ihr nun?“ fragte der Pastor. „Nehmen Sie Nichts für ungut, hochehrwürdiger Herr Beichtvater,“ sprach verschämt das Mädchen, „da Ismael und Isaak sind mir alle Beide gut und wollen mich heirathen!“

„Heirathen?“ fragte der Pfarrer lautlachend; „Gundhen!“ — rief er seiner Tochter, — „so komm' nur herein und sieh' einmal das Mädel dir an! Sieh' nur, der Backfisch will schon heirathen! Daß dich! — gieb mir einmal meinen Hut her, ich will mit dem alten Abraham reden, damit er nur weiß, was von seiner Erziehung Gutes herauskommt.“

Ismael sah zornig darein, aber der Pfarrer fuhr jetzt, indem er den Hut aufstülpte, ihn hitzig mit den Worten an: „Er Waldstreicher! will mir wohl noch gar Blicke zuwerfen? Wart', ich will dir schon das Christenthum predigen, sittenlose Brut!“

Friederike fing an zu schluchzen, der Pfarrer aber eilte zum Hause hinaus, das Dorf hinunter, den Hügel hinauf und trat zu Abraham ein, welcher eben in der Bibel von der Austreibung der Hagar und ihres Sohnes las.

Vor ihm stand das verhängnißvolle Kästchen, das er immer sehen mußte, wenn er recht andächtig die heilige Geschichte lesen wollte.

Kaum sah er jedoch den Pfarrer eintreten, so stand auf und ging ihm freundlich entgegen.

„Man weiß," fing dieser salbungsreich zu predigen „daß Gott die Sünde der Väter heimsucht bis in das dri und vierte Glied! Dieser Fluch bewährt sich auch an Ih Abraham! Er hat Seine Jugendsünde gut machen wolle indem Er die Frucht derselben, Seinen Ismael, in das Ha aufgenommen hat. Aber siehe da! die Hand Gottes we den Sünder da am Sichersten zu finden, wo er sich am G borgensten hält. Ich habe öfters mit Schrecken daran g dacht, welche Freiheiten Er Seinen Kindern, insbesonde dem Ismael gestattet. Da ist die saubere Frucht Sein Erziehung! Eben kommen Sein Ismael und Isaak benel dem angenommenen Mädchen Friederike in mein Haus un bringen mir vor: daß sie sich einander heirathen möchten Was sagt Er dazu, Abraham? Nicht wahr, das ist etwas Ismaelitisches nach Seinem Sinne? Immer erschrec Er, immer schlage Er die Augen zu Boden, denn die Stra Seiner Jugendsünde steht vor Ihm, wie ein Gewappnete um Ihn jählings zu verderben!

„Höre Er weiter! Er hat heute in der Kirche gehör daß man selbst dann sehr häufig sündige, wenn man d frühere Sünde wieder gut machen wolle! So ist es au mit Ihm; denn Er wird nun ein Theilnehmer aller fe neren Sünden, die Ismael schon durch seine Existenz b geht! Ich habe es leider hören müssen, daß Sein Ismae allen Mädchen im Dorfe umher den Kopf verwirrt; wo an einem Hause oder Garten vorüberrennt, da dreht gewi auch ein Gänschen ihm ihren Hals nach! Hat doch d böse Feind sogar meiner Tochter, einem Mädchen ganz na *dem* Herzen Gottes, vorigen Donnerstag in der Nacht i

Traume den Namen Ismael auf die Zunge gelegt, daß ich vor Schreck aus dem Bette herausfuhr und hinüberging, wo sie schlief, um sie aus ihren argen Träumen zu wecken. Ich habe noch heute davon den Schnupfen und den Husten! Und deshalb komme ich nun zu Ihm, damit ich Ihm sage: es ist nicht besser in Seinem Hause; denn hier hat er auch Seine alberne Friederike bethört, es ist nicht besser in meinem Hause, und es wird nirgend besser werden, bis Er dieses Kind der Sünde, diesen Bastard fort und aus dem Hause und unter die Soldaten gejagt hat, wo er hin paßt! Ich sage Amen!"

War nun Abraham schon an sich sehr reizbar, und hatte er nicht minder schon immer in Ismael einen ewigen Vorwurf einer früheren verwerflichen Neigung vor sich gesehen, hatte er schon öfter sich die Frage vorgelegt, was er mit Ismael, der nun erwachsen war, anfangen sollte, da er nicht Willens war, seine Güter zu zerstückeln, war ihm überdies zuweilen das Beispiel Abraham's vor die Augen getreten, der die Magd mit ihrem Sohne verstoßen hatte, und fand er darinnen eine geheime Mahnung, es auch so zu machen, so trat dies Alles in verstärkterem Maße vor seine Seele, als jetzt von dem Pfarrer so schonungslos sein früherer Fehltritt gerügt wurde.

Er zitterte vor Zorn und Verlegenheit an allen Gliedern.

Als aber jetzt Ismael trotzig in die Stube trat und sagte: „Der Herr Pastor mag nun sagen, was er will, so bleibt es doch dabei!"

„Bei was bleibt es?" rief ihn Abraham an. „Daß ich Friederiken zu meiner Frau nehme!" „Ohne meinen Willen?" *fragte Abraham.* „Ich hoffe zu Gott, mit Euerm

Willen!" entgegnete Ismael. „So habe ich hier Nich weiter zu schaffen!" murrte der Pastor, dem eben einfie daß der Sonntagsbraten nunmehr braun geworden sei müsse und begab sich fort.

Abraham war in den Armstuhl zurückgesunken un starrte lange vor sich auf den Boden hin, indem er eine Gedanken zu verfolgen schien.

Endlich erhob er sich und sagte zu Ismael, der noch immer vor ihm dastand: „Warte ein wenig, mein Sohn!"

Mit diesen Worten entfernte er sich auf einige Minuten und kam dann mit einem schweren Geldbeutel zurück. Er zählte dreihundert Goldstücke auf den Tisch und sagte dann: „Ismael, du sollst nicht sagen, daß ich dich nackt und bloß in die Welt hinausgestoßen hätte!"

„Ihr wollt mich doch nicht fortjagen?" fragte Ismael bestürzt. „Doch! doch!" entgegnete Abraham. „Hier streich' das Geld ein und da nimm das Kästchen und häng' es um!"

In Ismael's Augen blitzte es räthselhaft auf; ihn ergriff ein heiliger Schauer, als ihm sein Vater den Riemen über die Schulter warf, das Geld in eine Geldkatze streifte, diese zuzog und ihm um den Leib schnallte.

Abraham sprach: „So gehe denn hin in das Land unserer Väter und bringe mir von der heiligen Erde beim Brunnen, der dort fließt zwischen Kades und Bared, damit ich selig sterben kann! So kniee nieder, damit ich dich segne! Der Engel des Herrn gehe vor dir her mit Palme und Schwert und bahne dir deinen Weg, er behüte deinen Ausgang und Eingang, er führe dich über Berge und Meere dorthin in das Land, wo Gott gewandelt ist unter den Menschen, wo er gesprochen hat zu den Erzvätern und

en Propheten, dorthin, wo die Engel auf einer Leiter niederstiegen zu dem schlafenden Jakob, dorthin, wo die Erde getrunken hat das rinnende Blut unsers Heilandes!

„Der Herr wird dich erretten vor dem Strick des Jägers und vor der schädlichen Pestilenz. Er wird dich mit seinen Fittigen decken; denn er ist deine Zuversicht. Er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen, daß sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest. Auf Löwen und Ottern wirst du gehen und treten auf die jungen Löwen und Drachen!

„Gottes Gnade sei mit dir und führe dich sicher in die Heimath zurück, wo ich dir aufbewahren werde die Braut deiner Seele!“

Nun schloß er Ismael an seine Brust, küßte ihn zu tausend Malen, dann aber sagte er: „Nun geh', zieh' dahin, und erbarme dich deines Vaters, damit auch dir Gott gnädig sei!“

Ismael war so erschüttert, daß er nicht sprechen konnte. Er küßte die Hände des Vaters und nahm den Wanderstab.

Unter der Thüre standen schluchzend Isaak und Friederike. Ismael drückte die Geliebte zum ersten Male an sein Herz, er küßte zum ersten Male ihren Mund, indem er mit halberstickter Stimme sagte: „Ich komme wieder, Friederike! bleibe mir treu!“

Als er sich jetzt von ihr losriß, stürzte sie lautschreiend auf die Kniee und rief: „Wenn du gehst, so bleibe ich nicht einen Augenblick mehr in diesem Hause, und müßte ich betteln gehen durch die ganze Welt!“

Ismael legte noch einmal seine bebende Hand auf ihr Haupt, dann *rief er, wie in* Todesangst: „Ich will gehen,

aber wehe Euch Allen, wenn Ihr mir nicht dieses Klein bewahrt! Ich will gehen in die Wüste, Gott wird m nicht verlassen, und ich werde wiederkommen; aber erbarı sich Gott über Euch, wenn diese da mich nicht bei mein Heimkehr als meine Braut begrüßen kann! Doch nur zel Jahre, zehn Jahre nur, es ist eine gute, lange Zeit, so Euch mein Wort binden; dann — dann —" seine Stimm brach hier in den Worten: „dann thut, was Ihr wollt!

Als er sich nun hinwegwandte, schrieen Alle laut auf Er aber zog mit langen Schritten die Straße hinaus.

Als am andern Morgen im Hause Abraham's all Hausgenossen still an ihre Geschäfte gingen und nur Frie derike mit verweinten Augen ihre Habseligkeiten zusammen packte, fragte Abraham: „Du willst also doch das Haus verlassen?" Friederike erwiederte: „Was würden nunmehr auch die Leute denken, wenn ich mit Isaak hier bliebe?" „Wo willst du aber hin?" „In die Hütte meines Va- ters! Bis sich für mich eine andere Aussicht findet, will ich Beeren und Kräuter suchen und nach der Stadt tragen Gott wird mich nicht umkommen lassen im Walde!"

„Wenn du nicht anders willst," versetzte Abraham, „so kannst du hinausziehen; aber Noth sollst du nicht leiden auch soll der alte Ackerknecht Hans mit dir hinziehen und das wüste Land urbar machen! Ich gebe dir auch die scheckige Kuh, drei Ziegen und neun Schafe mit. Ich will schon selbst zuweilen bei dir nach Ordnung sehen!" Friede rike fiel ihm mit heißer Danksagung um den Hals.

Eine Stunde darauf fuhr der alte Hans einen Wage *mit allerlei* Hausgeräthe über den Berg hinüber, hinterdre

derike mit gesenktem Haupte und trieb die scheckige
Ziegen und die Schafe, welche nunmehr ihr ge-
r sich her.
war nun unermüdlich thätig, das kleine Haus
herzustellen, Bretter und Schindeln aufzunageln,
rschwellen zu machen, im Stalle Balken einzu-
nd war überall zur Hand, so daß es im Hause
wohnlich wurde.
theilte er die Haide in Acker- und Weideland,
an nach Herzenslust zu graben und zu ackern,
Friederike die Wirthschaft bestellte und ihre kleine
wartete.
bten Beide vom ersten Jahre in das zweite hin-
so fort in ruhiger Reihefolge der Tage.
rike hing einer stillen Trauer nach und kam mit
1 des Dorfes fast nie zusammen; deshalb wurde
eise in der Umgegend die Waldfee genannt.
Abraham besuchte sie zuweilen und half ihrer
irthschaft nach Kräften auf, indem er oft sagte:
hrlässigkeit habe ich früher hier Alles liegen lassen,
ich dein Schuldner und muß wieder gut thun!"
es kam auch Isaak zu ihr. Sie schien aber seine
liebenden Blicke nicht zu verstehen, obschon sie
sonst freundlich war.
Ismael getraute sich Keines zu reden. Als er
dritten Jahre noch nicht wieder da war, geschah
nach stiller Uebereinkunft, daß beinahe an jedem
owohl Abraham, als auch Isaak und Friederike
der Anhöhe bei der alten Fichte sich trafen, wo
sche Straße nach Osten hinläuft.

Sie wußten Alle, warum sie so lange hinau
aber Keines sagte weshalb.

Wenn nun die Nacht hereinbrach, dann spre
Abraham: „Er ist noch nicht da!“

So war es Jahr aus Jahr ein. Jahr um Ja
strich, aber er war noch nicht da; das zehnte Jah
aber er war immer noch nicht da.

Als die längste Frist, welche sich Ismael zu
Heimkehr gesetzt hatte, nun gleichfalls verstrichen war
den die fast nie unterbrochenen, fast unwillkürlich
werbungen Isaak's um die Hand Friederikens imme
mer und offener.

An einem schönen Sommerabende, wo sie wiede
bei der Fichte zusammen waren und hinaus auf die
geschaut hatten, bis es dunkel geworden war, und Al
endlich mit den Worten aufbrach: „Er ist imme
nicht da!“ blieb Isaak bei Friederike stehen, ohne der
zu begleiten, wie er sonst immer gethan hatte.

Er sah Friederiken lange sprachlos an, dann fa
ihre Hand und sagte: „Ismael kommt nicht mehr
und wir harren vergebens! Hast du noch nie dar
dacht, Friederike, daß auch unsere Jugend hingeht un
wiederkommt? Es ist nicht möglich, daß du allein
denn wer soll dich warten und pflegen, wenn du
wirst? Auch ich kann die Wirthschaft nicht ohne G
länger führen. Wenn du nun endlich doch einen Ge
für den Rest des Lebens nehmen mußt, so sage mi
wer dich lieber haben könnte, als ich, der ich dir v
gend auf zugethan war? Mit wem könntest du au
unserem Ismael reden, ohne daß er es übel aufnähn
es mir doch eine Herzenserleichterung ist, von ihr

iel zu reden, wenn du willst? Gute Friederike, nimm einen Fremden zum Mann, und werde du meine Frau!"

Lange hatte Friederike keine Worte, sondern nur Thränen. Endlich sagte sie: „Guter Isaak, warte nur noch drei Monate lang, ist er dann immer noch nicht da, dann will ich deine Frau werden, da es nun denn doch nicht anders werden soll! Aber bis dahin rede kein Wort davon!" „O du Gute! du Liebe!" rief Isaak aus, „ich will dich halten und pflegen, wie meinen Augapfel! Ich will nicht von dir lassen mein Lebenlang!" „Nun so gehe deinem Vater nach," erwiederte Friederike, „und führe ihn, damit er nicht strauchelt. Er wird zusehends schwach und hinfällig. Gute Nacht!" So schieden die befreundeten Seelen.

Jeden Abend kamen sie wieder auf die Anhöhe, aber Tag um Tag, Woche um Woche verging, und auch der dritte Monat zog vorüber. Er war aber noch nicht da.

Als der Winter kam, fuhren über den Berg herüber drei große, vollgeladene Wagen, an welchen lange, seidene Bänder flatterten. Nun kamen vier scheckige, geputzte Kühe mit vergoldeten Hörnern, dann folgte eine Heerde Schafe mit ihrem Leithammel, der eine neue, helle Glocke umhängen hatte. Hinterdrein gingen Abraham, geführt von Isaak, dem Bräutigam und der bleichen, schönen Braut, Friederike. Fast alle Einwohner des Dorfes waren dabei und trugen Krüge und Kannen voll Bier und Wein. Die jungen Burschе thaten Freudenschüsse in die Luft mit großen Pistolen aus dem Siebenjährigen Kriege, und Alle jauchzten laut auf, daß Berg und Thal erklangen. So festlich, wie diese Hochzeit, war noch keine im Dorfe gefeiert worden.

Diesem Feste hinterdrein erschien dem jungen Paare ein ruhiger, stillheiterer *Zug* seliger Tage. Abraham aber ging

immer noch jeden Abend hinaus auf die Anhöhe, verfolgte die Straße mit seinen Blicken, bis die Sonne untergegangen war, und sagte dann, wie immer: „Er ist noch nicht da!“

So waren wiederum drei Jahre verstrichen. Abraham war achtzig Jahre alt und so schwach, daß er das Bett hüten mußte.

Regungslos lag er oft tagelang auf seinem Lager, so daß die Seinigen oft wähnten, er wäre gestorben. Wenn sie ihn aber anriefen, so thaten sich die Wimpern auf, und groß und klar schauten, wie zwei Sterne, daraus hervor die lebendigen Augen.

Als der dreizehnte Jahrestag der Auswanderung Ismael's gekommen war, und der schönste Frühlingshimmel über die blühenden Berge und Thäler mit Lerchengewirbel und Käfergeläute sich hinüberbreitete, rief Abraham seinen Sohn Isaak an das Bett, und flüsterte: „Ich will noch einmal hinaus auf den Berg!“

Da that Isaak weiche Betten und Decken auf den leichten Rollwagen, und fuhr darauf den alten Vater hinaus in die Maisonne. Neben ihm ging sein holdes Weib mit ihrem Erstgeborenen, einem freudigen Knaben, welchem sie den Namen Ismael gegeben hatten.

Oben angekommen bei der alten Fichte, dort, wo die böhmische Straße sich nach Osten hinzieht, ließ Abraham sich auf die untergebreiteten Decken auf die Erde legen und schaute mit wunderbaren Augen in die Ferne.

Isaak und Friederike standen daneben Hand in Hand, und sahen sich still freundlich und wehmüthig an. Selbst ihr kleiner Sohn spielte ruhig mit Blumen zu des Großvaters Füßen.

Schon war die Sonne untergangen, es zuckten nur noch

hier und da blasse, gelbe Wölkchen am Himmel, aber schon stieg in Osten ein heller Stern auf.

Da richtete sich Abraham auf dem Lager plötzlich in die Höhe, daß er saß und deutete hinaus auf die Straße.

Alle bemerkten einen rüstigen Wanderer in der Ferne mit großen Schritten einherschreiten. Friederike schmiegte sich an Isaak an.

Immer näher kam die hohe Gestalt des Wanderers. In der Nachtdämmerung waren seine Gesichtszüge nicht zu erkennen, obschon er jetzt in ihrer Nähe war. Jetzt kam er vollends heran.

Ein hoher, gewaltiger Mann in einem fremden Aufzuge, mit bärtigem, dunkelen Gesichte und freier, offener Stirne, unter welcher altbekannte Augen sie anleuchteten, stand vor ihnen da. Wie er aber sagte: „Gott grüß' Euch!" riefen Alle miteinander: „Ismael! Ismael!"

„Da bin ich wieder bei Euch!" sagte er, „bei Euch nach langer Gefangenschaft, Sklaverei und argen Leiden, wieder bei Euch, bei dir, herzlieber Vater!"

Bei diesen Worten kniete er zu ihm nieder, der ihn mit beiden Armen umschlang und an sich zog.

Nach einer Weile richtete sich Ismael wieder auf und hielt das bekannte Kästchen empor mit den Worten: „Habt aber auch Ihr mein Kleinod bewahrt?" Friederike schlang sich weinend um seine Füße, Isaak aber ergriff seine Hand und sagte: „Bei Gott im Himmel! Zehn Jahre und fünf Monate lang haben wir deiner geharrt; als du auch da noch nicht kamst, vermochte ich meine theuere Friederike, mir die Hand zu reichen."

Ismael fuhr mit der rechten Hand nach dem Herzen und faßte krampfhaft in die Gewänder, als wollte er es

erdrücken, indem er die Augen an den Himmel heftete und rief: „Dein Wille geschehe!“

Dann nahm er am ledernen Riemen das bekannte Kästchen von der Schulter herunter, welches ihm Abraham mitgegeben hatte, kniete zu ihm, der leise betete, nieder auf die Erde und sagte mit weicher Stimme: „Vater, hier hast du heilige Erde, gegraben am Brunnen des Lebendigen, der da fließt zwischen Kades und Bared, heilige Erde, befeuchtet mit dem Wasser desselben!“

Abraham legte seine Hände auf des Sohnes Haupt und sprach mit fester Stimme:

„Nach kurzer Frist wirst du mit mir sein dort oben bei den Vätern, bei dem Gotte Abraham's, Isaak's und Jakob's! Nicht die Erde hat einen Lohn für deine Treue, keine Vergeltung für deinen Gehorsam, für deine Leiden und deine Liebe! Deiner harren aber Gottes Heerscharen und die Seligkeit, die dir oben bereitet ist.“

Jetzt nahm Abraham aus dem geöffneten Kästchen eine Hand voll Erde und sprach in abgerissenen Bibelstellen weiter:

„Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn!

„Meine Seele in seine Hände!“ Nun streute er sich die heilige Erde auf die Brust und sank zurück in die Arme des langen Schlafes.

Ismael kniete betend neben ihm, dann stand er schnell auf, reichte seinem Bruder und Friederiken die Hand, küßte und segnete ihren kleinen Sohn und verschwand lautweinend im Schatten der Nacht.

„Laßt uns, die letzten, armen, modernen Benedictiner,“ rgriff nach einer Pauſe Hermann das Wort, „nicht ſo trau- ig von einander ſcheiden! Verſprecht mir vielmehr, mich m erſten, ſchönen Frühlingstage auf dem Weinberge zu eſuchen, wo ich meine frühere Wohnung für den Sommer etzt wieder beziehen werde. So kommen wir über die Mum- nerei, welche wir dieſen Winter über hier getrieben, ohne eichenrede hinweg.“ Wir verſprachen der Einladung zu olgen, welche uns und den Leſer über eine Reihe ſtürmi- cher Apriltage hinüberführt in die ſchönſte Frühlingsnacht or der Landwohnung unſers Freundes Hermann.

Dort ſaßen wir wieder in der Jasminlaube zuſammen, Johannes hatte ſeinen kleinen Maler Cecil mitgebracht, vor ns ſtand die große Lampe, umflattert von Nachtfaltern uf dem runden Tiſche. Der Mond war eben über dem Gebirge, wie eine Sonnenblume, aufgeblüht. Wir begannen n ein ſchweigendes Hinträumen zu verſinken, als es Robert mit den Worten unterbrach: „Jetzt iſt es Zeit, Johannes, das Tagebuch des Zigeuners vorzuleſen, wie du verſprochen aſt!“

„Dieſes Volk der Zigeuner,“ entgegnete Hermann, „iſt, ie ein orientaliſches Märchen, das weder Plan noch Anfang der Ende hat und doch immer weiter ſich fortſpinnt; die Zigeuner ſind die Beduinen der Weltgeſchichte.

„Hätten ſie, wie die Juden, einen Nationalgott und eigene Geſetze und Gebräuche, ſo ſchiene es doch möglich, daß die Zigeuner, ſeit uralten Zeiten unter alle Völker der Erde erſtreut, Zigeuner, wie jene noch Juden, geblieben ſind; ſie aber haben keinen Gott, keinen Glauben, keine beſondern

Sitten und Gebräuche; — für dieses Alles zielloſe Wanderſchaft.“

„Wir ſind,“ erwiederte Erdmann, „zahme Hausthiere; wie kann der brave, treue Hund an der Kette die ruchloſe Freiheit des Wolfes begreifen?“

„Dieſe polizeiwidrigen Baſtarde der Weltgeſchichte,“ fuhr Hermann fort, „mit dem doppelten Geburtsſcheine aus Indien und Aegypten, dieſe privilegirten Vagabunden, überall fremd und überall zu Hauſe, ſcheinen nur da zu ſein, um das wüſte Chaos der Völkerwanderung, dieſen Wahnſinn der Natur, im Kleinen immer wieder fortzuſetzen.“

Johannes fuhr fort: „Alles iſt nur das große Seelenleben eines poetiſchen Weltgeiſtes, welcher ſich auslebt in dem Gedichte der Weltgeſchichte und lange Völkerperioden in einem Reime zuſammenklingen läßt, wie in der römiſchen Geſchichte, welche mit Romulus beginnt, in Auguſtus ihren Höhepunkt erreicht und mit Romulus Auguſtulus beſchließt.“

„Dann,“ entgegnete Robert, „nähme es mich nicht Wunder, wenn auf einmal der urälteſte, phantaſtiſche Orient als eine verſchleierte Iſis in unſere Mitte hereinträte und uns begrüßte als ihre Jugendgeſpielen.“

Die blaue Blume.

Die junge, freundliche Frau unſeres Freundes Hermann trat herein, in den Händen einen Blumentopf, aus welchem eine eigene und ſeltene, blaue Blume blühete, ſtellte ihn vor Johannes hin und ſagte: „Da ſehen Sie, was Schönes aus der ägyptiſchen Blumenzwiebel geworden iſt, welche Si *mir* verehrt haben!“

Johannes schien bestürzt und rief: „Es ist doch unmöglich! Es ist eine Täuschung!“ Die Freundin sah ihn verwundert an. Er aber faßte zart den Kelch der Blume an und neigte sich, wie mit Rührung, tief zu ihr herab.

Fast lächelnd sprach er endlich: „Eine ägyptische Blumenzwiebel nannte ich sie deshalb, weil sie gefunden wurde in der Hand einer Mumie.“

„Was weiter auch?“ entgegnete Erdmann. „Unsere Freundin hat aus Mißverstand die seltene Zwiebel in die Erde gesetzt, und der Keim, der Jahrtausende in Aegypten verschlafen, hat sich hier in Deutschland wieder besonnen und zur Blume entfaltet. Wer kann zu einem Naturgesetze, wie es in dem Saamen oder der Zwiebel einer Pflanze liegt, sagen: „So lange und nicht länger darfst du dich geltend machen!?“ Uebrigens hat man ähnliche Erfahrungen mit antiken Weizenkörnern aus Pompeji gemacht, und so hat Robert mit seiner Behauptung Recht, daß die ganze Vorzeit zu einem einzigen Gestern werden kann, dessen Blumenknospe über Nacht aufblüht und jetzt vor uns als eine seltene, wunderschöne, blaue Amaryllis prangt. Doch müssen wir genauer untersuchen, wie und wo unser Freund Johannes diese Blumenzwiebel gewonnen hat, ehe wir mit voller Seele uns dieses zarten Räthsels erfreuen können.“

„Das ist,“ versetzte Johannes, „eine lange, märchenhafte Geschichte, welche diese Blume hier umspinnt.“

Unsere Blumenpflegerin hatte sich auf das Polster zu ihrem Herrmann gesetzt und ihr Köpfchen unter seinen Arm vorgehoben; wir Andern waren zusammengerückt und Alle gespannt auf die Geschichte der Blume, welche, wie ein blaues Märchen, vor uns blühte.

„Zum Oeftern *schon*,“ begann Johannes, „habe ich von

meinem Aufenthalte in Niedersachsen und meinen häufigen Fußreisen an dem Ufer des deutschen Meeres erzählt. Napoleon war aus Aegypten, wie ein junger Adler, plötzlich zurückgekehrt und hatte in Italien gesiegt; ich aber war dem Lärm der Politik und der Waffen entflohen zu den einsamen Ufern des Meeres. Nachdem ich es zwei Tage lang aus dem Gesichte verloren hatte, trat es unfern der holländischen Grenze bei einem Fischerdorfe mir in aller seiner ungestümen Herrlichkeit wieder entgegen.

Der Sturm, welcher schon seit mehren Nächten auf dem Meere gewüthet hatte, begann jetzt in der Abenddämmerung sich wieder zu erheben. Schon wälzten sich die Wogen, wie große, grimmige Drachen mit weißen Kämmen, dampfend und sprühend auf das Ufer heran, wo ich mich hingeworfen hatte im Genusse dieses mächtigen Schauspiels. Das Brausen der Wogen, das Vorüberschwanken der Schiffe am fernen Horizonte, das Geschrei der schrillenden Möven bestrickte meine Seele, wie mit Zauberspruchen. In mir wurden wieder lebendig die Sagen der deutschen Vorzeit, in welchen noch die sturmwilden Geister untergegangener Riesengeschlechter umgehen. Aus dem immer heftiger anwachsenden Winde wähnte ich den alten Refrain des dänischen Liedes: „Schau' dich um, Held Vonved!" wie in wüster, ruheloser Verzweiflung schreien zu hören. Ich war in ein wildes, todfreudiges und doch schauerliches Hinbrüten versunken, als plötzlich ein großer, neufoundländer Hund mit seiner Nase mir vor die Brust stieß und mich ehrlich anbellte. Bald stand auch vor mir der Herr des Hundes, ein hoher, starker Greis im schwarzen Rocke mit einer Pelzmütze, welche tief in das Gesicht hereingedrückt war. —

„Wer seid Ihr?“ rief er mich an, „was habt Ihr
zu thun? Wollt Ihr Euch wegspülen lassen von der
th?“

Ich war aufgesprungen, dankte ihm für die gutgemeinte
rnung und bat ihn, mich auf den Weg zum nächsten
:e zu bringen, wo ich ein Nachtlager bekommen könnte.

„Ihr seid ja zwei Meilen vom Wege nach Emden ab,“
jegnete er. „Hier herum sind nur Fischerdörfer, und da
t es keine Fremdeneinkehr.“

Wir gingen jetzt vom Strande ab und kamen bald auf
n Knüppeldamm, welcher uns dem Dorfe zuführte, wo
n Begleiter, wie ich später erfuhr, Pfarrer, Kirchner und
ulmeister zugleich war und seinen Gehalt in Häringen
andern Fischen erhielt.

Es war endlich ganz Nacht geworden. Bei dem hefti-
Winde erreichten wir mühselig seine Behausung, wo er
h gastfreundlich aufnehmen wollte. Er wohnte da allein
seiner alten Haushälterin Margarethe, welche uns ge-
ftig und zuvorkommend empfing.

Meine gute Aufnahme verdankte ich dem Glücke, daß
damals noch Student in Göttingen war, wo sich
Häringspfarrer früherhin auf kurze Zeit aufgehalten
te.

Bald brachte die Haushälterin eine große, zinnerne Schüs-
voll zarter Makrelen zum Abendessen herbei und be-
ierte, sie wolle die einfache Mahlzeit mit einem recht
ken Grog nach Tisch gut machen. Sie hielt Wort.
r saßen gar bald mit irdenen, holländischen Tabackspfei-
bei der Kohlenflamme am Kamine, vor uns auf dem
nse einen Napf voll des beliebten Schiffergetränkes.

Je ruhiger *und gemüthlicher* wir in der Stube saßen,

Als rasender erhob sich draußen der Sturm. „Das giebt
gesegneten Strand!“ meinte der Häringspfarrer, „Schiffswracke
und todte Menschen, wie vorgestern, wo wir unsern Seph
und die andere Leiche aufhoben.“ „Der gute Seph!“ seufzte
die Alte, „noch so jung und schön und morgen schon be-
graben!“ „Wer ist dieser Seph?“ fragte ich.

„Er war eigentlich,“ erzählte der Pfarrer, „ein Zigeu-
nerjunge, den ich erzogen habe. Er entlief mir später und
ist gestern mit einer andern schwarzbraunen Leiche, welche,
wie ein Kind, eingewickelt ist, todt am Strand gefunden
worden. Er mochte die Nacht vorher im Schiffbruche zu
Grunde gegangen sein. Morgen will ich beide Leichen auf
dem Kirchhofe christlich begraben lassen. Sie liegen jetzt
miteinander in ihren Särgen drüben im Schuppen. Sie
sollen bis zum jüngsten Tage in einem Grabe ruhen.“

„Er war ein schöner, brauner Junge,“ begann Mar-
garethe zu plaudern, „mit langem, rabenschwarzen Haare,
wie er es noch jetzt im Tode hat. Seine Augen waren
wie zwei um und um rollende, glühende Kohlen. Er war
wie eine wilde Katze, im Hause überall, und doch mußte
man ihm gut sein. Er konnte einen Hasen auslaufen, ja
das konnte er! — und, wenn er wollte, einen Sperl
auf dem Dache beschleichen und abfangen.“

Meine Neugierde war rege gemacht und der Häri
pfarrer gab mir gern nähere Auskunft über den To
soweit er es nur vermochte, indem er erzählte:

„Vor ungefähr zwanzig Jahren fand ich einen sterb
Zigeuner unter der Weide am Wege, der am Kir
vorübergeht. Neben ihm wühlte im Sande ein n
vierjähriger Junge. Als ich mich dem Sterbenden n
faßte er krampfhaft meine Hand und rief, auf da

deutend: „Krahli!“ Mit diesem Worte stöhnte er sein erbärmliches Leben aus. Die Leiche dieses armen Heiden ward unter dem Weidenbaum eingegraben, den Jungen nahm ich in mein Haus. Ich gab ihm den Namen Joseph. Die Leute nannten ihn später nur den schwarzen Seph. Der Junge war aber unbändig; doch wurde er so lange mit dem Waschschwamme von meiner Margarethe und von mir mit der Ruthe heimgesucht, bis er endlich doch ein wenig zu sich kam und menschlich zu werden anfing. Wenn sich die Leute über die Aufnahme dieses Kindes in meinem Hause aufhielten, so fragte ich sie: ob sie auch Etwas dagegen haben würden, wenn ihr Pfarrer einen jungen Hund aufzöge, und ob es nicht besser wäre, ein armes Kind zu einem Christenmenschen und für das Himmelreich zu erziehen? Damit schlug ich Alle auf den Mund.

„Doch machte uns der Junge unerhörte Noth, so gut und gefällig er sonst war. Schon in seinem zwölften Jahre war er ein fertiger Schreiber und wußte auch Latein. Er begriff Alles wunderbar leicht. Wochenlang konnte er über den Büchern sitzen, lernen und lesen, und Alles behielt er; aber dann war er plötzlich, wie verdreht, dumm und wild zugleich. Wie ein Besessener, jagte er sich um das Dorf herum oder an der Meeresküste, stürzte sich in die brandenden Wogen, wie eine Möve, oder kletterte auf die höchsten Bäume zu den Horsten der Falken, welchen er in seinem Wesen fast ähnlich war. Gegen Abend kam er gewöhnlich scheu und wild zur Hofthüre wieder hereingeschlichen und kroch zuweilen aus Furcht vor Strafe zu dem Hund in die Hütte und übernachtete mit ihm. So wuchs er heran. Als er jedoch älter wurde, stand er mir oft wochenlang *im Schulhalten* bei und begleitete mich dann

Abends mit seiner Geige, welche er fast von selbst gelernt hatte, zu meinem Spiele auf dem Clavier. Er las mir wohl auch vor aus dem in das Deutsche übersetzten Diodor aus Sicilien, welchen ich von meinem Vorgänger in diesem Pfarramte geerbt, oder aus Bürger's Gedichten, welche ich von Göttingen mitgebracht habe. Je abenteuerlicher eine Geschichte oder ein Gedicht war, desto besser gefielen ihm Beide. Doch war er auch in den heiligen Schriften wohl bewandert, besonders im Alten Testamente. Sein ausnehmend guter Kopf glich alle Flatterhaftigkeit wieder aus. Meine Hoffnung, in ihm für meine alten Tage einen Gehülfen heranzuziehen, schien immer mehr in Erfüllung zu gehen, obschon dann und wann noch ein toller Teufel in ihn fuhr und draußen in der Irre ihn wieder einen Tag lang herumjagte. Er hatte ein gutes, leichtsinniges Temperament, und er würde vielleicht heute noch mit mir an diesem Kamine sitzen, wenn er nicht mit seinem Volke wieder zusammengekommen wäre.

„Er mochte damals siebzehn Jahre alt sein, als sich das Gerücht verbreitete, daß Zigeuner und Diebesgesindel in der Gegend umherstreiften. Schon wollte man von verwegenen Diebstählen und Räubereien gehört haben. Einige hatten wilde, braune Weiber in den Weidengebüschen, Andere bei der Windmühle einen fremden, verwegenen Kerl mit einer Flinte gesehen; Andere erzählten, daß im Föhrendickicht, eine Stunde von hier, böhmische Musikanten mit verwilderten Burschen und Mädchen sich aufhielten, welche von einem Kirchweihfeste auf das andere und jetzt nach Holland hineinzögen.

„Mir war dieses Gerücht um so gleichgültiger, als *mein Seph* so wenig, wie die Dorfbewohner, von seiner

gentlichen Abstammung Etwas wußten. Man hielt ihn ir das Kind eines am Wege gestorbenen Bettlers.

„Der Frühling war gekommen und mit ihm die Störche, welche auf einem Wagenrade über dem Dache ihr Nest hatten. Hatte diese Jahreszeit meinen Zögling sonst immer auf einige Tage wieder wirr und zum Wildfange gemacht, so schien er gerade diesmal davon weniger aufgeregt zu werden. Er saß still und mild am Pulte und schrieb Choräle aus dem Hiller'schen Choralbuche ab, so sauber und nett, daß ich mich noch jetzt darüber freue, wenn ich daraus auf der Orgel spiele.

„Kurz nach Pfingsten saß ich mit ihm so recht einträchtig vor dem Hause und unterhielt mich mit ihm über den Lauf der gräulichen Revolution in Frankreich und von Bonaparte, der damals anfing, groß zu werden. Neben uns lag ein Laib Brod, von welchem ich dann und wann ein Stück abschnitt und zum Zeitvertreib den Hund und das Storchmännchen fütterte, welche sich spaßhaft um die Brocken zankten.

„Da trat zu uns ein braungelbes, zerlumptes Weib, ein kleines Kind auf dem Rücken, zwei an den Händen und noch drei hinter sich her. Ehe die Bettlerin noch Almosen verlangt hatte, schnitt ich ihr die Hälfte vom Brote ab. Wie ich ihr aber das Stück hinreichen wollte, bemerkte ich, daß sie, zur Salzsäule erstarrt, vor Seph dastand und mit ihren schwarzen, wilden Augen in seinem Gesichte hinausfuhr, bis sie plötzlich ausrief: „Er ist es! er ist es!"

„Ich fuhr auf und hob drohend meine Hand gegen sie auf, sie aber schlüpfte, wie eine Ratze, mit ihren Jungen zum Thore *hinaus*.

„Ich war verdrießlich über diesen Auftritt und ging die Stube zurück, wohin mir Seph folgte. Hier konn ich mich nicht enthalten, mit allerlei harten Worten a Zigeuner, Diebe und Bettler loszuziehen. Als jedoch Sep meinte: dieses freie Leben so geradeweg aus der rauhe Hand, wie er es nannte, hätte doch auch seine gute Seite und es frage sich, ob das Leben in der Stube auch de ewigen Mühe werth sei, welche es koste, — so warf id die Bibel, welche ich zufällig in die Hand bekam, au dummem Zorn ihm an den Kopf mit den Worten: „Esau du wüster Mensch, du bist auch so ein Zigeuner und Galgenvogel!“ Joseph fuhr bei diesen Worten zusammen wie ein junger Baum vor einem Axtschlag an die Wurzel, der bis in den Wipfel hinein nachzittert; ich aber nahm Hut und Stock und ging hinaus an den Strand des Meeres, wo ich mich gewöhnlich so lange inwendig ausbrause, bis ich wieder ganz ruhig bin. Seeluft ist, wie ein Gottesbesen, der die Unreinigkeiten aus dem Blute und der Seele wieder hinausfegt.

„Als ich von meinem Strandgang bei angebrochener Nacht wieder heimkam, fand ich Margarethen allein in der Stube. Joseph war nicht da. Ich getraute mich kaum, nach ihm zu fragen. Endlich fing Margarethe an, ihr Herz zu erleichtern. Sie erzählte, daß Seph bis gegen Abend, ohne ein Wort zu sprechen, am Fenster gestanden und auf die Scheiben getrommelt hätte. Auf einmal hätte er gestutzt und gelauscht, als wenn ihm Jemand winke, und bald darauf aus der Stube sich entfernt. Sie wäre ihm nachgeschlichen bis an die kleine Hofpforte, dann aber, um ihm nachzuspähen, auf den Schuppenboden geschlichen *und hätte* durch die Dachluke herab ihn bei dem Zigeuner-

stehen gesehen. Das Zigeunerweib hätte Viel ge-
ien, doch Manches auch mit fremden, unverständlichen
en, und immer wiederholt: Seph sei ein Königssohn,
nur er habe die Königsnase, die Augenbrauen bis in
chläfe hinein und die zwei Vorderzähne weit ausein-
. Er stamme vom Könige, mit dem ihr Volk aus
n nach Aegypten gekommen, wo sie viele Pferde und
er gehabt und glücklich gelebt hätten lange Zeit, bis
10, dessen Tochter der Hirtenkönig gestohlen, sie des-
wieder verjagt hätte. Auf ihnen läge das Blut dieser
ionentochter, welche ihr König Hyckso aus Rache er-
et und den Leichnam ihrem Vater in den Weg ge-
n hätte. Seitdem wären sie nirgend mehr zu Hause,
rn überall.

So viel tolles, aberwitziges Zeug erzählte mir Marga-
von diesem Gespräche, als wenn es nicht genug Lügen
in der Welt ohne die Zigeuner."

Ihr habt noch vergessen," unterbrach hier Margarethe
Pfarrer, „daß die blaue Blume durch die Thiere durch
wieder da wäre; vor dreitausend Jahren wäre sie auch
esen."

Still! still!" rief der Pfarrer entrüstet; „was kommt
olchen Zigeunerschnickschnack an? Genug, Joseph ging
der Alten bald mit Gelächter, bald still und wie in
nken weiter, bis sie Beide in der Dämmerung ver-
nden waren.

Daraus schloß ich," fuhr der Pfarrer fort, „daß Jo-
mit zu den Zigeunern gegangen war. Um ihn nicht
chanden werden zu lassen, zündete ich die Laterne an,
es war eine dunkle Nacht, und ging dort hinüber, wo
Land sich ein *wenig zu* Hügeln erhebt und mit Föhren-

gebüsch bewachsen ist; denn da drüben sollte die Zigeun
bande seit einigen Tagen hausen.

„Schon von Weitem sah ich über die Büsche feuri
Rauch aufsteigen. Ich ging durch Dick und Dünn dar
zu über Sand und Haide, bis ich am Saum des Bus
holzes ankam. Schon schallten mir wildes Gelächter u
Musik von Hackebrettern und Fideln entgegen; ich drän
mich durch die Büsche hindurch bis an die Lichtung
Holze, in deren Mitte ein halbverdorrter Buchenbaum sta
und unter dessen Wurzeln hervor eine Quelle rieselte.

„Auf diesem Platze brannte ein großes Feuer, bei w
chem alte und junge Weiber brieten und kochten. Kind
rupften Hühner und Gänse, welche in der Umgegend g
stohlen sein mochten; auch hingen an Stöcken, welche in d
Erdreich gesteckt waren, wie ich später sah, abgehäut
Katzen und Hunde. Nicht weit vom Feuer lagen und saß
alte Zigeuner, welche Musik zum Tanze machten, der wü
und heidnisch, liederlich, unverschämt und halbnackt v
jungen Leuten beiderlei Geschlechts aufgeführt wurde. M
war es, als wäre ich unter die Wilden gerathen.

„Schon außer mir vor Zorn, warf ich mir die Bibe
verse im Kopfe zurecht, mit welchen ich dieses Gesindel z
Ordnung bringen wollte; mir vergingen jedoch alle G
danken, als ich jetzt meinen Seph im Hintergrunde auf e
ner Rasenerhöhung, auf welche Pferdedecken gelegt war
wie auf einem Throne mit einem braunen, in goldene
Gewande flimmernden Mädchen sitzen sah, welches ei
Zither auf dem Schooße liegen hatte, ohne darauf zu spiele
sondern vielmehr den Arm um Joseph's Nacken geschlung
hatte und ihn anlachte mit ihren weißen Zähnen. Da u
sie herum Kienspanleuchten brannten, so konnte ich sie m

ganz genau betrachten. Das Zigeunermädchen war ein dünnes, feines, zierliches Ding, welches hübsch genug war, einen jungen Menschen zu verführen, der außer plumpen Dorfdirnen noch nichts Schöneres gesehen hatte.

„Während ich so zweifelnd und staunend dastand, fühlte ich mich plötzlich bei den Armen ergriffen und ebenso schnell meine Hände auf dem Rücken zusammengebunden. Bei meinem Geschrei waren Joseph und das Mädchen aufgesprungen und ebenso schnell war ich mitten in den Kreis, unter Jubel und Zorngeschrei der Bande, hineingeschleppt. Kaum wurde Joseph meiner ansichtig, so fiel er mir um den Hals und rief: „Vater, mein Vater!“ Im Augenblicke hatte er mich auch der Fessel entledigt und wir standen jetzt einander Auge in Auge gegenüber.

„Joseph,“ sagte ich endlich mit wahrhaft väterlicher Rührung zu ihm, „muß ich dich so finden? Befolgst du so die vielen guten Lehren, welche ich dir gegeben habe? Vergiltst du so alle die Liebe, mit der ich dich von der Straße und aus dem Elende weggenommen und zu allem Guten erzogen habe? Muß ich dich jetzt aufsuchen unter Vagabunden und Dieben, bei dem verworfensten Volke der Welt? Joseph, mein Joseph! fühlst du denn gar keine gute Ader mehr in dir, daß du auf einmal schlecht und liederlich werden willst, wie man eine Hand umdreht?“

„Wie ich ihn so anredete, schlug er beschämt die Augen nieder; es regte sich etwas Gutes in ihm.

„Ich sprach ihm nun jetzt mit den eindringlichsten Worten zu, ein guter Mensch zu bleiben und mit mir wieder heimzukehren.

„Meine Rede wurde unterbrochen von dem Hallohgeschrei der ganzen Bande, welche mit Messern und Säbeln auf

mich einstürzte. Ich hörte auch Flintenhähne knittern, doch mich wandelte wenig Furcht an. Ich war in meinem Berufe.

„Kaum hatte Joseph diese Gefahr, welche mir drohte, bemerkt, als er ingrimmig mit funkelnden Augen das Gesindel anschrie: „Halt! Ich strecke Jeden, der uns auf zehn Schritte naht, mit dieser Pistole nieder! Weicht zurück! Ich habe mit meinem Pflegevater allein zu verhandeln."

„Dann wandte er sich mit ruhigen Worten zu mir und sprach mild und sehr niedergeschlagen: „Sagt mir bei dem Gotte, dessen Diener Ihr seid, war der Mann, welcher begraben liegt unter der Weide bei dem Gottesacker, ein Zigeuner?"

„Ich mußte ihm diese Frage bejahen. „Nun, so darf ich," entgegnete er, „auch nicht dieses arme Volk verlassen, dem ich angehöre und das mir angehört; sein Schicksal, wie sein Elend, ist das meinige. Ich bin verflucht und gesegnet, wie sie. Hat einst Moses in Aegypten sein verachtetes Volk verlassen? Doch war er erzogen im Hause des Pharao in aller Weisheit der Aegypter. Was ich thun muß, das liegt geschrieben in meinem Herzen. Wer anders thut, ist ein Schuft!"

„Ich erwiderte ihm: „Aber du bist ein Christenmensch und willst dich halten zu den Heiden?"

Er antwortete: „Ehe Moses und Christus waren, war dieses arme Volk! Darf ein Mensch Vater und Mutter verleugnen? Ich bin ein Zigeuner!"

„Nun denn," entgegnete ich, „thue, was dir recht däucht! Lieber hätte ich dich todt gesehen, als nun verloren vielleicht in alle Ewigkeit. Wärst du bei mir geblieben, ich

dich nach Göttingen auf die hohe Schule gehen laſſen, letzten Pfennig hätte ich an dich gewendet; denn du t den Kopf dazu, ein gelehrter und angeſehener Mann erden; doch nun?"

Jetzt hatte das ſchöne Mädchen, welches während dieſes ächs hinter ihm geſtanden hatte, ſich hervorgewagt.

Wer iſt dieſe Dirne?" rief ich; „willſt du mit ihr mmenleben, wie ein Heide? Dieſe Schande, die du nthuſt!"

Sie iſt meine Braut!" ſprach Joſeph, „und wollt daß kein Aergerniß in Euern Augen geſchieht, ſo gebt als Eheleute mit prieſterlichem Segen zuſammen."

Ich beſann mich eine Weile; da gab mir der heilige ein, ſie miteinander zu trauen, jetzt, hier mitten in dacht unter Gottes freiem, offenen Himmel.

Beide waren vor mir gekniet; die Zigeunerbande hatte ms einen Kreis geſchloſſen. Es war eine Stille, daß das Gras flüſtern hörte.

Ich faltete die Hände und betete mit lauter und verbarer Stimme zu Gott dem Allbarmherzigen und rief n zum Zeugen bei dieſer heiligen Handlung. Dann ich die Hände der Knieenden, vereinigte ſie und ſprach: Mann und Weib, liebt Euch einander und tragt zuen als ein Herz und eine Seele die Leiden und Freudieſer Welt. Was Gott zuſammenfügt, das ſoll der ch nicht ſcheiden. Ein guter Engel behüte Euch vor en und Laſtern, er behüte Euern Eingang und Ausund gebe Euch ſeinen Frieden!"

Da erſtickten Thränen meine Stimme; ich wandte mich blutendem Herzen ab von dem Paare und entwich in Wald auf den Weg nach meinem Dorfe.

„Als ich aus dem Walde heraustrat, fühlte ich mich bei der Schulter gefaßt; ich drehte mich fast erschrocken um und Joseph lag lautlos an meiner Brust, küßte mich heftig und entfernte sich dann wieder ebenso leise, als er gekommen war.

„Ich ging so schwer betrübt nach Hause, als wäre mir eben mein einziger Sohn gestorben. Ich fühlte jetzt erst, wie gar sehr ich ihn geliebt hatte.

„Am andern Morgen hörte ich ein Jubeln, ein Singen und Klingen in das Dorf hereinziehen. Ich trat unter das Hofthor. Da kam die ganze Zigeunerbande den Weg herab, tanzend und springend bei dem Getöse des Tambourins, dem lustigen Klange der Klarinette und Fidel. Viele waren abenteuerlich geputzt und schwenkten grüne Zweige. Voran auf einem großen, weißen Pferde, das mit bunten Bändern und vielen klingenden Glöckchen geziert war, auf einer langen, vielfarbigen Decke, welche über den Rücken des Thieres gebreitet war, saß Joseph, eine rothe Schiffermütze auf dem Kopfe und bekleidet mit einem Treſſenrocke und gelben Saffianstiefeln, woran große Sporen geschnallt waren. Vor sich hatte er seine Braut sitzen, welche mit einem durchsichtigen, blauen Tuche verhüllt war. Ich that nur einen Blick hinaus, denn ich konnte dieses lustige Elend nicht mit ansehen; auch schämte ich mich vor den Dorfleuten, welche mein Pflegekind nun als Zigeunerkönig wiedersahen.

„Nachmittags hörte ich, daß eine Compagnie fürstlicher Soldaten durch das Dorf marschiert wären, um die Zigeunerbande aufzuheben, welche schon längst für vogelfrei erklärt war.

„Ich wußte nicht, wo ich vor Angst und Noth n ein

Haupt hinlegen sollte. Nach Mitternacht, denn ich konnte nicht schlafen, hörte ich aus weiter Ferne ein anhaltendes Schießen. Ich kniete nieder in die Kammer und betete inbrünstig für die Rettung meines verlorenen Sohnes.

„Bei anbrechendem Morgen kamen die fürstlichen Fußknechte zurück. Sie hatten den größten Theil der Zigeunerbande eingefangen. Todte und Verwundete wurden auf Bauerwagen, die Uebrigen, welchen die Hände mit Stricken gebunden waren, mit den heulenden und schreienden Weibern vorübertransportirt.

„Ich schickte in Todesangst meine Margarethe hinaus, um sich nach Joseph zu erkundigen. Sie brachte mir die Nachricht, daß er und seine Braut nicht mit unter den Gefangenen wären. Eine Zigeunerin hatte ihr im Vorbeigehen zugeflüstert, daß Beide davongekommen seien.

„Daß er nicht als ein Räuber und Mörder eingefangen war, tröstete mich in dieser Zeit. Ich wurde einen Monat darauf noch mehr beruhigt, als ich von ihm aus Amsterdam einen Brief erhielt, obschon er ihn, wie in Verzweiflung über sein tausendjähriges Elend, wie er sich ausdrückte, geschrieben hatte. Nur so viel ging daraus hervor, daß er in jener Nacht seine Braut auf eine entsetzliche Weise verloren hatte.

„Später schrieb er mir wieder aus Toulon in Frankreich, wo er als französischer Soldat mit eingeschifft werden sollte. Dieser Brief war ruhiger. Er beschrieb mir, wie es ihm in jener schrecklichen Nacht ergangen wäre. Selten kann ein Mensch soviel in so kurzer Zeit erduldet haben.

„Seitdem habe ich Nichts wieder von ihm gehört oder gesehen, bis vorgestern, wo er mit einer Leiche, um welche er noch im Tode seine Arme geschlungen hatte, an dem

Strande von den Fischern aufgehoben wurde. Er hatte auf dem Meere im Sturme mit dem Schiffe, auf welchem er sich befand, seinen Untergang gefunden.

„Ich eilte auf die Nachricht davon hinab und ließ beide Leichname hierher schaffen, um sie zu beerdigen.

„In seiner Brusttasche fand sich ein Tagebuch vor, welches ich später einmal durchlesen will. Dem Anscheine nach hat es nur wenig von der Nässe gelitten. Vielleicht findet sich darin einige Auskunft über sein ferneres Schicksal.“

Hiermit schloß der redliche Pfarrer seine Erzählung. Er theilte mir das Tagebuch und die Briefe, welche er aufbewahrt hatte, zur Durchsicht mit und begab sich, da es schon spät in der Nacht geworden war, zur Ruhe.

Ich nahm diese Papiere mit in die kleine Schlafstube, welche mir angewiesen worden war, und fand mich bald so von dem Inhalte des Tagebuches bestrickt, daß ich noch in dieser Nacht es durchlas.

Von diesen Papieren habe ich mir mit Erlaubniß des Pfarrers Tags darauf Abschrift genommen. Da sie zur Ergänzung dieser Geschichte gehört, so erlaube ich mir, sie im Auszug der Gesellschaft vorzulesen.

Aus dem Tagebuche:

Auf dem Orient am 7. Juni 1798.

Aegypten! Nach Aegypten, dem uralten Mythenland? Das also war es, was mein Schicksal wollte? — Als die Zigeunerinnen in meiner Hochzeitsnacht vor dem Zelte sangen: der Hyckso und die Pharaonentochter wären durch die schwarzen und weißen Thiere gegangen dreitausend Jahre und nun kämen sie wieder zusammen und zögen nach Aegypten *in das* große Säulenschloß! — da hielt ich dieses Al

für märchenhaften Unsinn; ich halte es jetzt noch da-
. Mein armes, armes Weib! — Sie hieß Vineti Sunge;
der Zigeunersprache soll dies so viel bedeuten, wie: blaue
ume. — Horch, die Kanonen donnern! Welches Schau-
el! Unsere französische Flotte mit dreihundert flaggenden
hiffen, mitten darunter, wie ein kaiserlicher Despot, der
ient mit einhundert und zwanzig Feuerschlünden, segelt
Sicilien vorbei. Der Aetna erbleicht vor Schreck; eine
wimmende Stadt zieht vorüber, Frankreich und Bona-
te! Hinweg, Ihr albernen Träume aus Deutschland!

Am 12. Juni.

Malta ist erobert. Von den Thürmen herab weht die
ifarbige Fahne.

Am 1. Juli, $^1/_2$9 Uhr Morgens.

Aegypten! Welcher Name, der einen neuen Welttheil
d die uralte, räthselhafte Weltgeschichte bedeutet! Drüben
s dem Meere steigt hervor Alexandrien mit den Moscheen
d Minarets. Mit uns Cäsar und sein Glück!

Bonaparte? Was ist das für ein Mensch? Da stand
an der Säule des Pompejus mit untergeschlagenen Armen,
ig auf die Stadt deutend, als unsere Division mit
ebehoch!" vorüberrückte. Er brauchte nicht zu sprechen, wir
standen ihn und er versteht uns. Worin besteht der
uber, mit welchem er aus uns und der ganzen Welt
cht, was er will? In seiner Seele hat sich die Poesie
er Zeit concentrirt.

General *Menou pflanzte*, aus sieben Wunden blutend,

zuerst die Fahne auf die Mauer Alexandriens; — von Straße zu Straße wogte der Kampf, von Haus zu Haus. Wer mag dem Gott der neuen Zeit widerstehen?

Die Gefallenen sind begraben am Fuße der Pompejussäule. Es lebe Bonaparte!

Die Marschordre heißt: Kairo! Die Flotte ist nach Abukir entsendet.

Auf dem Marsche.

Glühende Sonne, brennender Sand, endlose Wüste. Keine Wolke. Kein Baum. Durst und kein Wasser; wir tragen Flintenkugeln im Mund. Desaix, der junge, glühende Held, unermüdlich, unerschrocken, freundlich zu Allen.

Sonnenaufgang. Halt! mit Donnerruf: „Die Pyramiden von Gizeh.“ Bonaparte zu uns mit dem Zauberspruch: „Soldaten, dort von diesen Spitzen herab betrachten Euch vierzig Jahrhunderte!“ Ein freudiger Schauer zuckte durch mein Gebein. Was wollt Ihr mit mir, Ihr uralten Träume?

In Kairo.

Das war die Schlacht bei den Pyramiden. Murad-Bei mit seinen sechstausend goldstrahlenden Mamelucken ist geschlagen, Tausende sind erschossen, zusammengehauen, in *den Nil* gesprengt. Welche Beute an Gold und köstlicher

Waffenrüstung! Dupuy mit einigen Grenadieren, vor welchen her ein Tambour die Trommel rührte, zog zur Nacht in Kairo ein. Der Schreck bändigte eine halbe Million Einwohner, die sich verschlossen hielten in den Häusern. Jeder von uns fühlt in sich Etwas vom Geiste des Feldherrn.

An mir geht Alles vorüber, wie ein Traum, groß und phantastisch.

Wie oft habe ich mich auf die Erde geworfen und mein brennendes Herz gedrückt in den glühenden Sand, welcher das Märchen meines Schicksals vor vielen tausend Jahren ausgebrütet hat! Wie ist mir hier Alles so fremd und wieder so bekannt, — diese unermeßlichen Ebenen mit einzelnen Palmen, dann wieder Ebenen mit Palmen und Nazels und darüber hin der heiße, glühende, wolkenlose Himmel; — diese engen Gassen, diese Häuser mit ihren Altanen und den platten Dächern, — diese Moscheen mit den Minarets und schlanken Säulchen, — diese bunten, seltsamen Menschengestalten, sonnenverbrannte Gesichter mit Knebelbärten, Turbane um glattgeschorene Köpfe, — diese scharfe, kreischende Kehlsprache, — die hochhalsigen Kameele, diese Reiter mit Pantoffeln an den Füßen, — diese verhüllten Weiber, welche nur zwei schwarze, glühende Augen sehen lassen: — und um alles Dieses her als Rahmen die brennende Wüste mit Schakals und Sperbern, — das ist das Morgenland!

Wer bei Gizeh die bis über die Schultern in den Sand begrabene Riesen*sphinx gesehen* mit ihrem, in die Oede hin-

ausstarrenden Antlitz, mit dem ewigen, ungelösten Räthsel der Weltgeschichte auf der steinernen Mohrenlippe, der weiß, was Aegypten ist. Diese Sphinx ist die versteinerte Seele dieses Landes. Wer löst ihr Räthsel? Vor ihr verschwindet mein kleines Leid, das so kurz währt, wie ein Menschenleben.

Salahieh am 6. August.

Wir sind abgeschnitten von Frankreich, von Europa und ausgeworfen in einen fremden, feindseligen Welttheil. Die Flotte ist zerstört bei Abukir. Nelson hat uns zu Grunde gerichtet. Am ersten August, 5 1/4 Uhr Nachmittags, begann die furchtbare Seeschlacht. Der Orient, diese schwimmende Citadelle, ist in den Himmel geflogen, wie ein riesige Rakete, mit Donnergebrüll.

Brueys hat sich verblutet mit dem Rufe: „Ein französischer Admiral bleibt auf seinem Posten!“

Und wir? Uns sind nur noch das Bajonnet und der Ruhm geblieben.

Kairo.

Der Panther der Steppe, Murad, ist wieder da. Desaix, der fröhliche Gott des Gefechtes, ihm entgegen mit den ehernen Colonnen der Revolutionssoldaten im Schwunge der Begeisterung zu Thaten der Unsterblichkeit.

An den französischen Vierecken und den Spitzen unserer Bajonnete ist zerschellt der Ansturm der Barbaren. Der Mordkampf und Sieg bei Sediman hat entschieden über *Unterägypten*. Es ist erobert.

Welcher Kreislauf der Weltgeſchichte! Vor länger, als dreitauſend Jahren, iſt mein wildes Volk von hier vertrieben worden, und nun ſtehe ich, ſein König, der Zigeunerkönig, in urälteſter Legitimität als Soldat einer republikaniſchen Armee auf den Trümmern einer untergegangenen Welt. Das iſt mehr, als Wahnſinn. O Vineti, meine blaue Blume!

Im October.

Kairo hat ſich gegen uns empört. Volkshaufen wüthen durch alle Gaſſen, unſere Brüder mordend. Dupuy, der Commandant von Kairo, iſt gefallen. General Bon mit uns gegen die Rebellen; — die Imans uud Mollahs auf den Minarets zum Aufruhr ſchreiend, Cicaden im reifen Weizen, Hyänengeheul, dazwiſchen der brüllende Hülferuf unſerer Lärmkanonen! Das fanatiſche Volk verſchanzt ſich in der großen Moſchee El-Heazar. Zur Nacht Bonaparte von ſeinem Streifzuge zurück, am Morgen Batterieen auf dem ſtadtbeherrſchenden Gebirgsrücken Mocatam. Durch die Straßen gegen die große Moſchee rücken Grenadiercolonnen vor. Die Batterieen beginnen zu ſpielen, wie lebendige Weſen, tanzen die Kugeln zerſchmetternd auf der Kuppel der Moſchee. Der Himmel dunkelt im Gewitter und begleitet das Krachen der Kanonen mit Donnerſchlägen. Aus der Moſchee hervor im Ausfall das raſende Volk in die Spitzen unſerer Bajonnete; — dann heulend um Gnade flehend. Der Aufruhr iſt geſtillt. Es lebe Bonaparte!

Aegypten ist ein gemästetes Rind, aber von Mitternacht her kommt der Treiber.

Paris ist in Kairo. Wir haben Spielsäle, Billardzimmer, Lesecabinete, Orchester und Bälle mit den entschleierten Damen Kairos, Kaffeezimmer, Billardzimmer, Restaurationen, Abends Feuerwerke und Komödie, alle Belustigungen der Pariser im Tivoli zu Kairo. Wir lassen Zeitungen drucken, eine Décade égyptienne und den Courrier. Es blühen Manufacturen und Fabriken aller Art unter dem Chef der Aërostaten. Wohin ein Franzose kommt, da bringt er Paris mit, und hier ist das uralte Mythenland des Osiris und der Isis.

Die Pforte hat uns den Krieg erklärt. Mit ihr ist England und eine Hölle gegen uns los. Bonaparte rückt mit der Hauptmacht in Eilmärschen nach Syrien. Davoust verstärkt den General Desaix in Oberägypten. Es steigert sich die Tragödie bis zur Katastrophe; jeder Mitspieler ist ein Held.

Auf dem Marsche.

Unter den Guiden Davoust's, auf dem Dromedare fliege ich dem Regimente voran über die glühenden Wüsten. Da drüben ist das rothe Meer, weiter hinüber Gidda und Mekka; wie weit ist es noch bis zum Gangesstrome? Auf der andern Seite zur nächsten Oase rechnet man drei Tagereisen, so wieder von Oase zu Oase, Senaar in Nubien rückt *heran*, dann Dar-Fur und wieder nach hundert Tagereisen

buktu. So verschwinden Zeit und Raum vor dem
ıschreitenden Kameele, dem Schiffe der Wüste. Die
r liegen nicht mehr still, wie beinerne Esel; sie fliegen,
Falken, durcheinander; Weither und Fernhin ist ihr
e. Ich bin ein Zigeuner!

Alle Steinblöcke am Wege sind mit Hieroglyphen be-
und wollen mit dem Wanderer plaudern, der ihre
me Sprache nicht versteht. Wißt Ihr, wo Vineti,
e blaue Blume, blüht? — Ihr Gespenster der Vor-
, zur Ruhe! Zur Ruhe auch du mit Hieroglyphen
riebenes, wildes Herz!

In der Thebais.

Bei der Gräberstadt von Gournah haben wir den fürch-
hen Murad vernichtet und blutend zurückgeworfen in
Steppe.

Wir stehen im Mittelpunkte der alten Welt: vor The-
der unermeßlichen Ruinenstadt, dem Wunder und Räth-
er ältesten und neuesten Zeit. Die französischen Ge-
n erwecken sie vom Tode. Sie bannen die Gespenster
: Mauern an das Tageslicht der Literatur.

Hier beugt der Nil das Knie gegen Osten, die Berg-
ı auf beiden Seiten weichen zurück und zwischen ihnen
die Ebene von Theben, das Auge Aegyptens. Jen-
sind die Wüsten des Typhon.

Hier im Nilthal Leben, ringsumher Tod und Erstar-
Das ist das Vorbild der Religion und Geschichte
ptens.

Aegypten ist der Nil mit seinen Schlammufern; das Andere ist Felsen und Sand.

Aegypten ist eine Auster, welche zwischen zwei Schalen an Afrika hängt.

Welch ein breites Thal, darin als Oasen Dörfer nnd Karavanserais mit Palmbaumgruppen und Zuckerrohrpflanzungen und himmelanragenden Tempeltrümmern und Felsen, welche verwandelt sind in kolossale Menschenbilder!

Das ist das Land meiner Jugendträume! Ist es meine Heimath? Ich armer, ausgestoßener Mensch!

Hier lag die alte, heilige Pharaonenstadt mit ihren riesenhaften, gewaltigen Tempeln und Königspalästen. Ein Chaos unverwüstlicher, ewigkeittrotzender Trümmer ist von aller dieser Herrlichkeit allein noch übrig — ein Räthsel in Steine verwandelt, — ein zerrissenes Blatt uralter, seltsamer Geschichte, das Niemand vereinigen und lesen kann. —

Im Memnonium.

Da sitzen in finsterem Ernste Riesenwächter am Mumiensarge des alten Aegyptens, vor Schrecken zu Stein erstarrte, himmelhohe Gespenster, welche ihre Schatten werfen bis auf die lybische Felsenwand, rings umgeben von umgestürzten Götterbildern, Obelisken, Zierrathen, zertrümmerten Gliedern unermeßlich herrlicher Bildsäulen und von *Steinblöcken* mit seltsamen Schriftzeichen.

Nicht mehr begrüßen diese Kolosse mit klingendem Rufe

die aufgehende Sonne; sie trotzen trauernd der Weltvernichtung entgegen.

Hier ist das Grabmal des Osymandyas. Ein Granitfels liegt ungestaltet am Boden; erst aus weiter Ferne sieht man, daß es ein steinerner Menschenkopf, das Haupt des Welteroberers, ist. Osymandyas oder Bonaparte?

Gestorben sind die grünen und gelben Götter, der Hundskopf und Ibis und der große Affe, — untergegangen sind die Pharaonen und ihre Mumien werden in den Apotheken zu Pulver gemacht und von den Bauern als Brechmittel gebraucht, — und das ganze alte Aegyptervolk schläft in seinen Felsenhallen; aber ein armes, vertriebenes, in aller Welt herumirrendes Volk, das älter ist, als diese Uralten, lebt noch, und der Enkel des Hyksos, der Zigeuner, tritt auf das Haupt umgestürzter Götter und Könige.

Wer sagt mir, daß die blaue Blume eine Pharaonentochter gewesen sei? Vineti, wo bist du? Wer trieb dich vor mir her auf dem Meere in jener entsetzlichen Nacht? Ich muß ringen mit meinem Wahnsinn, wie mit einem unermüdlich anstürmenden Mamelucken auf dem feurigen Dongolahengste.

Kafrkarnak.

Wie ein in Melancholie und Wahnsinn versunkener Mensch dieselbe Frage, über welche er verrückt geworden ist, immer wiederholt, so Aegypten seine Sphinx in Kolossen, aufgestellt zu Alleen, welche zu den Tempeln und Pharaonenpalästen in Karnak führen.

Groß ist das Schicksal; denn ich, der Zigeuner, Sohn des vertriebenen Volkes, sitze hier und weine ü die Weltgeschichte vor dem Palaste der Pharaonen. S gewaltig wirken diese Massen in ihrer Einförmigkeit!

Vor den mächtigen Pylonen sitzen und stehen die ko salen, steinernen Sklaven mit den fanatischen, dumpf l starrenden Gesichtern, — in dieser entsetzlichen Ausdehn zum Ungeheuern über Maß und Verhältniß hinaus und ewigen Einerlei hinbrütender Melancholie. Drinnen Hofe stehen umher in langer, einförmiger Trabantenr wieder andere steinerne, ewige Knechte des königlichen bäudes, welche noch nach Jahrtausenden gehorsam auf Nacken den Felsen tragen. Dahinter, welche Hallen t sich auf und mitten darin der Festsaal, dessen Decke Säulenwald emporträgt, dessen Wände überall bedeckt mit bunten, abenteuerlichen Göttern und Opferzügen wunderlichen Verzierungen!

Hier ist ein steinernes und wahrhaftiges Märchen; Gedicht, das Ihr mit der Hand angreifen könnt, — gla Ihr noch nicht an die Wahrheit der Poesie?

Hier stehe ich stundenlang vor einer Seite dieses M chenbuches, das nur Wahrheit berichtet, vor dieser, Felsenstücken emporgebauten und prächtig von unten oben hinaus beschriebenen und vollgezeichneten Wand. ist überschüttet mit bunten Bildern. Geschäftig und schendurch laufen die Hieroglyphen, welche gern erzäl möchten, wie taubstumme Menschen, mit heftigen, zudri *lichen* Geberden, und sich doch nicht verständlich ma *können*. Sie begleiten ihren Pharao überall hin, wel

auf diesen Wänden ein armes Hirtenvolk mit seinen Heerden jagt durch Wald und Sumpf und über den Fluß in die Gebirge. Die herumlaufenden Schriftzüge sind, wie Geiger, welche mit einem in das Fett getauchten Violinbogen über die gespannten Saiten fahren. Was wollen sie bedeuten?

Ein grün und blauer Papagei mit einem possirlichen Menschengesichtchen sieht mich weinerlich unter diesen Zeichen an; er möchte so gern reden, der freundliche Antiquar, und kann doch nicht. Eine grüne Eidechse läuft an der Wand herum und studirt emsig diese alte Bilderschrift. Seit drei Tagen gehört sie zum französischen Institute und wird sehr von unsern gelehrten Damen geliebt. Kleines Thier, gieb dir keine Mühe, ich will dir das Räthsel lösen!

Das uralte Hirtenvolk, welches, ausgestoßen von den Brahminen in Indien, durch die Wüsten bis nach Aegypten gezogen war, ehe noch Osiris hier einen Tempel hatte, dieses Volk ist es, welches die Priester und ihre Könige hier aus ihrer zweiten Heimath vertrieben haben; dieses Volk, welches alle Pharaonen, Theben und Memphis und die ganze alte Welt mit ihren Göttern überlebt und wieder nach tausend Jahren zu dem Streiter Mohammed's, dem Kalifen Omar, gesprochen hat: „Wir stammen von Zig und lieben die Pferde, haben keine Häuser und Städte und setzen den Reisenden keine Zeichen an die Straße; wir sind die Zigeuner!" Und wieder nach tausend Jahren steht ein Mensch dieses Geschlechtes hier und spricht: „Ich bin ein Zigeuner!". Warum zitterst du, grüne Eidechse? Wo weilst du, blaue Blume, schöne Pharaonentochter? — Deshalb sind wir so elend, weil wir die Götter haßten und die Freiheit lieben.

Ueberſieht man aus der Ferne Thal und Felſenkette, ſ kommt es Einem vor, als wenn die Felſen altägyptiſch Gebäude und dieſe wieder Felſen ſeien. Aus den Umriſſe dieſer Berge conſtruiren ſich von ſelbſt dieſe alten Tempe und Paläſte. Die ägyptiſche Kunſt iſt nur die geſteigert Natur dieſes Landes, aus welcher ſie unmittelbar, wie ein Blume, emporgewachſen iſt.

Noch leben hier dieſelben Menſchen, welche auf de Denkmälern der alten Welt abgebildet ſind — dieſelbe Geſtalten, dieſelben Geſichter, ſelbſt in den Waffen un Trachten noch ähnlich ihren Vorfahren. Sie leben je vom Verkaufe der Mumien ihrer Vorältern.

Wenn ich ein Vaterland irgendwo hätte, baarfuß un bettelnd wollte ich dorthin wallfahrten, auf den Knieen durc glühende Steppen rutſchen und mich nähren von Thräne der ſüßeſten Sehnſucht. Ich habe keine Heimath. Soll i hingehen, wo der Gangesſtrom dahinträumt durch die ſege ſchwangern Fluren, wo die Götter und ihre Prieſter mei Brüder zu Parias und zu Thieren gemacht haben? oder z den Berbern in der Wüſte? Meer und Wüſte geben de Menſchen kein Vaterland. Ich bin der unglückſeligſte Menſch!

Was klage ich? Dort, wo mein Vater begraben iſt auf dem Anger, daran der Kirchhof ſtößt, unter dem Weiden*baume* in Deutſchland an der Nordſee, dort unter der *grünen* Weide iſt meine wahre Heimath! Vor mir verſinken

Indien und Aegypten und das Meer von Deutschland rauscht herüber mit der Luft über das Grab meines Vaters und haucht: „Mein Sohn, wo bist du?“

Ich und meine Kameraden stehen oft zusammen auf dem Vorposten bei dem Wachtfeuer in der kühlen Nacht und verfolgen mit unsern Gedanken den Siegeslauf unserer Brüder in Syrien unter dem Cäsar der neuen Zeit, dem General Bonaparte. Sie haben die Wüste, welche Afrika von Asien trennt, durchwandert mit dem Gewehr im Arm und vom Berge Sinai herab die Trommelwirbel der Marseillaise erschallen lassen. Sie haben die Festungen von Gaza, Jaffa und Kaiffa zerstört und begrüßen die Engländer und Türken in Acre mit ihren Kugeln.

Wir schreiben uns in das Buch der Geschichte.

Nicht Menschen allein können uns überwinden; das Schicksal schickt die Pest, den Fanatismus des Moslem und die Hinterlist Englands gegen uns. Bonaparte ist mit unsern Brüdern wieder heimgekehrt nach Kairo.

Wähnten die Engländer und Türken, der zurückweichende Löwe sei müde? Die Türken waren gelandet bei Abukir. Gegen jeden Franken standen zwanzig fanatische Moslemen in der Feldschlacht. Bonaparte's schwergewaffnete rechte Hand, General Lannes und Murat, der verwegene Reitergeneral, haben mit Säbel und Bajonnet die furchtbare Armee der Moslemen vernichtet.

Dort, wo unser Orient brüllend seine Himmelfahrt hielt, mußte das Volk des Orients verbluten zur Sühne dem Dämon unserer Waffen.

Die Wagschalen stehen sich wieder gleich. Desaix sagte, als wir die Siegesnachrichten empfingen: „Wir haben uns in Aegypten zu Tode gesiegt.“ Ich fürchte, es ist so.

Auf dem Marsche in der Wüste.

Unter dem General Friant sendet uns Desaix zur Verfolgung des Murad-Bei in die Wüste. Ich fühle Etwas in mir, das tödtlich ist.

Findet ein Europäer dieses Tagebuch, so wisse er, daß ich einsam in der Wüste gestorben bin am ägyptischen Fieber. Am fernen Horizont verschwindet die Escadron meiner Kameraden. Die Bleifeder sinkt mir vor Mattigkeit aus der Hand.

In einer Höhle.

Sie hatten mich todtkrank zurückgelassen in der Wüste bei ägyptischen Hirten, welche mich in ihrer Höhle menschlich gewartet und gepflegt haben. Seit einigen Tagen bin ich wieder meiner Sinne mächtig. Noch weiß ich nicht, welche Jahreszeit wir haben? Wo unser Heer steht? Was vorgefallen ist?

Entsetzlich! Erst ist Bonaparte zurückgegangen nach
ankreich, nachher ist Kleber ermordet worden in Kairo,
und dann hat die französische Armee capitulirt und
gypten verlassen. — So viele Mühe, Schweiß, Blut
d Heldenleichen um diesen Preis? Und ich allein noch
diesem fremden, barbarischen Lande, allein mit der gräß-
en Erinnerung an die Vergangenheit? — Das Stück
zu Ende; es blieb zurück als Epilog der Zigeuner.

Der treue Fellah, welcher mich in meiner Krankheit
flegt hat, vergoß gestern Thränen bei der Erinnerung
Desaix. „Er war gut und gerecht! er war unser Va-
!" rief er immer wieder aus. Ich fühle mich wieder
und, aber meine Seele ist krank vor Sehnsucht nach
ropa. Ich muß das Grab meines Vaters unter dem
nen Weidenbaume wiedersehen.

Ich wohne in der Gräberstadt Gournah bei der The-
s in einem Grabgewölbe. Ich wandere mit meinem Fel-
in den Felshallen von einer Todtenkammer in die an-
e; viele davon sind bewohnt von Hirten und Fischern.
ich ein wunderbares, geheimnißvolles Grausen ergreift
h, wenn ich da um mich herum die alten Aegypter, die
wohner Thebens, in langen Reihen liegen sehe in den
mmern und Gassen dieser unterirdischen Stadt, wie schein-
t. Seit länger, als dreitausend Jahren, harren sie hier
Wiederkehr ihrer Seele aus der Wanderschaft durch die
ihen der Thiere. Sie lügen die Ruhe des Schlafes und
Hoffnung des Aufwachens dem Beschauer vor, während
ußen der *Wind von Osten* her in die Löcher, welche ne-

beneinander an der Felswand die Eingänge bilden, spottend, wie auf einer Panflöte, ihnen ein Hirtenlied vorpfeift. Auf den Wänden ihrer Ruheſtätten iſt abgebildet in zierlichen, bunten Bildern ihr Lebenslauf; wie ſie gemeißelt und gezimmert, gewebt und Harfe geſpielt, geheirathet und Kinder gezeugt, Schätze geſammelt haben und geſtorben ſind, — ihr ganzes Leben, als wäre es geſtern geweſen und heute noch! Da ſitzen in den Ecken ihre poſſirlichen, zuſammengekauerten Schutzgeiſterchen mit den jungen Geſichterchen, die wieder etwas Altes, Geſpenſtiſches haben, und tragen in den Händen Blumenſtengel, welche ſich in Haſenköpfchen enden. Dort ringeln ſich gräuliche Schlangen durcheinander; hier beugt ſich ein Mohr abſcheulich über ſich, aus ſeinem Munde im Bogen über den Kopf zurück fährt die Seele aus, welche ſich, noch ehe ſie den Boden berührt, in einen Käfer verwandelt, während ein Kind zwiſchen ſeinen Füßen ſteht.

So haben die alten Aegypter, dieſes Gräber- und Unkenvolk, ihren Glauben und ihr Leben in unvergänglichen Bildern um ſich her geſtellt, um bei dem Wiedererwachen ſogleich ſich wieder auf ihr erſtes Leben zu beſinnen. Selbſt ihre Särge ſind ringsum beſchrieben mit ihrer Lebensgeſchichte; andere haben die Kaufurkunden über ihre Häuſer und Felder in Papyrusrollen unter dem Kinn. Ihr armen Betrogenen! — Ueber Euch ſchreitet hin der plumpe Fuß des Fellah und zertritt Euch in Staub. Es giebt kein Theben und keine Pharaonen mehr, ſelbſt Eure Götter ſind geſtorben, Eure Häuſer ſind Schutt und Eure Aecker Sand — und Euer Glaube an Unſterblichkeit war eine Lüge! Geht zur Ruhe, Ihr armen Geſpenſter, der Tag *bricht an!*

Ich werde noch aberwitzig in dieser unterirdischen Stadt des Todes bei dem Mumienvolke.

Mein ganzes Dasein zerrinnt zu einem wehmüthigen, phantastischen Märchen.

Heute fragte mich der Fellah: ob ich das Grab der blauen Blume besehen wolle? Ich will bei Sinnen bleiben und wenn der Wahnsinn mit Bajonneten anstürmte gegen meinen Kopf.

Wir stiegen durch endlose Mumienreihen mit der brennenden Fackel, umschwirrt von Fledermäusen, durch labyrinthische Gänge, Kammern nnd Hallen bei dem Qualme drückender Hitze, in das Innere des Felsens und auf Wendeltreppen tief hinab auf den Grund, wo wir endlich in einen prachtvollen, unterirdischen Saal gelangten. Mein Führer zog mich um eine Säule herum und wir standen in einer kleinen Halle. Jetzt zündete er noch eine Fackel an und das ganze Gemach ward hell. Unzählige Figuren in brennenden Farben liefen an den Wänden herum, aber in der Mitte, in einem ovalen Kreise, stand die Gestalt der Pharaonentochter, in ihrer Hand eine blaue Blume. Vergebens bot ich meinen Verstand auf, um die Phantasterei meiner Sinne zu beherrschen; ich strengte mich an, meine Augen der Lüge zu zeihen, es stand doch vor mir das unvergeßliche Bild meiner unglücklichen Vineti. Erkannte ich nicht diese großen, dunkeln Augen unter der schönen, breitgewölbten Stirn, die feingeschnittene Adlernase, den kühnen, edeln Mund mit den sanftaufquellenden, schmachtenden Lippen? Hatte ich nicht diese Gestalt an mein Herz gedrückt? Doch hielt ich mich noch *aufrecht*. Ich verstockte mich absichtlich gegen

den Eindruck, welchen dieses Bild auf mich machte; denn schon begannen meine Gedanken sich zu verwirren. Ich mochte schon lange stumm und versunken in Betrachtung dagestanden haben, als mich der Fellah bei dem Arme faßte, und mich auf den alabasternen Mumiensarg aufmerksam machte, welcher unter diesem Bilde stand.

Er hob den Deckel ab. Mit einem lauten Schrei stürzte ich mich darüber hin; — es war die Leiche einer Pharaonentochter, — meiner blauen Blume.

Ich will sie nicht mehr sehen. Böse Geister bethören oft des Menschen Seele, um ihn zu verderben; sie wollen mir meine Vernunft rauben. Bin ich denn ein solcher Narr, daß ich schon anfange, die uralte Zeit zu verwechseln mit dem heutigen Tage? Der Fellah hat bemerkt, welchen unsäglichen Eindruck die Mumie der Pharaonentochter auf mich gemacht hat. Ich mußte ihm auf seine Frage antworten, daß sie meiner verstorbenen Braut sehr ähnlich wäre. Er lachte geheimnißvoll und schweigt seitdem. Ich will sie nicht mehr sehen und das sinnenverwirrende Märchen mir aus den Gedanken schlagen. Morgen reise ich nach Alexandrien. Ich habe die hundert Goldstücke, welche ich eingenäht bei mir trage, noch gefunden; diese sollen meine Ueberfahrt bestreiten. Ich will eine Wallfahrt machen zu dem Grabe meines Vaters.

Alexandrien.

Verkleidet, in der Tracht eines europäischen Kaufmanns, *bin ich hier* angekommen. Im Hafen liegt ein hamburger

auffahrteischiff. Uebermorgen schiffe ich mich darauf ein. Wie hat sich hier Alles verändert! Wie ein heftiges Gewitter, mit Donnerschlägen und Blitzen ist Bonaparte vorüberezogen; — Alles ist still und gewöhnlich, wie sonst. Der Türke sitzt nachlässig mit untergeschlagenen Beinen auf dem Teppich vor dem Kaffeehause und bläst aus seiner langen Pfeife ein Ringelchen von Tabacksrauch in die blaue Luft, sieht es verschwimmen und sendet ein neues nach. Auch kommen die Kameele wieder mit Wasserschläuchen um die Ecke und die Häuser haben noch platte Dächer und Altane, wie Moscheen Minarets und schlanke Säulchen und draußen umher ist immer noch Wüste, wo der Schakal heult und der Sperber schreit. Wir sind, wie eine Wolke, vorüberezogen. Ich bin ein feiger Geselle, denn ich weine, wie ein Weib.

Da kamen wieder über mich die Geister der Märchenwelt. Sie lassen nicht von mir; denn ich bin ihr ältester Freund, den sie lieb behalten. Da sind sie alle wieder mit ihren wunderlichen, ernsthaften und zugleich possirlichen Gesichtern! Gestern trat plötzlich der treue Fellah aus der Thebais in mein Zimmer, hinterdrein folgten seine beiden Knaben und brachten die Mumie, welche mich in Gournah fast um meinen Verstand gebracht hatte. Dieser Bettler schenkt mir zum Andenken eine Pharaonentochter. Sie ist eingewickelt in feine Linnen, welche mit räthselhaften Zeichen beschrieben sind. Sollte darin schon mein Schicksal mit verzeichnet sein? — Sie will mit mir nach Europa auswandern. Das Schicksal ist meiner mächtig, ich unterliege.

---

gypten, sinnloses Nachtgespenst, kehre heim in dein
tausendjähriges Grab! Dich stört nicht mehr der Wirbel
anzösischen Trommel und der Donner unserer Kanonen.
ume ruhig fort von Sesostris und Psammetich, von
ander und von Bonaparte, bis der Sand der Wüste
e Sphinx und deine Riesentrümmer gar verschüttet hat
, nur noch der Samum durch die Oede weht!

„Hiermit schließt," sprach Johannes, „das Tagebuch
es Zigeuners."

„Aber was ist aus der schönen Vineti geworden," fragte
unsere Freundin Ottilie, „aus Joseph's Braut, von welcher
er immer so räthselhaft spricht?"

„Darüber giebt der Brief, welchen Joseph aus Toulon
bei seiner Einschiffung nach Aegypten an seinen Pflegevater
geschrieben hat, uns Auskunft," entgegnete Johannes und
las weiter vor:

Toulon.

„Vater, Du hast mich lieb gehabt, auch wenn Du hart
gegen mich warst. Wenn ich unglücklicher Mensch eine
Ahnung habe von einer Heimath, so hast Du diesen Keim
in meine Seele gepflanzt, da ich noch gering war, wie ein
Thier des Waldes. In Deinem Hause war ich glücklich
und wäre es geblieben, wenn ich nie erfahren hätte, daß
ich das Kind eines uralten Elendes bin. Erinnerst Du Dich
noch des Tages, wo die Zigeunerhorde mit mir und dem
fremden Mädchen fortzog durch das Dorf? — Mir sollte
die Blume der Liebe nur so lange blühen, bis sie meine
ganze Seele bestrickt hatte mit ihrer wunderbaren Pracht
und ihrem Dufte, um mir dann auf ewig plötzlich wieder

zu verschwinden. Wir wurden in der darauf folgenden Nacht gehetzt, wie die Hirsche, von uniformirten Mördern, von den fürstlichen Füsiliren. Ich und meine wilden Gesellen vertheidigten uns von Busch zu Busch. Welches Heulen und Schreien der Kämpfenden und Sterbenden, der Weiber und Kinder durcheinander! Jetzt waren wir aus den Weidenbüschen hinaus an das Meer gedrängt. Vineti, meine geliebte Braut, war in einen Fischerkahn gesprungen, welcher dort angebunden lag, hatte ihn flott gemacht und rief: „Joseph! Joseph! komm' herein!“ In diesem Augenblicke drangen auch die fürstlichen Soldknechte auf uns heran mit Spießen und Bajonnetstößen; zugleich rief Vineti: „Schwimm' nach! Schnell die Hand her!“ Ich sprang in das Meer und wollte die Ruderstange, welche mir Vineti entgegenhielt, fassen, als auf uns neue Schüsse fielen und Vineti im Nachen zusammenstürzte. Ich schrie vor Schrecken und sank unter; doch rang ich mich wieder schnell empor; unfern von mir schwamm der Nachen ohne Ruder, nur von den Wellen und dem Winde langsam dahingetrieben. Ich strengte alle Kräfte an, ihn zu erreichen, immer mehr wich er von mir ab. So währte der Kampf mit den Wellen eine geraume Zeit und weit hinter mir lag schon das Ufer. Wenn ich aufhörte, das Wasser zu bewegen, so hörte ich das Stöhnen der Verwundeten im Kahne ganz vernehmlich. Tausendmal rief ich, bitter weinend und schluchzend, ihren Namen: „Vineti!“ — Das Aechzen im Kahne dauerte fort, aber ihre Gestalt sah ich nicht über den Rand des Fahrzeuges sich erheben. „Es ist kein Gott im Himmel!“ schrie ich, und dann wieder: „Vineti!“ Ich strengte wieder alle meine Kräfte an, den Nachen, in welchem meine Braut, mein wunderbares Wild-

chen lag, zu erreichen; dieser trieb jedoch, wie zur Verhö
nung des Unglücks und der Verzweiflung, vor mir her u
verspottete mein Drangsal und meine Mühe. Schon b
gann ich zu ermüden, denn die Brust schmerzte von d
ungeheuren Anstrengung, mit welcher ich schwamm. T
gerieth ich in eine unsägliche Verzweiflung. Mit eine
Fluche, der mir noch heute durch Bein und Mark fähr
bot ich meine letzte Kraft, die Kraft der Raserei, au
schon tippte ich mit meinen Fingern den immer wieder a
gleitenden Nachen; — schon erreichte ich mit der ein
Hand seinen Bord, endlich gelang es mir, auch die ande
Hand hinanzubringen, und nun ließ ich mich dahingleit
durch die Fluth, denn fast waren meine Kräfte gänzli
geschwunden. Doch rief ich in Einem fort: „Vineti, i
bin da! Lebst du noch?“ Ich erhielt keine Antwort; i
lauschte mit allen Sinnen, — ich vernahm auch kein Aechz
oder Athmen mehr. So ließ ich mich dahinschleppen, ob
Kopf und Brust am Rand des Nachens hinauf und mi
selbst hineinschwingen zu können. Meine Kraft nahm i
mer mehr ab, je heftiger ich weinte und unabläßlich in d
öde Nacht und das rauschende Meer hinausrief: „Vine
geliebte Vineti!“ Eine solche Nacht voll Jammer und Ve
zweiflung hat noch Niemand erlebt! Es war ein frisch
Wind, der mich und den Kahn immer weiter hinaustri
auf das Meer. Der Mond war endlich untergegange
ich erstarrte fast zu Stein im Schauer des Morgens; do
ließ ich nicht vom Nachen. Endlich ward Alles morge
hell. Da wagte ich zum letzten Mal meine Kraft aufz
bieten und brachte glücklich das Kinn über den Rand d
Fahrzeuges. Was sah ich? Unvergeßlich wird dieser A
blick in meiner Seele bleiben. Vineti lag bleich und to

auf dem Boden drinnen ausgestreckt, — meine Vineti, schön, wie ein weißes Marmorbild auf rothem Sammet, meine ermordete Vineti in ihrem Blute. Ein unnennbarer Schmerz durchzuckte meine Seele, jede Besinnung verging mir, ich sank zurück in das Meer. Konnt' ich nicht ertrinken? Warum muß ich noch leben? Doch damals war ich wirklich todt, mehr noch als todt: ich war vernichtet.

Einige Tage nach diesem Vorfalle erwachte ich dennoch wieder auf einem Schiffe, das der batavischen Republik angehörte und mich im Meere aufgefischt und gerettet hatte, ohne Etwas von einem Nachen und der Leiche darin gesehen zu haben. War etwa Alles nur ein Traum?

Man hat mich zum Soldaten der Republik Frankreich gemacht. Was wollen diese Franzosen? Was bedeutet das, was sie Freiheit nennen, da sie doch in dumpfen Städten und Straßen wohnen? Sie sollten einen Zigeuner nach den Leiden und Freuden der Freiheit fragen! Nach Toulon ging unser Marsch. Wäre ich schon todt! Eine barmherzige Kugel wird die rechte Stelle finden.

Noch weiß Niemand, wohin diese Expedition, zu welcher unermeßliche Zurüstungen gemacht werden, gehen wird. Man flüstert heimlich: „Nach Aegypten!" Bei dem Namen dieses Landes erbebt meine Seele vor den Schauern des Räthsels, welches mein Dasein umspinnt. Ob ich von dort je wieder zurückkomme? Ich muß, denn ich habe eine unendliche Sehnsucht nach dem Grabe meines Zigeunervaters, welcher mit seinem Leibe mir ein Vaterland von drei Ellen lang und tief unter der grünen Weide am Ufer des Deutschen Meeres gekauft hat. Ein Vaterland! *Der Geist meines* Schicksals muß mich, wenn er

Vernunft hat, wieder heimbringen in mein Vaterland, zu dem Grabe meines Vaters.

Ich grüße Dich zu tausend Malen.

Joseph."

„Der Geist seines Schicksals," fuhr Johannes fort, indem er das Tagebuch und die Briefe des Zigeuners wieder in seine Mappe legte, „hatte Sinn und Vernunft: er trug seine Leiche mit der Mumie der Pharaonentochter an den Strand des Deutschen Meeres zu dem Grabe seines Vaters.

„Ich war von diesem abenteuerlichen, traumdurchflochtenen Schicksale des armen Joseph's wunderbar bewegt. Ich beschloß noch in der Nacht seine Leiche zu sehen. Ich verließ mein Schlafgemach und ging hinüber zu dem Schuppen, wo die Leiche stehen sollte. Es wachte dabei die Leichenfrau.

„Welch einen wunderbaren Contrast zeigte mir der Anblick! Neben einer vieltausendjährigen Mumie lag die Leiche eines jungen, erst vor wenigen Tagen im Meere verunglückten Soldaten, zwei so wunderbar vereinigte Leichen, welche nach den Gebräuchen der evangelisch-lutherischen Kirche von einem einfachen Pfarrer in einem entlegenen Fischerdorfe am Strande der Nordsee beerdigt werden sollten.

„Ich hob die Lampe empor, um das Gesicht der Mumienleiche näher zu betrachten. Es war ganz erhalten und verrieth wirklich noch sehr schöne Züge. Ihre Leichenhülle war rings umschrieben mit seltsamen Figuren und Hieroglyphen; nur an der rechten Seite war das Zeug durch*gerieben* von den Speichen des Karrens, auf welchem die *Leichen* vom Strande hierher geschafft waren. Die eine

ıb der Mumie lag fast ganz bloß. Indem ich diese iff und leise aufhob, fiel mir die Blumenzwiebel daraus egen, welche, wie ein Wunder, jetzt vor uns als blaue aryllis blüht.

„Das ist das Ende von der Geschichte des armen Zi-ers und seiner Vineti Sunge.“

Ottilie hatte mit beiden Armen den Blumentopf um-ngen, in welchem die Amaryllis blühte, und rief mit bstürzenden Thränen:

„Blaue Wunderblume, holdseliges Räthsel, schöne Pha-rentochter! ich will dich lieben, wie eine Schwester, in er zarten Farbenhülle, und wenn du mir endlich ver-en mußt, so will ich in jeder guten Stunde deiner ge-en, wie des schönsten Geheimnisses, welches mir begeg- ist in diesem kurzen und so schmerzlich süßen Leben!“

Robert erwiderte: „Was nicht die menschliche Zunge zusprechen vermag in dem höchsten Drange der Begei-ng, alle die seligsten, geheimnißvollsten Gefühle, die gste, unmittelbarste Erinnerung an die Vergangenheit, vermag eine Blume in ihrem Zauber der Farbe und Duftes. So blüht hier in dem zartesten und vergäng-ten Wesen vor uns die ganze Weltgeschichte.“

„Wohl! Sowie einst,“ entgegnete Hermann, „die Lotos-ne in Indien Brahma trug, als er über sich selbst und Welterschaffung brütete, so blüht in diesem Blumen- das alte Aegypten mit seinen Jahrtausenden, seinen tern und seinem Glauben wieder herein in die gegen-tigste Stunde; sie ist die Seele der alten Welt!“

Erdmann blickte jetzt in den Kelch der Blume, wie in Menschenauge, hinein und rief: „O, wie tief wurzelst unten *in der alten* Mythenzeit, du blaue Blume der

Sehnsucht und Liebe, und hebst durch Jahrtausende hera
dein zartes, vergängliches Blumenhaupt herein in di
wildfremde Stunde der neuesten Zeit, indem du so in
nem einzigen Augenblick unermeßliche Zeiträume zu Du
und Farbe zusammenrinnen läßt! Du heilige Blume,
gegrüßt von uns mit jeglicher Andacht! Was das Ve
gänglichste, das ist das Ewige geworden! Prophetin, w
verstehen deine symbolische Sprache, in der du das ne
Evangelium verkündest von dem großen Gott in der Wel
geschichte, in dessen Leben und Weben alle Vergangenh
zu einem Gestern wird, das heute ist und morgen se
wird."

Johannes erwiderte: „Stört auch nicht mit Wort
und Gedanken das Märchen, welches aus dieser Geschich
mit dem Dufte des Morgenlandes uns anweht! La
uns seiner erinnern, wie eines seligen Traumes, der u
die eigene Kindheit auf einen Augenblick vor die Seele g
zaubert hat."

Bei diesem Gespräche war der Mond hoch emporgestiege
die Gewitterwolke, welche mit Wetterleuchten und dumpf
Donnern gedroht, schien sich verziehen zu wollen.

Schon längst hatten die Gondeln, welche uns in d
Stadt zurückbringen sollten, unten an der Elbe uns e
wartet.

Hermann und seine holde Genossin begleiteten uns dur
den Garten, welcher von leuchtenden Johanniskäfern durch
schwirrt war und mit seinen Centifolien und Lilien duftet
hinunter an das Ufer.

„*Gute* Nacht! Glückliches Wiedersehen!" und schon ri

derten wir mitten auf dem Strome, dessen Wellen uns schnell hinabtrugen, dem Mondregenbogen entgegen, welcher sich, wie eine Geisterbrücke, durch die Juninacht über den Himmel herabzog auf die träumende, weinende Erde.

Der Zufall hatte es gefügt, daß Johannes und Cecil in die zweite und letzte Gondel allein miteinander zu sitzen gekommen waren. Da diese nur einen Ruderer und deshalb langsamere Fahrt hatte, so war sie an die erste Gondel, welche vorausfuhr, mit einem Seile befestigt. Johannes und Cecil saßen traumversunken Hand in Hand, Beide schwiegen, jeder in einer andern Gemüthsstimmung. Johannes blickte unverwandt in die Wolken, welche durch die Bergschluchten sich in das Thal hereinzuwälzen schienen und den Himmel wieder verdunkelten, um dann mit plötzlichen Blitzstrahlen Alles umher mit grellem Licht zu überflammen. Cecil aber hing mit Blick und Seele am Gesichte des besorgten Freundes. Der Wind erhob sich, die Wellen des Flusses schienen ängstlich und unruhig zu werden.

„Gott geleite uns glücklich heim!“ sagte jetzt Jemand in der ersten Gondel. „Ist Gefahr zu fürchten?“ fragte Cecil odemstockend.

„Wir suchen jetzt das Ufer zu gewinnen,“ versetzte Bernhard, „vielleicht gelingt es.“

Jetzt erfolgte ein gräßlicher Blitzstrahl und ein gewaltiger Donnerschlag, die Wellen thürmten sich, mit einem Ruck war das Seil gerissen, welches beide Gondeln verbunden hatte, und, wie ein Pfeil, flog die erste unter dem Schrei des Entsetzens Aller hinaus in die Nacht und ließ die zweite mit Johannes *und* Cecil *allein*. Cecil hatte sich schluchzend

an Johannes' Brust geworfen. Die Gondel war von dem Winde und Wellenstoß auf eine Sandbank gerathen und saß fest. Vergeblich bemühte sich der Schiffer, das Fahrzeug flott zu machen. Das Wetter wurde immer hefttger, alle Elemente waren im Aufruhr; es schien, als wäre Feuer im Strome, das ihn zum Sieden brächte, es jagten sich Blitz und Donner, Wind und Regenfluth. In diesem Augenblicke lag über Fluß und Land regenrauschende Finsterniß, im andern stand sie in vorüberzuckender Feuergluth. Der Schiffer hatte das Steuerschwert hereingezogen und sich rathlos auf die Kniee niedergekauert, während die Wellen mit weißen Köpfen das Fahrzeug immer tiefer in den Sand hineinschoben, daß es schien, als müßte der Boden krachend sich in allen Fugen auseinandertrennen. Cecil hatte krampfhaft Johannes umschlungen, welcher den Mantel um ihn geschlagen hatte. Johannes aber wußte nicht, wie ihm widerfahren war, ein Mädchenherz klopfte an seiner Brust; noch war es ihm, wie im Traume, vergebens fragte er: „Bist du Cecil, mein Cecil?“ — ohne eine andere Antwort zu erhalten, als vermehrtes Schluchzen. „Wer bist du?“ seufzte er fragend, „darf ich es errathen, war ich seither blind? — Du bist“ — — ein heißer Kuß brannte lange, lange als Antwort auf seinen Lippen. Beide hörten nicht mehr das Brausen des Gewitters und des Stromes, nicht den knirschenden Sand unter dem Fahrzeuge; die Nebelkappe war gefallen, — Cecil — Cäcilie! „Verzeihe, verzeihe mir, geliebter Johannes,“ flüsterte sie, „ich darf es ja nicht verrathen, daß ich ein Mädchen bin. Mein Vater, der jetzt in Nordamerika, *wollte es so*, da ich hier ohne seine Aufsicht bei meiner *Muhme* erzogen werden sollte! Ich habe es ihr so

ngeloben müſſen, keinem Menſchen mein Geſchlecht zu ent-
ecken, und nun hat mich die Liebe zu dir verrathen!
Wirſt du mich unglücklich machen?“ Johannes verſprach
hr das heiligſte Stillſchweigen, ſo lange ihre Muhme und
hr abweſender Vater es für nöthig halten ſollten. „Du
annſt es nicht ermeſſen,“ fuhr Cäcilie fort, „wie ſchwer
s mir wurde, dich in der Knabentracht zu täuſchen; denn
ein Herz hatte mich längſt erkannt! Und wie komiſch
ar es, wenn du von meiner geheimnißvollen Schweſter
chwärmteſt, die ich ja ſelbſt war. Nun ich dich mit ihr
ekannt gemacht habe, wirſt du ſie auch wirklich lieben?“
„Wie mein Herz,“ rief Johannes, „und ſo lange ich den-
en kann!“ „Nun wäre ich glücklich, ewig glücklich,“ ver-
etzte Cäcilie, „wenn ich jetzt mit dir hier ſterben könnte;
— eine einzige, wilde Woge muß uns begraben!“ „So
chlinge dich feſt an mich,“ verſetzte Johannes, „wie ich
meinen Arm um dich, und nun komme der Tod, er findet
uns vereint!“ — Aber der Tod hörte ſie nicht, das Ge-
witter zog ſeitwärts nach den Bergen und der Morgen
brach an, welcher die Rettung brachte.

Die ſelige Entdeckung, welche Johannes gemacht hatte,
enkt unſern Blick von ſelbſt auf einen Cirkel an einem
der folgenden Abende.

In der Geſellſchaft.

Die Gräfin von Steinfelden ſaß in heller Kerzenbeleuch-
tung im Kreiſe der Damen und Herren, welche ihren Sa-

lon besucht hatten. Sie gehörten bis auf Benedict unzweifelhaft der höhern Gesellschaft an.

Der kunstliebende Graf von Schlei hatte heute sein Album mit den Landschaften, welche er selbst gezeichnet hatte, mitgebracht und aufgelegt. Die Damen waren ganz in Kunstgefühl und Bewunderung zerflossen, während er ein Blatt nach dem andern süßlächelnd umlegte. Es waren meistens freie Phantasieen mit Motiven aus wirklichen Gegenden, aufgelöst in irgend einen symbolischen Gedanken, leicht hingeworfen und mit goldenen Linien, welche das Bild hervorheben sollten, zierlich eingefaßt.

Hier sah man ein Crucifix bei einem verdorrten Baume, worauf Krähen saßen, aus Nebelschichten sich hervorheben, zur Andacht auffordernd; auf einem andern Blatte eine Lerche über einem wogenden Kornfelde, in der Ferne ein Dorf, welches mit der Kirchthurmspitze und einigen Dachrücken aus dem Hintergrunde hervorschaute; dann wieder eine Winterlandschaft, angedeutet von einer schneebelasteten Tanne und einem Steinkreuze darunter.

„Ach, wie rührend!“ seufzte Fräulein Gabriele.

„O, lieber Graf,“ flüsterte die Generalin von Plankendorf, „wie sehr sind Sie um Ihr köstliches Talent zu beneiden!“

„So alle Empfindungen,“ versetzte die Frau Kammerjunker von Staudenigel, „auf das Papier hingießen zu können, welche Freude muß das sein!“

„Nur Ihre gnädige Nachsicht,“ erwiederte der Graf von Schlei, „kann diesen kleinen, lyrischen Gedanken, welche ich nur so zu meinem eigenen Amusement vorübergehend hinwerfe, einigen Werth verleihen.“

„*Nein*, in der That,“ flüsterte Baron von Krükling,

unſerer weltberühmten Galerie wenigſtens befinden keine Bilder, welche geiſtreicher aufgefaßt wären; wenn den armen Künſtlern Ihren Geiſt geben könnten, was Meiſterwerke würden wir beſitzen!“

Der alte Collegienrath de Lisboa ſaß neben Benedict fragte leiſe: „Sind die lyriſchen Naturbilder unſers ſen von irgendwem in Muſik geſetzt?“

„Die Componiſten,“ verſetzte Benedict, „rächen ſich an Malern, welche ihnen in das Handwerk greifen, und n ſelbſt, verſteht ſich mit Tönen. So überſpannt und greift ſich Alles, um mit dem Unmöglichen Effect zu en.“

„Meinen Sie nicht auch, meine Gnädige,“ verſetzte der merjunker von Staudenigel, während er aus Verſehen Zucker ſtatt in den Thee in den Hut fallen ließ, „daß bald in den Stand geſetzt ſein werden, an die Stelle gemeinen Kunſt eine hoffähige zu ſetzen? Haben wir bereits eine ſchöne Auswahl adeliger Dichter und iftſteller.“

„Und eben jetzt,“ fiel der Baß der Frau Baronin von ling ein, „componirt die Fürſtin Adelgunde, wie ich Vertrauen ſagen kann, an einer Oper, zu welcher der t von Eberhoffingen den Text gedichtet hat!“

„Was Sie ſagen, meine Gnädige!“ rief Fräulein Ga- von Knobelnberg.

„Darf man etwas Näheres wiſſen?“ fragte die Ge- lin von Plankendorf.

„Es iſt das Erdbeben von Chili!“ verſetzte die Baro- und nahm dabei heimlich eine Priſe St.-Omer. „Sie anz,“ fuhr ſie nieſend fort, „im Meyerbeer'ſchen Style lten, nur ſchwungvoller und kühner! Man hört jetzt

im Schlosse nur noch von Tonmassen reden! Vierzig
ker kommen bei dem Ausbruche des Erdbebens vor."

„Vierzig Pauker!" riefen die Generalin und der alte
von Knobelnberg.

„Die Kapelle wird bei der Aufführung," fuhr die
ronin fort, „von dem Musikcorps des Garderegiments
terstützt werden."

„Bomben und Haubitzen!" brummte der alte Ge
Plankendorf und strich sich dabei den Schnurrbart.

Unterdessen hatte die Gesellschaft den Grafen von S
sein lyrisch-malerisches Kunstgenie, das Crucifix im S
die Lerche und das Kornfeld und die beschneite Tanne
gessen, obschon er vernehmbar ein Blatt und wieder
Blatt umgeschlagen hatte.

„Ich darf wohl voraussetzen," sagte jetzt mit vor
genem Kopfe und mit geheimnißvoll lächelnden Lippe
Baronin, „daß meine Mittheilung unter uns bleibt;
außer dem Theaterintendanten, dem Kapellmeister un
nen Leuten und dem primo uomo und der prima do
unserer genialen Tzschrotzschski, weiß noch Niemand d
Doch kann ich Ihnen eine Stelle aus der neuesten
vorsingen."

„O, wie würden Sie uns verbinden!" riefen
Stimmen durcheinander.

„Unser Schlei, ich weiß es," sagte vertraulich un
kett zu diesem die ältliche Schöne, „wird mich auf dem
gel begleiten."

Auf ihren Wink wurde ihr von Schlei die Noten
welche er als ihr Cavalier mitgebracht hatte, überreich
Die Gesellschaft verfügte sich mit ihr, welche, wi

heller Sommermittag, lächelte, in das zweite Zimmer zu dem Flügel.

Benedict war im ersten Zimmer allein zurückgeblieben. Schon begannen die Töne des Flügels durcheinander zu rasen, plötzlich trat ein Piano ein und die Baronin sang ein Gebet zur mater dolorosa; dazwischen hörte man in den tiefsten Baßnoten die unheimlichen Vorboten des Erdbebens, dann in den höchsten Discanttrillern das ängstliche Geschrei der Vögel, nun aber die Kirchenglocken läuten, während die wohlbeleibte Sängerin in immer gellenderen Tönen den Himmel um Erbarmen anflehte, der aber immer unbarmherziger in tiefen Noten sie anbrummte.

Die Zuhörer drängten sich immer dichter um den Flügel herum. Es entging ihnen nicht der neue, große Moment in dieser Tonschöpfung: daß die Begleitung sich nicht im Geringsten nach dem Gesange genirte, sondern genial ihren eigenen Gang ging.

Benedict hatte sich in das Sopha geworfen und ließ dem Erdbeben im Nebenzimmer seinen musikalischen Verlauf. Er hing mit gefesselten Blicken an dem Portrait der Gräfin.

Bei dieser Betrachtung überraschte ihn Elisabeth, welche doch noch zu zarte Nerven hatte, um nicht von dem tollen Musiklärm angegriffen zu sein.

Sie stand längst neben Benedict, ohne von ihm bemerkt zu werden; er war so von dem Zauber des Bildes bestrickt, daß er Nichts mehr außerdem bemerkte.

„Sie träumen!“ flüsterte jetzt Elisabeth dem Erschreckenden zu; „geben Sie sich um's Himmelswillen vor den Leuten da drin kein Dementi!“

„Verzeihen Sie mir,“ versetzte Benedict, indem er sich

erhob, „ich verglich dieses Gemälde mit einer Erscheinung, welche ich in einem alten, schönen Schlosse hatte, an dem Tage, wo mir ein Messer durch das Herz ging.“

„Sagen Sie mir lieber,“ versetzte erbleichend Elisabeth, „welcher gute oder dunkle Geist führt Sie in meine Lebenskreise?“

„Ich werde Ihnen recht bald Alles sagen können!“ versetzte Benedict.

Sie blickte in seine Augen, sie waren klar und ruhig; ein unaussprechlich wohlthuendes Gefühl des Vertrauens und der Sicherheit ging über ihr Herz.

„Lassen Sie mich,“ sagte er bittend, „um Ihre Freundschaft ringen!“

„Ich werde immer Ihre Freundin sein!“ versetzte Elisabeth, „doch dann Vertrauen gegen Vertrauen!“ indem sie erröthete vom Kinn bis zu den Augen.

Benedict ließ seinen Blick schnell durch das Zimmer schweifen, dann hielt er die Hand hin; Elisabeth's Fingerspitzen sanken, wie von selbst, hinein, indem sie das Gesicht abwendete und plötzlich in dem Grübchen des Zeigefingers ein flüchtiges Glühen einer vorüberschwebenden Lippe fühlte.

Sie zuckte ein wenig, dann verschwand sie in das Musikzimmer mit einem sonnenhellen Blick über die weiße Schulter zurück auf den glücklichen Benedict.

Er fühlte es lebendig genug, daß er einen Augenblick erlebt, welchen er für die goldene Locke der Fortuna ansehen konnte; er beschloß sie um seinen Finger zu schlingen.

Unterdessen war nebenan das Erdbeben vollständig ausgebrochen, die Baronin schrie nur noch, als müßte sie in der Brandung der Töne versinken, welche ihr an die Kehle *stiegen*.

Jetzt sprang eine Saite des Flügels gellend entzwei, Benedict blickte auf und sah drin im Musikzimmer die dicke Baronin, wie einen Löwen vor einem Bäckerladen mit weit aufgerissenem Munde, oder wie eine gähnende Boa-Constrictor.

Noch bekämpfte er sein Lachen, aber zu seinem Unglücke hörte er jetzt von draußen auf der Gasse einen Hund heulend Musik und Sängerin begleiten, indem Beide, redlich wetteifernd, sich gegenseitig zu überbieten schienen. Er that noch einen Blick hinein und sah den alten de Lisboa mit dem Schnupftuche vor dem Gesichte sitzen, aber daraus hervor die großen Ohren hin- und herwackeln. Benedict eilte hinaus, die Treppe hinunter und brach auf der Gasse in ein unendliches Lachen aus, so daß er erst auf seinem Zimmer wieder zu sich kam.

Die schwache Stunde.

Benedict blieb tief in die Nacht hinein noch auf. Sein Glück schien ihm noch nie so nahe gestanden zu haben, als jetzt. Halb wachend, halb träumend versenkte er sich in die Erinnerung an seine Jugendjahre und an so viele herbe Tage der bittersten Armuth, welche er mit seiner Mutter verlebt hatte. „Wir hatten manchen Tag keinen Bissen Brod im Hause!“ sprach er für sich, „und manchmal ging das Mehl im Kästchen zu Ende, ohne daß wir wußten, woher wieder Rath zu schaffen sei.“ Es fiel ihm der harte Winter ein, wo die Mutter gezwungen war, die Bettstellen zu zerspalten *und in den* Ofen zu stecken, ohne daß es ge-

lang, die gefrorenen Fenster aufzuthauen. Er erinnerte sich, wie in jenem Winter die Thränen seiner Mutter, welche an seinem Lager um Erlösung von diesem Erdenjammer gebetet hatte, auf der Diele lange, lange Tage als Eisklümpchen lagen. Er sah sie noch immer mit ihrem Spinnrädchen, an welchem sie für ihn und sich das karge Brod verdiente, am kleinen Blechofen sitzen und sich selbst in den Schafpelz gewickelt zu ihren Füßen. Vor seiner Seele stand jetzt so lebendig ihr liebes, abgehärmtes Gesicht, daß er plötzlich auffuhr, seine Arme ausbreitete, als wollte er sie an sein Herz drücken, und laut rief: „Daß du noch lebtest und ich dir das, was das harte Leben dir schuldig geblieben ist, tausendfach zahlen könnte!“ Er drückte nun sein Gesicht in die Hände und weinte bittere Thränen.

In das Leben eines jeden Menschen treten solche schwache Augenblicke, vielleicht um so mächtiger, je mehr der Verstand vorher das Gemüthsleben beeinträchtigt hatte; denn das wahre Glück des Menschen besteht im Gleichgewichte Beider.

Auch an Benedict rächte sich jetzt nun das beleidigte Gemüth, und doch konnte man die Richtung seines Daseins auf das äußere Leben verzeihlich finden. Hatte ihn doch schon seine Mutter mitten in ihrem Elende gewöhnt, bestimmte Ansprüche auf äußere Geltung zu machen. War er doch in ein auf niedere Industrie herabgedrücktes Volk, wie ein junges Raubthier, geworfen worden. Hatte er doch aus den drückendsten Verhältnissen sich herausarbeiten müssen, und mußte er sich doch immer wieder eingestehen, daß er Alles, was ihm dabei geglückt war, seiner Vermessenheit bei einem gewissen leichten Sinn verdankte. *Mit letzterem* war er jetzt zu Ende. Dazu kam, daß seit

einiger Zeit die geschärfte Censur in den deutschen Bundesstaaten ihm es fast unmöglich machte, ferner von dem Honorar leitender Artikel, welche er zeither mit großem Beifall für die gelesensten Zeitungen geschrieben hatte, seine Bedürfnisse bestreiten zu können. Für den Augenblick lebte er vom Schuldenmachen, wobei er sich, wie mancher Finanzminister, tröstete. Dennoch waren jetzt die alten Wunden seiner Seele aufgebrochen, das Unglück seiner ersten Liebe zu Victorinen, und die Erinnerung an seine arme, verhungerte Mutter.

Als er sich heimlich ausgeweint hatte, rief er, sich ermuthigend, aus: „Wohl, ohne Besitz ist kein Genuß, ohne Besitz keine Freiheit, ohne Besitz keine Macht! Die Gelegenheit, dazu zu gelangen, bietet sich dar, was will ich aber zögern?“

„Jetzt das Nächste!“ Mit diesen Worten und großen Schritten ging er zum Schreibtische, um — an die Gräfin Elisabeth von Steinfelden zu schreiben.

Er war in diesem Briefe sehr aufrichtig, er schilderte ihr jenen Moment auf dem Schlosse Lindeck, wo er sie zuerst in der grünen Einsamkeit vor der Krystallvase und den spielenden Fischen gesehen, und den zweiten, wo er Victorine an Elisabeth's Oheim, den General, verloren sehen mußte. Ob ihm damals bei dem Verluste seines schönen Traumes zugleich und im Voraus die Zukunft mit der glücklichen Wirklichkeit erschienen sei, könne nur Elisabeth entscheiden. Er schrieb warm, aber vorsichtig; es kam Alles darauf an, wie die Empfängerin den Brief lesen wollte. Benedict hatte in dem Herüber und Hinüber der sich jagenden Gedanken und Empfindungen seine Nerven in eine solche Unruhe *gebracht*, daß es ihm unmöglich war, im

Zimmer zu bleiben. Er warf seinen Mantel um und eilte hinaus in die Nacht.

Weiter! Weiter!

Es mochte gegen Mitternacht sein, als Benedict in das Freie trat. Die Laternenwächter eilten umher und schraubten die Gasflammen in den Laternen zurück. Der Mond ging auf und stand über den böhmischen Bergen mit bleichem Gesichte in einer rothen Wolke, wie Huß auf dem Scheiterhaufen. Benedict kam an die katholische Kirche, deren Heilige in der Nacht das Innere der Kirche verlassen zu haben und auf dem Kirchendache und den Thurmabsätzen mondsüchtig herumzuklettern schienen. Die Elbe kroch dunkel mit geheimnißvollem Murmeln unter das Joch der Brücke, auf welcher damals noch das metallene Crucifix emporragte. Benedict schritt vorüber, indem er halblaut zu sich selbst sagte: „Weiter! weiter!“ — Als wenn die Elbe das rechte Wort, das sie gesucht, vernommen hätte, schien auch sie mit allen Wellen zu brausen: „Weiter! weiter!“ und die steinernen Heiligen auf dem Kirchendache streckten die Arme aus und deuteten herunter, hinauf, hinüber, als sprächen auch sie: „Weiter! weiter!“ Er that einen Blick an ein erleuchtetes Fenster im Schlosse über dem Georgenthor und sprach bei sich, indem er vorüberschritt: „Dürfte ich ihm doch sagen, was ihm fehlt, — ein Freund, der die werdende Zeit und den er selbst versteht!“ Vor Benedict lag *jetzt die* Schloßgasse mit ihren vorspringenden Erkern und *Altanen*, diesen kleinen Privattheatern der interessantesten

ebes- und Familienstücke mit ihren Erinnerungen an die
ugusteische Zeit Sachsen's und Polen's.

Die meisten Fenster waren dunkel, nur hier brannte in
m obersten Stockwerk eine Lampe zur Arbeit einer armen
ähterin, und auf der andern Seite, fast gegenüber, das
atte Licht eines armen Candidaten, welcher sich seinen kärg-
hen Unterhalt mit Stundengeben am Tage und Noten-
reiben zur Nacht zu verdienen suchte. Alles war still
f den Straßen, nur zuweilen scholl ein Krachen fallender
reter von den Buden und Ständen, welche dort eine Nacht
n die andere abgebrochen und wieder aufgebaut werden,
n die Leute durch dieses Krachen in der Nacht an bürger-
he Ruhe zu gewöhnen. Im Dunkel einer ausmündenden
asse stand ein Liebespärchen, das Mädchen schien zu wei-
n, ihr Erkorener ihr harte Worte zuzuflüstern. Weiter!
eiter! Benedict beflügelte immer mehr seine Schritte und
langte bald auf die Promenade mit ihren Platanen und
g dann wieder in die Straßen der Vorstadt ab. Sein
hr vernahm jetzt die dumpfen Klänge eines Claviers aus
m Saale einer Restauration, dazwischen das Klappern der
ugeln eines Billards und die schläfrige, französisch zäh-
nde Stimme des Marqueurs. Weiter! Weiter! So
m er an das Palais der Gräfin, er stand dort still, Alles
ar darin still. Er drückte die heiße Stirne an die stei-
rne Thürpfoste, sein Herz schlug heftig; denn so sehr er
h es auch zu verhehlen suchte, doch liebte er noch immer
ictorine, deren Bild sich immer zwischen ihn und Elisa-
th drängte. Weiter! Weiter! Der Mond sah schon
er die Bäume des großen Gartens herüber, als er auf
e Felder hinausgelangte. In einem Gebüsche schlug
ne *Nachtigall um die* Wette mit einer anderen, deren

Stimme aus der Ferne hertönte. Die Gärten waren im Blüthenschnee der Bäume begraben, welche süße Düfte weithin durch die Luft streuten, während sich ihre Blüthenaugen mit Freudenthränen füllten. Ein weicher Nebel lag weithin über die Flur gebreitet, als müsse er die Liebesgeheimnisse von Millionen Wesen verhüllen; nur die Johanniswürmchen hatten ihre Laternchen angezündet und krochen unter den dichten Blättern der Stauden am Wege neugierig umher. Selbst die Sternenaugen am Himmel schienen nur herabzublinzeln, als wollten sie nur ein Weniges von allen Geheimnissen dieser Nacht errathen. Benedict schlug die Straße nach Räcknitz ein, welches oben an dem Berge, wie in weiße Tücher eingehüllt, hinter seinen blühenden Stauden und Bäumen und umwogt von reichen Aehrenfeldern sich ausruhte. Ein Hund bellte träg von dort in die Nacht hinaus dem Wanderer entgegen: „Komm'! Komm'!" Er zog mit der Straße am Dörfchen vorüber und stand bald auf der Anhöhe, von welcher er die Stadt mit der Kuppel ihrer Frauenkirche und ihren Häusermassen, wie ein steinernes Märchen, unten schlafen sah. Er starrte, in seinen Mantel gewickelt, lange hinunter und sprach endlich für sich:

„Wie lieblich ruhst du da, du schöne Sachsenstadt, Lieblingskind deiner Könige von Polen, von welchem sie Nichts geholt haben, als ein ähnliches Schicksal für ihr Land! Du hast mit Anstand den schwarzseidenen Haarbeutel herübergetragen bis zu dieser Stunde, du warst immer zu vornehm für deutsche Wissenschaft und Poesie und dich hat nie eine große Idee begeistert! Wie schade, wie jammerschade um dich! Wer einen Schatz heben will, darf nur vorwärts schauen, *niemals zurück*, sonst verwandelt der Schatz sich in Kohlen *und Asche!* Weiter! Weiter!"

Aus der Mühle unten jenseit der Anhöhe krähte ein Hahn dem nahenden Morgen entgegen. Benedict wendete sich thal-einwärts. Nach einer Weile sah er unten am Fuße des Berges die Straße herauf eine dunkle Männergestalt kommen. Der Wanderer schritt scharf aus, der Zwischenraum zwischen ihm und Benedict wurde immer geringer. Jetzt schien der Fremde zu stutzen; Benedict stand still und nöthigte ihn näher zu kommen. Indem sie aneinander vorübergehen wollten und sich grüßten, blieb der Fremde plötzlich stehen und sagte: „Verzeihen Sie mir, daß ich Sie noch einmal anspreche, Ihre Stimme kommt mir bekannt vor! Ich heiße Wildspur.“

„Wildspur?“ versetzte fragend Benedict, „doch nicht Heinrich Wildspur aus Niedersachsen? mein Jugendkamerad?“

„So bist du Benedict Ivo von Ivenhof!“ rief Heinrich Wildspur und schloß den Jugendfreund in seine Arme; — „und wie kommst du hierher in der Nacht? Welche wunderbare Begegnung!“

„Ich wohne in Dresden,“ versetzte Benedict, „und mache nur einen Spaziergang in der Nacht.“

„Und ich,“ erwiderte Wildspur, „komme von Amerika herüber, um mein Kind abzuholen; es soll der alten Welt Ade sagen!“

„Du bist verheirathet?“ fragte Benedict, indem er sich ihm anschloß. „Die Antwort darauf,“ entgegnete Wildspur, „ist eine lange Geschichte. Unsere Kameradschaft von Jugend auf giebt dir ein Recht dazu, mein Schicksal zu erfahren. Die einsame Nacht und unsere Begegnung schließen dir mein Herz auf. Die Erzählung kürzt uns den Weg ab.“

Siegfried und Chriemhilde.

„Ich bin fünf Jahre älter als du," begann Wildspur, „das ist ein geringer Altersunterschied, aber groß genug, um einen Menschen zur Welt ganz anders zu stellen. Mein Vater war, wie du weißt, in der Stadt unserer Heimath Huf- und Waffenschmied. Obschon ich das höhere Gymnasium besuchte, so ließ er es sich doch nicht verdrießen, mich auch sein Handwerk zu lehren. Ich danke ihm noch heute dafür, denn ich lernte dabei meine Glieder gebrauchen und die Kraft meines Leibes ausbilden; ich biege dir noch heute ein Hufeisen zusammen. Ich lernte mit Pferden umgehen, und die wildesten Bestien mit Blick und Wort bändigen. Vielleicht erinnerst du dich noch des Aufstandes gegen die Franzosen im Frühling 1813 und des Kampfes, worin dein Vater gefallen ist. Ich war mit dabei, kehrte aber nicht wieder heim, sondern ging über die Grenze als Freiwilliger zu einem preußischen Freicorps. Wir stritten wild und ruhmlos und wurden nach dem Frieden aufgelöst. Die guten Kameraden zerstreuten sich in alle Welt. Meine Aeltern waren gestorben, die Schmiede verkauft und die kleine väterliche Erbschaft unter den Händen des Gerichts und der Advocaten zu Wasser geworden. Ich zog nun einige Jahre in der Heimath und den angrenzenden Ländern umher, bis ich nach .....u, der Universitätsstadt kam. Dort traf ich zufällig einen Kameraden von der Freischaar, der jetzt den Säbel an den Nagel gehangen hatte und wieder Theologie studirte, welche er bei dem Rufe: „Für Gott, Freiheit, Vaterland!" verlassen hatte. Als ich ihm mittheilte, wie ich mei*nes Vagabund*enlebens herzlich satt wäre, gab er mir den

Rath, mich zu dem erledigten Amte des Vorfechters auf dem Fechtboden zu melden. Da er und die Burschenschaft, welche er mitgestiftet hatte, bei meiner Bewerbung um dieses Amt mir Vorschub thaten, so erhielt ich es. Ich verlebte unter der frischen, freien Jugend der Studentenwelt drei der glücklichsten Jahre meines Lebens. Welche Hoffnungen schwellten damals unsere Herzen! — Es war, als wenn die Begeisterung für das Vaterland sich aus den weiten Kreisen der deutschen Völkerschaften in den engsten seiner Jünglinge auf den Universitäten zurückgezogen hätte, um sich in jedem Einzelnen zu einem Ideale zu läutern. Das war unser Unglück. Wir hatten die Aufmerksamkeit der Regierungen auf uns gezogen, es erschienen die Karlsbader Beschlüsse und wir waren zu Demagogen erklärt. Wie Hunderte und Tausende der edelsten Jünglinge in diesen modernen Hexenprocessen zu Grunde gerichtet worden sind, wissen wir. Da ich nun Vorfechter und kein Student war, so gab man mir, als auch ich verdächtig wurde, einfach meinen Abschied. Die ganze Burschenschaft gab mir das Geleit. Bei unserem Abschiede wurde viel gesungen und geweint. Ich stand wieder allein in der Welt. Mein Weg ging nach Berlin, wo ich Aussicht hatte, mich mit Privatunterricht im Fechten durchzubringen. Es gelang mir auch so ziemlich. Ich lebte einfach und anständig, auch gewann ich einige Freunde unter den Künstlern, welchen ich mit einiger Eitelkeit wohl den Gefallen that, ihnen zu Heldenfiguren als Modell zu stehen. Eines Tages kommt einer dieser Maler zu mir und erzählt mir, daß er von einem hohen Gönner den Auftrag habe, an einem der nächsten Abende lebende Bilder aus den Nibelungen zur Feier eines Geburtstages *zu stellen*, und wie es ihm an einer Gestalt

fehle, welche Siegfried und daß nur ich ihn vorstellen könne; die junge Gräfin, die Tochter des Hauses, werde Chriemhilde sein. Da er mich dringend bat, die Bitte der Theilnehmer am Festspiele nicht abzuschlagen, so sagte ich zu. Kaum hatte ich mein Versprechen dem Maler gegeben, so befiel mich eine seltsame Spannung aller meiner Nerven, ich gerieth in eine fieberhafte Aufregung, wie ich sie nie, selbst nicht vor einer Schlacht empfunden hatte. Es war eine Vorahnung von dem Dämon eines bösen Schicksals, das mir bevorstand; denn an jenem Abende wurde der Würfel meines Lebens geworfen. Die wenigen Tage vor dem Feste füllte die Besorgung der Siegfried-Costümes aus. Sie waren einfach und kostbar und ganz dazu gemacht, die Wendung der Glieder vortheilhaft erscheinen zu lassen. Als endlich der bestimmte Abend anbrach, fuhr ich nach dem gräflichen Hotel. Dort wurde ich in ein Ankleidezimmer geführt, wo mich der Maler und der Regisseur der königlichen Oper erwarteten, um mich in den Nibelungenhelden zu verwandeln. Bald kamen noch andere Herren an, welche gleichfalls Figuren im Bildercyklus darzustellen hatten. Es ging, wie du denken kannst, in den Ankleidezimmern bunt genug her. Endlich entwirrte sich doch das Chaos und die seltsamen Gestalten des gewaltigen Gedichtes traten daraus hervor. Die Damen drüben in den abgesperrten Zimmern gaben jetzt das Zeichen mit der Glocke, welche uns ankündigte, daß auch sie fertig wären. Als jetzt mein Freund die Figuren der Reihe nach musterte, blieb er lange bei mir stehen, drehte mich bald rechts, bald links, bis er mir endlich in das Ohr flüsterte: „Bei Gott, du bist Siegfried selbst!“ „*Dafür*,“ entgegnete ich, „habe ich auch, wie er, einst den *Schmiede*hammer und das Schwert geführt.“

„Der Maler verließ uns jetzt, denn das erste Bild, Chriemhildens Traum, sollte das Schauspiel eröffnen. Nach einer Weile verkündete uns das laute Bravorufen, daß das Bilderfest begonnen. Mein Herz pochte so gewaltig, als müßte es meine Brust zersprengen; aber schon kam der Maler, mich selbst hinüber zu holen. Ich hatte den Augenblick darzustellen, wo Siegfried den Drachen überwindet. Er führte mich durch eine Tapetenthür auf die kleine Bühne, welche an dem einen Ende des Saales errichtet war. Der Vorhang war niedergelassen und trennte mich noch von den Zuschauern, ich befand mich hier mit dem Maler allein, denn Chriemhilde hatte sich bereits wieder zurückgezogen. Im Mittelgrunde der Scene stand eine hohe, dunkelrothe Wand, davor hing ein zweiter Vorhang mit einem Ausschnitt in Spitzbogenform, außen für das Auge der Zuschauer umrahmt von gothischen Verzierungen, also daß die Bilder, welche gestellt wurden, wie in einer Blende erschienen. Zwischen dem Rahmen und der Hinterwand befand sich eine Stufenerhöhung, auf der das Bild erschien. Rechts vom Zuschauer war die Beleuchtung von Lampen in hellrothen, links in blauen Gläsern mit zauberhaftem Farbenspiel.

„Der gemalte Drache wurde herbeigeschleppt, ich setzte den linken Fuß auf seinen Rücken und stach den Speer in seinen mir zugewendeten Feuerrachen. Der Vorhang ging in die Höhe, und ein hundertstimmiger Jubelruf scholl mir entgegen. Ich war, wie verzaubert, es war mir, als wenn ich träumte. Der Vorhang fiel, der Drache wurde weggeschafft, und die Gräfin als Chriemhilde kam herauf zu mir. Wie sie mich nun erblickte, zuckte sie erschrocken zurück. Doch faßte sie sich wieder und trat dann zu mir.

Ich sprach kein Wort und sie kein Wort. Mit dem ersten Blick in ihre dunkelblauen Augen fühlte ich, daß sie mein Schicksal werden sollte. Sie war märchenhaft schön. Auf dem Haupte trug sie eine phantastische, mit Rubinen und Perlen besetzte Krone über dem gescheitelten, aschfarbenen Haare, welches in langen, reichen Strähnen über ihren marmornen Nacken hinunterwallte. Sie trug ein, bis über die Hälfte der Hüften enganschließendes, violettes Gewand, an welches sich ein langes, weitfaltiges, weißwollenes Schleppgewand anschloß, nachlässig vom Gürtel in Spangen gehalten. Ihre Stirn war frei, hoch und klar, das Gesicht streng und gebieterisch, besonders der scharfgeschnittene und doch üppige Mund. Doch wie kann man Etwas beschreiben, was nur zu malen ist?! Auf Geheiß des Malers reichte sie mir die Hand. Wir standen da, Blick in Blick gekehrt, mir war es, als wenn sich mein Geist in sie und ihre Seele sich in mich in einem leisen Händedruck stürzte. Ich fühlte ihr Blut in der Hand pulsen, welche ich hielt. Mein Herz war ruhig, tödtlich ruhig, wie das eines Soldaten mitten im Gewühl der Schlacht unter dem krachenden, betäubenden Donner der Geschütze. Der Vorhang war aufgezogen und wieder gefallen, die Wiederholung des Bildes war verlangt worden, es ward wiederholt, und nur jetzt, als die Musik hinter dem Bilde schwieg, wachte die Gräfin wie von einem Traume auf. Der Maler sagte mir später, daß wir die Gäste des Generals, welcher der Oheim der Gräfin war, wundersam entzückt hätten. Es kam nun Siegfrieds Ermordung am Brunnen, dann die Scene, wo Chriemhilde vor ihrer Thüre am Morgen seine Leiche findet, zur Darstellung. Genug davon! — Das Fest war zu Ende, *ich kehrte* mit dem glücklichen Maler nach Hause. Meine

Ruhe war von mir gewichen, die Liebe mit allen ihren Qualen hatte mein Herz bestrickt. Es versteht sich von selbst, daß der Fechtmeister, der Proletarier, keine weitere Einladung in das gräfliche Hotel erhielt. Ich aber war nicht gesonnen, Chriemhilde zu vergessen." Als hier der Erzähler eine Pause machte, fragte Benedict, fast mit mehr als Neugierde: „Darfst du mir den Namen der Familie nennen?" „Diesen schenke mir!" versetzte Wildspur, und fuhr zu erzählen fort:

„Dem gräflichen Hotel gegenüber wohnte ein Musiklehrer, ein Bekannter von mir. Ich besuche ihn jetzt häufig, und oft hatte ich das Glück, drüben am Fenster des großen Saales Chriemhilde zu sehen. Unsere Blicke suchten sich und hingen an einander, bis das Eine oder Andere vom Fenster zurücktreten mußte; denn auch ich mochte mich dem Musiklehrer nicht entdecken.

„Eines Tages sah ich, wie sie, am Fenster stehend, Jemand zu sich winkte; es trat die Tochter des Portiers ihres Hotels heran. Während die Gräfin mit ihr sprach, blickte sie zuweilen über die Schulter herüber zu mir.

„Ich glaubte den Wink verstanden zu haben, daher hielt ich ein Billet mit der Frage bereit: „Wo werde ich Chriemhilde wieder begegnen?" ohne Aufschrift und Unterschrift. Ich hatte schon früher bemerkt, daß jenes Mädchen öfters gegen Abend ausging. Ich nahm mir vor, sie einmal an der Straßenecke abzuwarten. Schon am dritten Abende sah ich das flinke Mädchen aus dem Hotel heraus und längs der Straße hinhuschen. Ich folgte ihm; es ging in das Theater. Es hatte mich dort gleich erkannt, ich merkte es an seinen schelmischen Blicken, welche mich zuweilen streiften. Bei dem Ausgange vom Theater gesellte ich mich

zu dem Mädchen, und unterhielt es von allgemeinen Dingen, denn ich konnte nicht den Muth gewinnen, ihm das Billet anzuvertrauen. Das Mädchen war jedoch weniger schüchtern; als wir in die Straße, wo es wohnte, einbogen, sagte es: „Sie werden mich jetzt verlassen müssen; doch haben Sie mir Etwas an meine Herrschaft anzuvertrauen, so sollen Sie eine treue Seele in mir kennen lernen.“ Ich gab dem Mädchen, ehe es von mir ging, das Billet. Nun verlebte ich einige peinliche Tage in banger Erwartung einer Antwort. Jeden Abend stand ich auf der Lauer. Endlich kam das Mädchen wieder. Im Vorübergehen flüsterte es mir zu: „Nach dem Theater!“ Ich folgte ihm dorthin, und verlor es nicht aus dem Auge. Beim Heimgange war ich wieder an seiner Seite. Es eröffnete mir: daß der General auf dem Hofballe wäre, seine Nichte aber mit Kopfweh sich entschuldigt hätte und mich empfangen würde. So trat ich zum andern Male über die Schwelle dieses Hotels. In das erste Stockwerk ging eine Doppeltreppe; wo ihre ersten Absätze zusammengingen, war eine kleine Altanstube vorgebaut, worin diejenigen, welche sich bei dem General anmelden ließen, gewöhnlich warteten. Dorthinein führte mich das Mädchen, zündete eine kleine Lampe an, welche es hinter einen Schirm stellte, damit der Schein davon nicht an das mit einem Vorhange verhüllte Fenster fiel, und verließ mich, indem es den Finger zum Zeichen der Verschwiegenheit auf die Lippe legte.

„Hier mußte ich wohl eine Viertelstunde lang im Aufbot aller meiner Sinne ausharren, hörbar pochte mir das Herz, eine innere Gewalt schien die Schläfe und die Stirne zu zersprengen zu wollen. Mein Gehör war so geschärft, daß ich das vernahm, was die Vorübergehenden auf der

traße sprachen. Mein Odem ging in glühenden Feuer-
ößen, bis in die Fingerspitzen vor pochte der Aufruhr mei-
es Blutes. Jetzt hörte ich leichte, schwebende Tritte. „Sie
t's!“ rief eine Stimme in mir. Es öffnete sich die Thür,
– es war — Chriemhilde. Ich war von dem kleinen Di-
an aufgesprungen, meine Glieder versagten mir den Dienst,
h stürzte vor ihr nieder, faßte ihre Hand und bedeckte sie
it meinen Thränen. Sie flehte, mich zu mäßigen, und
ie sie sich zu mir niederbeugte, flammten unsere Seelen im
ißen Kusse ineinander. Wir blieben bis tief in die Nacht
ısammen und trennten uns nur mit dem küsseversiegelten
erſprechen, jede Gelegenheit zu geheimer Zusammenkunft
benutzen. Der Winter verging, der Frühling brach an,
nd wir gehörten zueinander, wie Mann und Weib. Zu
er Liebe gesellte sich aber für mich die Pflicht, sie aus ih-
n Verhältnissen retten zu müssen. Sie konnte sich jedoch
icht zu einer Flucht entscheiden, welche doch ihr Zustand
öthig zu machen schien. Mit dem heißen Drang im Her-
n, sie zu ihrer, zu unserer Rettung endlich dennoch zu be-
egen, denn jeder Augenblick konnte unser süßes und doch
sorgenvolles Geheimniß verrathen, war ich auf ihre Be-
ellung gegen Abend in das Hotel und in das bekannte
immer geschlichen. Kaum war ich dort angelangt, so
örte ich den Haupteingang und jetzt die Thür im Hinter-
ause schließen. In diesem Augenblicke flüsterte eine Stimme
mir herein: „Rette dich, Alles ist verrathen!“ Gespornte
chritte einiger Männer kamen herbei und drüben herauf,
ndere von oben herunter; es schien um mich geschehen zu
in. Ich machte schnell und behutsam das Fenster auf,
ob mich hinaus, trat auf ein vorspringendes Gesimse, und
n Nu *stand ich unten in* der Flur, während oben in dem

Zimmer die Thür aufgerissen wurde und mehre barsche Stimmen riefen: „Der Hund ist hinunter!“ Ich eilte nach dem Hinterhaus, dort stand die Staatskutsche des Generals, über deren Decke durch ein Fenster der Schein einer Straßenlaterne hereinfiel, ich kletterte dort hinauf, schon hörte ich die Verfolger sich nähern, mit einem Faustschlag flog das Fensterkreuz hinaus und ich hinterdrein auf das Pflaster der dort vorübergehenden Seitenstraße. Meine Gebeine hatte der Sprung so erschüttert, daß mir einen Augenblick lang die Sinne schwinden wollten, ich beherrschte mich aber und kroch, wie ein Hund, längs der Häuserwand hin bis zu der nächsten Thür. Dort wohnte ein Schuhmacher, welcher mir bekannt war. Er nahm mich auf und ließ mich in seiner Kammer im Bette ausruhen; denn wir Männer aus dem Volke sind barmherzig zu einander. Er rieb meine Glieder mit Spiritus, gab mir einige Tropfen Arznei aus seiner Hausapotheke und überließ mich dann dem Schlummer, in den ich versank. Es mochte gegen elf Uhr in der Nacht sein, als ich neugestärkt erwachte und Nichts spürte, als einen dumpfen Schmerz in den Kniegelenken. Doch auch dieser wich, als ich einige Schritte in der Kammer auf- und abgegangen war. Jetzt aber überfiel mich die Sorge um die Geliebte meiner Seele, um mein Weib! — Ich riß mich daher von meinem barmherzigen Samariter los, der mich mit Gewalt zurückhalten wollte, nachdem er mir heilige Verschwiegenheit über den Vorgang angelobt hatte, und hinkte auf einem Umweg nach dem Hause des Musiklehrers, welches, wie du schon gehört hast, dem Palais gegenüber lag. Die Hausthür war noch offen, der Musiklehrer noch auf. Als ich in das Zimmer trat, lag er im Fenster und *rief:* „Was da drüben bei dem General nur vorgehen mag?“

Ich zog ihn vom Fenster zurück und sagte ihm: „Du
rst gut thun, wenn du dich nicht darum bekümmerst, son-
rn mir die Sorge darüber überlassen wirst! Ich habe
r eine Bitte: leg' dich ruhig in dein Bett und laß' mich
r wachen!“ — „Mein Gott!“ versetzte er, als er mir
das Gesicht blickte, „wie gräßlich siehst du aus!“ —
Nimm dir auch dies nicht zu Herzen, Alter!“ entgegnete
. Der Musiklehrer ging jetzt an einen Wandschrank, nahm
e Flasche Wein und ein Glas heraus, und sagte: „So
ge dir dieses da Gesellschaft leisten! Du hast Recht,
n Alles zu wissen, frommet nicht; gute Nacht!“ Mit die-
n Worten ging er in sein Schlafcabinet; ich hatte nun
länglich Zeit, das Rennen und Laufen mit den Lichtern
üben im Palais und die beweglichen Schatten an den
nstervorhängen zu beobachten. Welche gräßliche, blutige
edanken gingen in jener Nacht durch meine Seele! ich war
he daran, die Hand an mich selbst zu legen und dem ver-
ßten Leben ein Ende zu machen, „Ja,“ grollte ich für
ich, „wir Armen sind die von Gott Verworfenen! Was
lst es mir, daß ich mit meinem heißvergossenen Blute in
vielen Gefechten und in mancher Schlacht dem Vater-
nde gedient habe? nun ich heimgekehrt, werde ich gehetzt,
ie ein wildes Thier der Wüste! Doch es geschieht
ir schon recht, warum erhob ich mein Haupt aus dem
chmutze zur Tageshelle empor, ich — ein geborener
clave!“ — Mitten durch diese Gedanken brach wieder
e Liebe zu Ihr, wie ein tröstlicher Lichtstrahl! Hatte sie
ich doch vor Tausenden zu ihrem Gatten gewählt! War
: nur treu, dann blieb sie ewig mein! Unter diesen
Kleingesprächen dämmerte der Morgen an; die Flügel
s Thores im *Palais* wurden aufgemacht, und der große,

schwerbepackte Familienwagen heraus auf die Straße geschoben; dann brachte der Stallknecht die angeschirrten Pferde und spannte sie vor. Der Odem stockte mir in der Brust; endlich wurde eine verschleierte Dame herausgeführt; ich erkannte Sie! Mit einem Aufschrei sank ich am Fenster nieder; noch hörte ich am Boden das Rollen des fortfahrenden Wagens. Die Thorflügel wurden drüben in das Schloß geworfen, Alles wurde wieder still. Mir war es, als wenn auch zugleich mein Herz zu Eis verhärtet still stehen wollte. Ich erhob mich vom Boden und verließ die Wohnung meines Freundes, welche ich nie wieder besuchte. Einige Tage nachher kam dieser zu mir und eröffnete mir, daß einem Unbekannten, welcher vorgeblich die Familienehre des Generals beleidigt hätte, nachgestellt würde. Ich bat ihn, sich nach der Tochter des Portiers im Palais zu erkundigen, denn mit dieser müßte ich irgendwo sprechen. Er versprach es, meldete mir jedoch bald darauf, daß sie mit der Nichte des Generals verreist sei, aber wohin? wisse selbst ihr Vater nicht. Mir war das Leben, zumal in Berlin, wo ich das höchste Glück und Unglück erlebt hatte, verhaßt geworden. Ich griff daher wieder zum Wanderstabe und zog in die Welt hinaus, ohne zu wissen, was ich darin weiter anfangen sollte. Doch das Leben duldet keinen Müssiggänger aus dem Volke; mein Geld ging auf die Neige, ich mußte wieder arbeiten, um leben zu können. In einem Wirthshause, welches ein Schmied hielt, war ich endlich bankrott. Ich bot dem alten Schmiedemeister, der eben ein unbändiges Pferd vergeblich zu beschlagen suchte, meinen Dienst an. „Er wird auch das wüste Thier nicht unterkriegen," meinte er höhnisch. Ich aber trat vor das Pferd hin, faßte es in das Auge,

is es zu zittern begann, und nun hieß ich den Schmied
in Amt verrichten. Dieser hielt mich für einen Hexen-
meister, da das Pferd nun ruhig mit sich schalten ließ.
Ich war bald mit ihm einig und trat als Geselle bei ihm
n Dienst. Welch' eine heilende Kraft steckt in der Arbeit!
lles Leid, aller Kummer und die dumpfe Verzweiflung
oben in Funken aus dem glühenden Eisen unter dem star-
en Schlage meines Schmiedehammers hinweg, nur eine
ille, unauslöschliche Trauer blieb zurück. Unter harter
rbeit waren mir in dieser Schmiede zwei Jahre vergangen,
h wußte nicht, wie? Eines Tages hielt dort ein kleiner
Planwagen, der Fuhrknecht kam herein und wünschte, sei-
em Pferde das eine Hufeisen festnageln zu lassen. Wie
h in der besten Arbeit war, stieg ein Frauenzimmer aus
em Wagen und trat zu mir. Als das Hufeisen festsaß
nd ich mich aufrichtete, that das Frauenzimmerchen einen
Schrei, und auf einen Blick erkannte ich die Vertraute
einer Liebe, Anna, die Tochter des Portiers bei dem Ge-
eral. Ich trat mit ihr bei Seite. Wir Leute aus dem
Volke haben ein offenes Herz für einander. Sie vertraute
ir bald das unselig heilige Geheimniß, daß das geliebte
Weib heimlich entbunden worden sei und auf dem Gute
es Generals im Gebirge lebe. „Und mein Kind?" fragte
h herzlich beklommen. „Das Kind ist," versetzte sie,
Gott weiß wohin? ausgethan worden! Es wird irgend-
wo unter fremdem Namen erzogen. Ich habe heilige,
neuere Verschwiegenheit angelobt, Niemand soll das Ge-
eimniß auch erfahren, aber Ihr habt ein Recht, ein noch
eiligeres darauf! Und dann, wer weiß, wozu Alles gut
t?" „Hat die Mutter des Kindes," fragte ich wieder,
meiner *in Liebe gedacht?*" — „Sie hat," — versetzte

das Mädchen, „seit der gezwungenen Abreise von Berlin Ihren Namen, lieber Wildspur, nie wieder zu mir ausgesprochen. Guter Freund, Sie kennen nicht die Frauen vom hohen Stande; sie können wohl mit Euch Männern aus dem Volke sündigen, aber Euch lieben — bis über den Stand hinaus, nimmermehr!“ Ich knirschte mit den Zähnen, doch mußte ich wissen, ob sie Recht hatte. Ich ließ mir von ihr noch einmal den Aufenthalt der vornehmen Frau sagen, prägte ihn in mein Gedächtniß, und beschloß zu ihr zu pilgern, um wenigstens mein Kind zu erhalten. Als Anna auf ihrem Planwagen, welcher sie vom Gute des Generals, wo sie bis jetzt gewesen war, in eine andere Gegend und auf eine andere Besitzung der Familie brachte, davongefahren war, schied auch ich von dem alten Schmiede, der mir noch einmal die Hände schüttelte, doch kein Wort sprach; denn Leute seiner Art haben keine Worte für Gefühle weicher, milder Art. Am dritten Tage darauf stand ich schon vor dem einst so heißgeliebten Weibe im Park vor dem Schlosse, wo sie, wie ich erkundschaftet hatte, häufig einsam spazieren ging. Sie erschrak heftig, als ich vor sie trat, faßte sich jedoch mit Gewalt und fragte fremd und stolz: „Wer ist Er? Was ist Sein Begehren?“ „Kennst du mich nicht mehr?“ rief ich. „Ich will dich,“ versetzte sie hart, „wer du auch seist, nie gesehen haben!“ — Ich bebte vor Wuth und flüsterte ingrimmig: „Wo ist das Kind? das Kind?“ „Ist Er wahnsinnig?“ fragte sie höhnisch. Ich trat ihr jäh nahe und sagte ihr ein Wort, vor dem sie, wie vor einem Hammerschlage, zurücktaumelte. In diesem Augenblicke kamen zwei Lakaien herbeigerannt; die Gräfin war bei einer Gartenbank niedergesunken und rief den Dienern zu: „Schafft den verrückten Menschen fort!“ Sie wollten mich packen,

ich aber schleuderte sie weit weg von mir und verließ das gräßliche Weib auf Nimmerwiedersehen! Ich haßte sie und zertrat jede schöne Blume am Wege, als wäre es ein Auge von ihr. Ich war aus dem Parke fortgegangen immer weiter, ohne Ziel, wie der ewige Jude, und irrte nun in den Wäldern umher. Schon einige Tage lang hatte ich von Wurzeln und Beeren gelebt, da kam ich endlich auf einen Fußsteig, auf welchem ein Bote, wie es schien, vor mir herschritt. Ich hatte ihn bald eingeholt; da ich wild genug aussah, hielt er mich für einen Pascher von der nahen böhmischen Grenze. Ich ließ ihn bei diesem Wahne. Bald kamen wir zusammen in ein Gespräch. Es that meinem Herzen wohl, wieder mit einem Menschen zu verkehren. Ich blieb daher bei ihm und kehrte mit ihm in einem einsamen Wirthshause ein, wo wir einen Krug Bier trinken mochten. Da ich ihn freihielt, wurde er sehr gesprächig und erzählte mir, daß er einen Brief und einiges Geld in das Grenzdorf bringen müsse, welches wir bald erreichen würden. Da er mir auf die Frage: woher er komme? das Gut nannte, wo die Gräfin sich aufhielt, so warf ich ihm die Frage ein: „Wie geht es denn dem ausgethanen Kinde?“ Der Bote sah mich starr an und entgegnete: „Nun da Ihr darum wißt, so kümmert mich die Sache weiter auch nicht.“ Er wurde nun um so vertraulicher, je gleichgültiger ich mich benahm. So erfuhr ich denn bald, daß sie das Kind in dem Dorfe, welches schon vor uns da lag, heimlich erziehen ließ. Ich begleitete ihn bis zum Hause, wo es untergebracht war. Ein herziges Kind saß auf der Thürschwelle und spielte mit einem weißen Kaninchen, welches Kraut aus seinem Händchen fraß. Wie wir uns ihm näherten, wurde mir das Herz so schwer, daß

ich hätte zusammenstürzen mögen. Als der Bote dem Kinde bei seinem Eintritt in das Haus die Hand gab, und dabei schelmisch mir zublinzelte: „Das ist das arme Kind!“ sank ich auf die Bank neben der Hausthüre nieder und weinte laut in meine vorgehaltenen Hände. Das Kind hatte sich zwischen meine Kniee gedrängt und weinte mit. Wie ich seine Händchen fühlte, war es mir, als hätte mich ein Engel Gottes berührt, ich stürzte nieder auf meine Kniee, schloß das Kind in meine Arme und küßte und streichelte es; — denn es war mein Kind! — Die Leute im Hause, welche mich gehört hatten, kamen heraus und drängten sich fragend an mich. Es war mir unmöglich in diesem Augenblicke zu sprechen vor der Bewegung meines Gemüthes. Ich hatte das Kind auf den Arm genommen und stand, in seinen Anblick versunken, lautlos da. „Was fragt Ihr denn?“ rief endlich die Bäuerin, die Pflegefrau des Kindes, „Ihr seht es ja an der Aehnlichkeit des Mannes, daß er der Vater ist.“ „Ja, so ist es, Ihr guten Leute,“ versetzte ich, „doch welchen Geschlechtsnamen hat es in der Taufe erhalten?“ „Wildspur ist der Name seines Vaters,“ versetzte die Bäuerin. „Ja, so gehörst du mein, liebes Kind, auf immerdar!“ rief ich; „da seht die Papiere ein, welche den letzten Zweifel Euch nehmen können, habt Ihr noch einen!“ Ich ließ mir jetzt Papier, Dinte und Feder geben und schrieb der hartherzigen Mutter des Kindes: daß ich das arme, verstoßene Wesen an mich genommen, sie selbst aber dem Gerichte ihres eigenen Gewissens übergeben hätte! Dem Briefe fügte ich den Verlobungsring bei, welchen sie mir gegeben hatte, und händigte ihn dem Boten ein, welcher seinen Rückweg wieder antrat. Bei den armen Leuten fand ich weiter keinen

stand und gutes Wort und Geld öffneten mir die
Das Kind, wohlverwahrt im warmen Kleidchen
einem Arm, sein Lockenköpfchen auf meiner Schulter,
ich mich bald auf freiem Wege. Im nächsten Städt-
und ich eine Fuhrgelegenheit hierher nach Dresden.
nahm ich wahr, mein Kind dorthin zur Schwester
Mutter zu bringen, welche an einen Buchbinder
:athet und nun verwitwet war. Das gute Weib
sich meines Kindes mütterlich an. Ich ließ es bei
.s ich wieder aufbrach, um mein Glück in der neuen
zu suchen, das mich in der alten geflohen hatte.
hn Jahre sind nunmehr vergangen, seit ich mein
nicht gesehen habe! Im nächsten Dorfe hinter uns
h Wagen und Pferde zurückgelassen; die Thiere bedurf-
: Ruhe, ich hatte keine und so eile ich noch zu Fuße
tadt zu, welche mein theuerstes Kleinod birgt."

---

ter dieser Erzählung waren Beide in der Stadt an-
nen. Nachdem sie noch einander ihre Wohnungen
et hatten, schieden sie von einander.

---

e diese Nacht vorübergeht, möge noch ein Bild vor
ele des Lesers treten. Wir biegen von dem Fenster
Kämmerleins die zarten, sprossenden Weinranken mit
ungen, noch zwischen Blutroth und Grün spielenden
:n zurück und blicken in ein Schlafgemach. Ein mat-
chtlicht steht auf der kleinen Kommode unter dem
[bei einem Blumenstrauße im Glase; uns gegenüber
t sich ein Bett, welches mit einem buntgeblümten
ige verhängt ist. Dieser weicht zurück, ein heller
fällt auf das schlafende Mädchen, welches hier, zu-

tig verhüllt, im weißglänzenden Bette liegt, wie eine Rose, im Schnee, wenn je der Zufall Rose und Schnee zusammenbrächte. Das Nachthäubchen hat sich über die Stirn und das Vorderhaupt zurückgezogen, reiche Locken haben sich daraus hervorgestohlen und sich auf die schöne Schulter gelagert, über dem Busen ruhen die feinen Hände, wie der Kelch einer purpurrothen Blume, sind die Lippen geöffnet, daß die Zähnchen, wie große Perlen, hervorscheinen, der süßeste Schlummer glüht auf dem Gesichte, wie ein anbrechender Sommermorgen. Am Bette steht ein hoher, ernster Mann mit einem alten, grauen Weibe, welches eine helleuchtende Lampe hinter dem Haupte der Schläferin emporhebt. Die Augen des Mannes füllen sich mit Thränen, welche plötzlich, wie schwere Regentropfen, auf die träumende Blume herabfallen. Jetzt beugt er sich und küßt das schlafende Mädchen leise auf die Stirne, dieses zuckt ein wenig zusammen, legt dann das Köpfchen auf die andere Seite und schläft weiter. Mit einem Blicke der heiligsten Liebe zieht sich der Mann zurück, die Alte mit der Lampe folgt, die Vorhänge fallen zu, und das Bild verschwindet. Alles ist wieder still im Kämmerlein; einsam steht wieder das dämmernde Nachtlicht auf der Kommode und läßt seine matten Lichtschimmer mit den Farben der Blumen im Wasserglase spielen. Man hört keinen Laut, kein Geräusch mehr in der Kammer, man vernimmt nur die Odemzüge der Schläferin hinter den Bettgardinen und das leise Trippeln eines Mäuschens oben über der Kammer im Boden, welches durch eine Ritze in der Diele mit uns gelauscht hat und wieder in sein warmes Nestchen zu seinen Kleinen eilt, um ihnen diese Vision zu erzählen.

Der Brief.

Gräfin Elisabeth war spät aufgestanden. Sie hatte
nger Zeit nicht so sanft geschlafen, wie in der ver-
ten Nacht. Ein schöner Traum in lieblichen Dämmer-
hatte sie eingewiegt und, wie mit leichten Küssen,
aufgeweckt. Ihr war es vorgekommen, als wenn
ict fortwährend bemüht gewesen wäre, sie in Centi-
welche er behutsam aufeinander legte, neckend einzu-

Diesem süßen Traumspiele war sie noch hinge-
gewesen, als schon längst die Morgensonne hinter den
Vorhängen, welche die Fenster verhüllten, ihre
ten ausgoß. Sie saß nun in dem seidenen, apfel-
Morgenmantel bei der Toilette und hinter ihr stand
das schöne, aschfarbene Haar zu Strähnen flechtend.
nna blickte jetzt über sie hinein in den Spiegel; ein
nißvolles Lächeln des Wohlgefallens ging bei dem
ke des Spiegelbildes der schönen Gebieterin über ihr
t. Elisabeth bemerkte es und fragte mit einem An-
von Coketterie und halbzurückgewendetem Kopfe: „Was
du, liebe Anna?“

Meine gnädige Gräfin,“ versetzte Anna, „blühen in
esidenz fast täglich schöner auf; die Luft hier thut
gut.“

„Ich fühle wohl, was du ſagen willſt!“ verſetzte Eliſabeth kleinlaut und fragte dann mit leiſem Zittern der Stimme: „War ich denn wirklich ſo heruntergekommen?“

Anna zuckte ein wenig, ſie half ſich jedoch über die verfängliche Frage mit einer gewiſſen Aufrichtigkeit hinweg, indem ſie ſagte: „Wenn auch die Bläſſe intereſſanter iſt, ſo freue ich mich doch, wenn ich den durchſichtigen, rothen Teint wieder bemerke; es ſtehen Ihnen dann immer die Rubin-Balais ſo gut dazu! Gewiß ſpielte auch neulich der Baron von Ivenhof darauf an, als er im rothen Champagner flüſſige Rubin-Balais zu trinken meinte.“

„Du ſcheinſt dich für den Baron zu intereſſiren?“ fragte leicht und, wie gleichgültig, die Gräfin.

„Er hat,“ verſetzte Anna, „ein Weſen in ſeinen Manieren, welches den Damen gefallen muß; mitten unter allen übrigen Männern behält er etwas Beſonderes, welches ihn auszeichnet. Meine gnädige Gräfin hat mir noch geſtern vor dem Schlafengehen geklagt, wie die Unterhaltung geſtern Abend durch die ſchreckliche Arie aus der neuen Oper zu Grunde gerichtet worden ſei. Man konnte nicht herausfinden, ob die Geſellſchaft ſich langweilte, oder betäubt war. Der Abend dehnte ſich, wie elaſtiſches Gummi, in das Unendliche. Da endlich Alle die Treppe hinunter waren und, wie Fledermäuſe, zur Hausthüre hinausſchwirrten, war es nicht, als ob noch Jemand unſichtbar im Zimmer zurückgeblieben wäre, und mit den Strahlen ſeiner Augen den Abend erleuchtete?“

Anna überließ die Antwort der Gräfin.

„Und nun?“ fragte Eliſabeth nach einer Weile.

„Ich werde mich,“ verſetzte Anna, „ſchwer an die neue Mode gewöhnen, und doch müſſen wir den Knoten

des Haares allmälig dem Wirbel nähern. Die kleinen, corpulenten Frauenzimmer können sich die längliche Mode schon gefallen lassen, aber meine Gräfin, welche hoch ist, wie — Chriemhilde" —

Elisabeth fuhr erbleichend bei diesem Namen zusammen; sie biß sich auf die Unterlippe und sah forschend in das Gesicht ihrer Anna im Spiegel; da dieses harmlos aussah, so bezwang sie die aufsteigende Heftigkeit ihres Gemüthes, zumal Anna, welche dennoch absichtlich ihr diesen Stich in das Gewissen gegeben hatte, ohne Arg zu plaudern fortfuhr:

„Haben Sie gestern Abend den Kammerjunker von Staudenigel betrachtet? Gott weiß, von welchem Urgroßvater er seinen knappen, faltenlosen Frack ohne Aufschläge und Klappen, von der Brust weit abstehend, aufgetrieben hatte. Erinnern Sie sich noch an unser Weißkehlchen mit den schwarzen Flügeln und den feinen, feinen Beinchen? Ich stand gestern immer in Angst, daß unser Kammerjunkerkehlchen in dem weißen Caschemirwestchen anfangen würde, auf Ihre Schulter zu fliegen und sein melancholisches Liedchen zu pfeifen."

„Du kannst boshaft sein!" bemerkte die Gräfin.

„Zum Hausbedarf, meine Gnädige!" antwortete Anna.

„War keiner unter unseren Herren, welcher dir gefiel?"

„Ach ja, der hübsche Baron!"

„Welcher Baron?"

„Der heilige Benedict! ora pro nobis!"

„Du bist unerträglich."

Anna wußte es besser, sie fuhr plauderhaft fort: „Er schwebte als Paradiesvogel zwischen vorletzter und letzter Mode!"

Anna trat jetzt bei Seite und sagte: „Diese prächtige Haarfülle!“ Dabei blickte sie der Gräfin in das Gesicht, um zu sehen, welchen Eindruck ihre Bemerkungen gemacht hätten. Sie war zufrieden, als die Augen der Gräfin heiter und klar waren.

„Gut! sehr gut!“ versetzte die Gräfin und ließ es ungewiß, ob sie damit die Frisur oder Benedict meinte. Damit war auch Anna zugleich entlassen.

Elisabeth blieb vor dem Spiegel sitzen und betrachtete darin sich selbst mit argwöhnischen Blicken. Es fällt Jedem schwer, sich von der Jugend trennen zu müssen, wie vielmehr einer Dame, welche alle ihre Gaben, vor allen den Zauber der Schönheit besessen! Doch heute hatte der krystallene Freund einen heitern Blick für sie. „Anna hat Recht,“ sprach sie bei sich, „die Rosen meiner Jugend scheinen wieder aufblühen zu wollen. Wenn der Spruch der alten Kartenschlägerin: daß mir ein Freund das verlorene Glück doppelt zurückbringe, durch Benedict erfüllt würde? — Er soll arm sein, ja, wenn er es wäre, ich könnte ihn reich, vielleicht glücklich machen!“ — Sie erschrak über dieses Selbstgeständniß so, daß sie erbleichend sich vom Spiegel abwandte. Vor ihrer Seele stand ein großer, zorniger Mann mit wilden Blicken, ein Kind auf den Armen.

„Heinrich! Heinrich! fürchterlicher Mensch, willst du nicht aus meinem Gemüthe weichen? O, ich kann nie, nie wieder glücklich werden!“

Nachdem Anna zu verschiedenen Malen leise angepocht hatte, trat sie endlich herein und stand vor der Gräfin mit einem zierlichen Briefe. Die Gräfin blickte auf, nahm den *Brief und* verabschiedete Anna mit leichter Handbewegung. *Sie betrachtete* die Adresse und sagte dabei für sich: „Wie

ſicher und zierlich ſind dieſe Schriftzüge! Nur eine glückliche Hand kann ſo ſchreiben.“ Sie erbrach den Brief, — es war der Brief, den Benedict an ſie, wie eine Frage an das Schickſal, geſchrieben und ſeiner erſten Liebe zu Victorine erwähnt hatte.

Sie konnte die Zeilen kaum zu Ende leſen, ſo trüb wurde ihr Blick; der Brief fiel aus ihrer Hand und auf ihren Schooß, eine große Thräne ſtürzte hinterdrein, als weihe ſie ein Grab, worin die letzte Hoffnung begraben wurde.

Lange ſaß die Gräfin mit gefalteten Händen hier, ihre Augen ſtarrten vor ſich hin. Endlich ſprach ſie mit einem Seufzer aus der Bruſt zu ſich ſelbſt: „Vorüber! auch dieſer Traum, noch ehe er Geſtalt gewonnen, verſchwunden! Wie konnte ich auch ſo verwegen ſein, an eine glückliche Zukunft zu denken? ich, deren Herz von Gram und Reue zerriſſen iſt! — Heinrich, wie bitter biſt du an mir gerächt, wie furchtbar das Kind, dem ich im falſchen Hochmuthe das Mutterherz geraubt! Benedict ſollte mir, wie die Lügenprophetin ſagte, mein Glück doppelt wiederbringen? — Mein Glück, wo könnte es anders ſein, als bei meinem verlorenen Kinde, und“ — wie ſie doppelſinnig hinzuſetzte, „bei ihm? — Wie, wenn das Schickſal mir vergönnte, ſein Glück in einem anderen Sinne zu machen, vielleicht kann er mir doch das meinige dafür wieder geben? Wie er ſich mir entdeckt hat, ſo will ich mich ihm anvertrauen! — Er liebt Victorine noch immer! Ob ſie auch ihn? — Sollte er nicht wiſſen, daß ſie ſchon ſeit zwei Jahren Wittwe iſt? Sie muß hierher kommen!“ —

Schnell und feurig, wie Eliſabeth war, ſetzte ſie ſich an ihren Schreibtiſch und ſchrieb an die verwittwete Ge-

neralin Victorine von Steinfelden. „Es gilt dein, vielleicht auch mein Lebensglück“ — schrieb sie unter Anderem — „bei dem Empfange dieser Zeilen laß' sogleich anspannen und eile in die Arme deiner schwesterlichen Freundin!“

Bald war der Brief gesiegelt, adressirt und auf die Post geschickt.

In Elisabeth's Herz kehrte eine Ruhe zurück, wie sie lange Zeit sie nicht gefühlt hatte. Es war ihr, als hätte sie ein gutes Werk gethan.

Das beichtende Tagebuch.

Benedict war in den nächsten Tagen aus Betrübniß zerstreut; er hatte immer noch keine Einladung oder Antwort von Elisabeth erhalten, und ohne Weiteres, wie er konnte, ihr seine Aufwartung zu machen, war er zu stolz. So brachte er mißmuthig Tage und Stunden einsam in seiner Wohnung unter Studien und Arbeiten zu. Er hatte sich vorgenommen, die Geschichte der modernen Benedictiner zu schreiben, wozu er nun seine Skizzen machte. Er nahm, um desto ungestörter zu sein, keine Besuche an; nur seinen Freund Johannes, welcher jetzt gemeldet wurde, wollte er nicht abweisen. Dieser flog im festlichen Gewand und der heitersten Aufregung zu ihm herein und drückte ihn an sein Herz mit den beflügelten Worten: „Heute ist mein Verlobungstag! Cecil ist meine Braut! Er war selbst seine Schwester und heißt Cäcilie! Sie hat sich mir in jener Gewitternacht auf der Elbfahrt entdeckt. Nun ist auch ihr Vater angekommen, Wildspur heißt er, — aus Amerika;

er besitzt dort eine große Stahlwaarenfabrik. Er segnet unsern Bund und wir wandern mit ihm in die neue Welt! Er wohnt in Stadt Rom. Nach Rom! Heute gegen Abend ist dort unser Verlobungsfest; der Benedictinerconvent versammelt sich bei ihm! Die Freunde sind von mir durch den Lohnbedienten zur Tafel geladen; zu dir komme ich selbst! Versprichst du zu kommen?" —

Jetzt fehlte dem Aufgeregten der Odem; Benedict sagte mit tausend Glückwünschen seine Gegenwart zu.

Als Johannes davongeeilt war, sagte Benedict betrübt für sich: „Also doch ein Glücklicher! Das Glück folgt demselben Gesetze, wie die Liebe: der Absicht geht es aus dem Wege, und der Unbefangenheit giebt es sich unbefangen hin. Mein Glück ist in jener Nacht in dem Forsthause gestorben, wo der gute Hühnerhund Amor mir so humoristisch sein Beileid bezeigt hat!"

Doch schon pochte es wieder an seiner Stubenthür; — ein Brief — die längst ersehnte Antwort von Elisabeth wurde ihm eingehändigt. Er wurde dringend eingeladen, noch diesen Morgen hinzukommen. Mit einigen Zeilen, welche er dem Bedienten zurückgab, sagte er zu. In kurzer Zeit war er angekleidet und auf dem Wege zu ihr. In dem Palais angekommen und gemeldet, kam er sogleich vor.

Er fand Elisabeth in großer Toilette. Sie empfing ihn mit wechselnden Stimmungen des Gemüthes, doch lebhaft und aufgeregt. Sie sprach viel und durch einander. Benedict glaubte zu merken, daß sie bei sich selbst Ausflüchte suchte, um über einen schwierigen Punkt hinauszukommen. Doch rückte ihr der Ernst immer näher, bis sie endlich sagte:

„Lieber Benedict, setzen Sie sich zu mir und hören Sie mich an! Sie haben mir eine Art von Liebeserklärung ge-

than, welche mir geschmeichelt hat, obschon Sie dabei auf eine frühere und, wie es scheint, einzige Liebe zurückblicken. Das Vertrauen, welches Sie mir in Ihren Geständnissen schenken, möchte ich mit dem meinigen erwidern. Hier in diesem Tagebuche ruhen meine Geheimnisse; sie sind so eigener Art, daß ich mich ganz Ihrer Discretion anheimgebe, sobald sie Ihnen bekannt sind. Es drängt mich, meine ganze Seele Ihnen zu entdecken, aber vorher müssen Sie mir einen heiligen Eid schwören, Nichts davon auf irgend eine Weise einem Uneingeweihten zu entdecken."

Benedict gerieth bei diesen Worten in die höchste Spannung; er rief: „Wobei soll ich schwören?"

„Bei Victorinens Herz!" versetzte die Gräfin. Bei diesen Worten blickte ein schöner Frauenkopf durch den getheilten Vorhang aus dem Nebenzimmer hinter dem Rücken Benedict's herein.

„Victorinens Herz?" fragte Benedict mit niedergeschlagenen Augen.

„Gilt Ihnen," versetzte Elisabeth, „Ihre erste Liebe Nichts mehr?"

„Ich wünschte wohl," entgegnete Benedict, „sie vergessen zu können! — Da sie an Ihren Oheim, den General, verheirathet ist, so kennen Sie selbst das liebenswürdige Wesen!" —

Bei diesen Worten schien es, als winkte Elisabeth irgendwem zu: Benedict wandte sich um, bemerkte jedoch nichts.

„Ich schwöre Ihnen," sagte jetzt Benedict feierlich, „Verschwiegenheit zu bei Allem, was mich je glücklich und unglücklich gemacht hat."

„Gut, mein Freund!" versetzte Elisabeth, „hier ist das Tagebuch, Sie brauchen blos einige mit Einlagen bezeichnete *Blätter* zu lesen; denn hinter dem kurzen Vergehen folgt

die lange, lange Reue. Wenn Sie gelesen haben, dann rathen und helfen Sie mir! — Ich lasse Sie jetzt auf eine Stunde allein.“ Mit diesen Worten entfernte sie sich.

Benedict befand sich nun allein im Zimmer und in der seltsamsten Gemüthsstimmung. Lange hielt er das in grünen Saffian gebundene Tagebuch in der Hand, ohne es zu öffnen. Fast schien es ihm ein Verbrechen, vielleicht tief in den Abgrund eines Frauenherzens hineinzuschauen. Sie wollte es aber! Mit leise zitternder Hand schlug er das Buch auf. Die ersten Blätter überflog er schnell, sie enthielten höchst gleichgültige Mädchengedanken und kleine Ereignisse von keiner Bedeutung. Wie aber wurde ihm zu Muthe, als er las: „Heute Abend hat Chriemhilde ihren Siegfried gesehen!“ Es flammte vor seinen Augen, als er endlich den Namen: „Heinrich Wildspur“ las. „Also Er!“ — rief Benedict, „wie seltsam, wie wunderbar!“ — Er las odemlos weiter. — Es blieb kein Zweifel mehr, Elisabeth war die schöne Gräfin, welche das Standesvorurtheil so unglücklich werden ließ. Wie entsetzlich schön war ihr Abschied von Berlin geschildert, wo sie noch bei dem Einsteigen in den Wagen den Aufschrei des geliebten Mannes gegenüber am Fenster des Nachbarhauses gehört hatte! Nun trat eine lange Unterbrechung im Tagebuch ein; nur einige kurze, schroffe Sätze bezeichneten hier, daß in ihrem Gemüthe sich der Hochmuth kämpfend gegen „den Mann aus dem Volke“ erhoben hatte. Bald war der Sieg entschieden, einige gefühllose Sätze deuteten es an. „Wie grausam und abscheulich!“ flüsterte Benedict für sich, als er las: „Auch das Herz der Mutter soll auf dem Altare der Ehre geopfert sein! — Man hat das Kind heimlich weggebracht, es soll gut aufgehoben sein! — Später mag es unter fremden

dem Namen wieder zu mir kommen, wenn es Ihm n
ähnlich sieht!“ „Und mir giebt das entsetzliche Weib die
zu lesen?“ fragte voll Entsetzen Benedict. Endlich fand
wieder eine wichtige Stelle: „Mensch, wer hat dir d
fürchterliche Macht über mein Gemüth gegeben? Heute ste
er wieder im Garten vor mir, meine Seele krümmte
vor Furcht zu seinen Füßen! — Er ist ein Mann.
bin stolz darauf, daß er mir auch jetzt nicht gering ersch
nen ist, wo ich mit ihm abgeschlossen habe.“ — Doch b
sollte dieses starre Gemüth brechen! Der Brief, in welch
Wildspur ihr aus dem Dorfe an der böhmischen Gre
meldete, daß der verleugnete Mann das treulose Weib v
der Last des ausgestoßenen Kindes befreit und es mit
genommen habe, hatte, wie ein Blitzstrahl, ihr Herz
troffen. So wunderbar kreuzen sich die Widersprüche
dem Herzen eines Weibes! Auf den folgenden Seiten
Tagebuches waren die grimmigsten Selbstanklagen und
herzzerschneidendsten Zeichen der Verzweiflung in einzeln
Sätzen angedeutet. Die Liebe zu dem verlorenen Kinde u
seinem Vater geißelte sie mit Feuergluthen in Verzweiflu

Benedict überflog das Alles mit hastigen Augen, a
seine Fibern zuckten in peinlicher Aufregung. Er las zum
sten Male unmittelbar die geheimsten Memoiren eines we
lichen Gemüthes, das einen Vulkan unter der Eisdecke
Gletschers verborgen hatte. Der Frauen- und Standesst
der Gräfin war endlich ganz der rächenden Natur unter
gen. Das Tagebuch enthielt nun eine lange Reihe von A
sätzen, in welchen sich ihr Gemüth in eine auf alles Erd
glück verzichtende Melancholie hineingewiegt hatte.
hatte die Nachforschungen nie ganz aufgegeben und zu d
sem Zwecke die abenteuerlichsten Reisen ohne Erfolg gemac

r jetziger Aufenthalt in Dresden hing mit dieser
g zusammen, wie wir wissen.
edict's Augen hatten sich bei dem Lesen der letzten
mit Thränen gefüllt; Elisabeth war schon längere
:der im Zimmer und stand hinter seinem Stuhle,
ı ihm bemerkt zu werden. Als er mit dem Buche
war, sagte er halblaut zu sich: „Wie schwer hast
ıdigt, schönes Weib, aber wie gräßlich auch deine
gebüßt! Deine Sünde hat dir Gott vergeben, denn
ısonst hat er dir in den Sinn gelegt, dich mir zu
! — Ja, heute noch soll das Räthsel deines Ge-
ɜelöst sein!"
nedict! Benedict!" rief jetzt Elisabeth, welche diese
ɜehört hatte, und faßte krampfhaft nach seiner dar-
ı Hand,
edict war aufgesprungen und geleitete die Zitternde,
mächtige auf den Divan. Doch bald hatte sie sich
sie sah mit einem langen, schmerzensreichen, hoff-
llen Blick ihn an, als hinge an seinen Lippen das
Wort.
e müssen stark sein," sagte endlich Benedict, „denn
)ste Wort zeigt vielleicht das Ende aller Leiden oder
ang" —
s unendlichen Elendes," — fiel ihm Elisabeth in
rt. „Doch sprich, mein Freund! mein Heiland!"
inrich Wildspur ist vor Kurzem hier eingetroffen und
heute seine Tochter Cäcilie mit meinem Freund Jo-

o ist Sie? Wo ist Er? Nichts soll sie mehr von
Herzen trennen! Führe mich zu ihnen, mein guter
"

„Bewahren Sie nur jetzt Ruhe! — Ich eile zu Wildspur, um zu sehen, wie tief die Kluft noch ist, welche Euch getrennt hat.“

„Ach, welche gräßliche Minute muß ich noch erleben! Eile! fliege zu ihnen! Schone mich nicht! Ich unterwerfe mich jeder Strafe, nur nicht der Trennung von ihnen.“

„Ich werde in Kurzem wieder hier sein!“ Mit diesen Worten eilte Benedict fort. Elisabeth blieb allein zurück. Sie warf sich auf die Kniee, um zu beten, aber alle Gedanken vergingen ihr. Sie brachte keine Worte über die Lippen, als: „Heinrich! Cäcilie! Mein Gott! Mein Gott! verlaß' mich nicht!“ — Ihr Herz schlug so gewaltig, daß es heftig zu schmerzen begann. Sie war außer sich. Jetzt setzte sie sich vor die Uhr hin; aber eine Minute nach der andern verging, Benedict kam nicht, und zwei Viertelstunden und noch fünf Minuten waren verstrichen, Benedict war noch immer nicht da! Sie drückte die Augen zu, ihre Sinne gingen durcheinander in bunter Verwirrung. Jetzt wähnte sie leise Tritte zu hören, und ein kleines, hübsches Mädchen zu sehen; — denn sie dachte sich ihre Tochter noch immer klein — sie schrie auf: „Cäcilie, du bist mein Kind!“ — Da war die Einbildung wieder zerronnen.

Doch nun hörte sie in der That die Schritte Benedict's die Treppe herauf, jetzt trat er ein. Auf seinem Gesichte war kein Zeichen eines glücklichen Erfolges zu lesen.

„Fassen Sie sich, Gräfin!“ sagte er mit ernster Stimme, „der trotzige Mann will nicht, daß Sie ihn oder Cäcilie sehen! „Sie hat keine Mutter, und ich kenne nicht das Weib!“ sagte er. Sie müssen jetzt den äußersten Schritt thun, sich demüthigen vor dem beleidigten Mann und dem *Vater* Ihres Kindes!“

„Ich will Alles thun, Alles, was Ihr verlangt, laßt mich nur einmal mein Kind sehen!“ —

„So fassen Sie sich ein festes Herz und kommen Sie mit mir! Ein Wagen hält unten vor der Thür. Doch erst beruhigen Sie sich, ich werde Sie erwarten!“

Sie ging in das Nebenzimmer an ihre Toilette und blieb länger darin, als bei dieser Gemüthsbewegung zu erwarten gewesen wäre. Sie hatte doch daran gedacht, auf den Geliebten ihrer Jugend einen guten Eindruck zu machen. Sie hatte sich die Augen mit Brunnenwasser wieder klar gemacht, ihre Mienen beruhigt und ihre Toilette einfacher, aber dabei kleidsam gemacht. So erschien sie wieder vor Benedict, welcher sie hinunter in den Wagen geleitete.

Der Amerikaner.

Heinrich Wildspur hatte, wie wir wissen, sein Logis im Hotel „Stadt Rom“ auf dem Neumarkt genommen. Seine Tochter Cäcilie war zunächst bei seiner Mutter Schwester, der alten Sybille, geblieben; sie besorgte nach dem Rathe ihres Vaters die nöthigen Einrichtungen für die Uebersiedelung nach dem neuen Vaterlande ihres Vaters, nach Amerika! — Wildspur hatte sich eben angekleidet, um seine Tochter zu besuchen, als Benedict zu ihm hereintrat.

„Wie bald,“ rief ihm Wildspur entgegen, „wird unser Zusammensein wieder ein Ende haben! Heute Vormittags erhalte ich aus Newyork Briefe, welche meine schleunigste Abreise erheischen. Johannes, mein künftiger Schwiegersohn, wird mich mit meiner Tochter begleiten.“

„Und ihre Mutter?“ fragte Benedict, „soll sie ihre Mutter nicht kennen lernen? — Mir kommt es vor, als raubtest du dem Kinde ein unersetzliches Gut!“

Wildspur war aufgesprungen und ging mit großen Schritten im Zimmer umher, indem er heftig die Worte hervorstieß: „Wo sie auch sein, was auch aus ihr geworden sein mag, die sie geboren hat, nie und nimmermehr hat sie ein Recht auf dieses Kind!“

„Und wenn auch,“ versetzte Benedict hartnäckig, „so hat das Kind ein Recht auf sie; und wer hat es dir gesagt, daß sie das Recht auf ihr Herz ihrem und deinem Kinde verweigern wird?“

„Sie hat es gethan!“ rief Wildspur, „ihr Hochmuth hat das Kind ausgestoßen, uns Beide verleugnet.“

„Nein! Nein!“ rief in diesem Augenblicke Elisabeth, welche in der Thüre erschien und den Schleier zurückschlug, „ich wollte Euch vor meinem Herzen verleugnen, aber ich habe es nicht vermocht! Gieb mir mein Kind wieder, grausamer Mann! mein Kind!“

Wildspur war bei ihrem Erscheinen das Blut so heftig in das Herz getreten, daß er sich mit Mühe aufrecht erhielt; der ganze, mächtige Gliederbau dieses herkulischen Mannes schien in sich selbst zu erbeben. Alle Farbe war aus seinem Gesichte gewichen, seine Augen irrten ziellos umher. Er war keines Wortes mächtig, so krampfhaft hielten sich in ihm Liebe und Haß gegen das Weib seiner ersten und einzigen Liebe ringend umschlungen.

Benedict hielt einen Zeugen bei dieser Zusammenkunft Beider für überflüssig und entfernte sich.

Auch Elisabeth stand, nachdem sie die ersten Worte *hervorgestoßen* hatte, wie betäubt und sprachlos, vor ihm

da. Er suchte endlich, sie mit der Hand hinweg zu winken, sie verstand jedoch die Bewegung nicht. Jetzt faßten sich ihre Augen. Der unentrinnbare Zauber, welchem sie einst unterlegen waren und den sie dann zu brechen gesucht hatten, kam von Neuem allmälig über Beide. Wie sie sich so anblickten und ihre Mienen sich wortlos einander alle die Schmerzen der Vergangenheit, durchwoben von glühender Liebe, brennendem Haß, unsäglicher Reue in unvertilgbarer Liebe erzählten, schien eine magnetische Kraft Elisabeth vorwärts und dem Manne zuzubeugen. Wildspur bemerkte es, die Eiskruste in seinem Gemüthe zersprang und eine Thräne trat ihm in das Auge. Da stürzte ihm Elisabeth lautschluchzend um den Hals und rief: „Vergieb mir, wie ich dir längst vergeben habe, und verstoße mich nicht!“ Schon wollte sie Wildspur an sein Herz drücken, aber der aufgehobene Arm sank wieder schlaff an seine Seite herab. Mit halberstickter Stimme sagte er:

„Ihr habt Euch gesondert von dem Volke und wollt keine Gemeinschaft mit uns haben in den höchsten Gütern der menschlichen Gesellschaft, weder in der Ehre, noch in der Freundschaft oder in der Liebe; Ihr habt Euch losgerissen von der Nation und verleugnet Vaterland und Sitte, die bürgerliche Gleichheit in Recht und Pflicht ist Euch ein Greuel, den Umgang mit uns seht Ihr an, wie eine Herablassung, wenn Ihr ihn nicht vermeiden könnt, selbst die Verbindung mit uns durch die Ehe haltet Ihr für einen Schandflecken in Euerem Stammbaum! So seid Ihr unsittlich von Haus aus; daher kommt es, daß Ihr den Juden gleicht, und auch mächtig seid, so lange es Euch glückt. Ich sage mich los von Euch und Euerer Zukunft; denn in ihr *wird Gott* jede Sünde an der Menschheit

richten. Wie du, Weib meiner ersten Jugendliebe, Mutter meines Kindes, uns Beide deinem Standesvorurtheil aufgeopfert und uns Preis gegeben, so hast du auch das Band zerrissen, das dich mit uns verknüpft hat! Ich bin jetzt ein freier amerikanischer Bürger und bin im Begriffe, mein Kind mit mir dorthinüber zu nehmen, wo ich jedem Könige gleich bin! Du gehörst der alten Welt an, so trage auch ihre Ketten an Händen und Füßen!"

Wildspur fühlte Elisabeth immer schwerer werden, trotz seiner harten Worte hatte er doch den Arm um ihren Leib gelegt, er merkte, daß sie ohnmächtig geworden war. Er hob und legte sie in den Armstuhl. Er rieb ihr die Handgelenke und die Schläfe, ein schwerer Seufzer stieg aus ihrer Brust, der Odem kehrte zurück; doch erwachte sie nicht, die Ohnmacht ging in einen Schlaf über. Er kniete neben ihr und hielt ihre Hand. Nach einer Weile schien sie im Traume zu sprechen; aus den unzusammenhängenden Worten drang heiß und hell die Liebe zu Wildspur und ihrem Kinde hervor, wie geschmolzenes Gold durch die Ritzen eines zersprungenen Schmelzgefäßes. Wildspur's Herz war überwältigt; jeder Zug in ihrem milden, schönen Gesichte sagte ihm: daß sie sich in Liebe und Reue geläutert habe von allen Vorurtheilen! Er wußte nicht, wie ihm geschehen war, als er jetzt wieder den ersten Kuß auf ihre schöne Stirne gedrückt hatte. So schlummerte sie hier, wie aus dem Schiffbruch gerettet, nach unsäglichen Qualen in dem sichern Hafen der Liebe, behütet von dem Manne, dem sie von jeher angehört hatte.

Benedict, welcher sich bei ihrem Eintritte, wie wir wissen, entfernt hatte, war zu Johannes und mit diesem zu Cäcilie geeilt, welche noch in dem oberen Stübchen bei

ihrer Muhme wohnte. Er hatte es für angemessen erachtet, durch Beide den Moment zur Entscheidung zu bringen. Wie wäre der Eindruck zu schildern, welchen seine Mittheilung, daß die Mutter sie, ihre Tochter, suche, und daß Beide sich noch heute umarmen sollten, auf die schöne Braut und ihren Verlobten machte?! Wie von demselben Gedanken ergriffen, eilten Alle hinunter vor die Thüre, sprangen in den Wagen und rollten nach Stadt Rom. Sie eilten die Treppe hinauf und nach Wildspur's Zimmer. Er trat den Eintretenden entgegen, drückte gerührt seine Tochter an das Herz, küßte sie und führte die Bebende zu der schönen Schläferin. „Meine Mutter!“ rief freudeerschreckt Cäcilie. Elisabeth wachte bei diesem Rufe auf und hatte — ihr Kind gefunden.

Als der erste Sturm des Entzückens vorüber und Johannes als der Verlobte ihrer Tochter ihr genannt war, nahm sie Beide bei der Hand und trat vor Wildspur hin, indem sie mit der ihr eigenen, wehmüthigen Grazie sprach: „Nun wage es, Republikaner, mich zu verstoßen! — denn auch ich bin eine Königin in Euerer Liebe!“

„Elisabeth?“ fragte Wildspur freudig erschreckt.

„Denn ich,“ fuhr sie fort, „bin die Frau eines freien Bürgers! Wollt Ihr mich mit hinübernehmen?“

„Willkommen! Willkommen!“ rief Heinrich und schloß sie in seine Arme.

Während dieses Alles vorging, war es Nacht geworden und die Gäste hatten sich zur Tafel im Saale versammelt. Eichler, der liebenswürdigste aller Wirthe, meldete dieses ihnen an.

„Ich werde zum ersten Male,“ sagte Elisabeth mit neckendem Lächeln zu Wildspur, „das Recht deiner Haus-

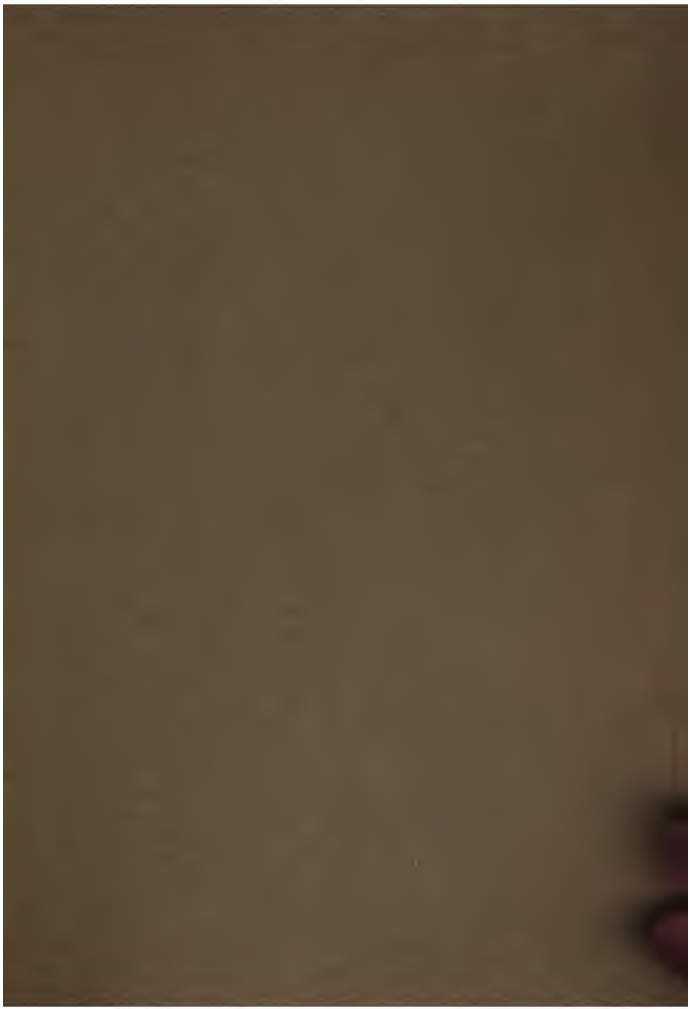
frau in Anspruch nehmen; du wirst mich der Gesellschaft als solche vorstellen.

„Doch Sie, Freund Benedict, bitte ich, eine Freundin von mir, welche seit gestern Abend zum Besuche bei mir ist, hierher zu geleiten. Sie brauchen sich dort nicht zu beeilen; denn wir warten mit der Tafel nicht auf Euch!“

Von eigenthümlichen Ahnungen bewegt, empfahl sich Benedict und flog in das Palais der Gräfin. Wen er dort gefunden haben mag? — Es ist eine reizende Amazonengestalt! — Ob wir sie irgend schon in den Bildern im Moose gesehen haben? — Wie sich Beide erblicken, hören wir einen freudigen Ausruf, aber keinen Namen. Beide sprechen so herzig und viel zusammen, bald lachend, bald unter Thränen; wir brauchten nur das Ohr an das Schlüsselloch zu legen, so verständen wir jedes Wort; — doch das wäre unbescheiden! — So müssen wir unsere Neugierde bezwingen bis dorthin, wo es Beiden einfällt, daß sie in Stadt Rom erwartet werden. Wir eilen in freudiger Aufregung dorthin zurück.

Dort finden wir nun die lange, reiche Tafel, die Meisten unserer Casinofreunde von der Brühl'schen Terrasse, unsere modernen Benedictiner zum schönsten und letzten gemeinsamen Feste versammelt. In ihrer Mitte sehen wir Heinrich Wildspur mit Elisabeth und Johannes mit dem in eine reizende, schöne Braut verwandelten Cecil. Zu Elisabeth's rechter Hand sind zwei Stühle noch leer geblieben, für Benedict und die noch unbekannte Freundin. Schon begannen sich bei dem perlenden Weine die Trinksprüche zu jagen. Jetzt eben klangen die Becher auf das Wohl der Königin des Festes, der anmuthigen Wirthin Elisabeth, *wozu der* reimfertige Johannes noch den Spruch gab:

„Ob auch die Zeit aus ihrem Zauberringe
Berauscht zu Thaten der Vernichtung springe,
Daß dann doch Eins vor Allem übrig bliebe —
Die Poesie der ewig jungen Liebe!“

In diesem Augenblicke trat Benedict freudestrahlend herein, an seinem Arm eine hohe Frauengestalt. Wir kennen sie schon; es ist die junge Wittwe des Generals von Steinfelden, die Besitzerin des Gutes Lindeck — Victorine. Sie war aufgeblüht zu einer wunderbaren Schönheit, ihre schlanke, frische, mächtige Gestalt in dem grünseidenen Gewande, auf den reichen, dunkeln Locken das weiße Sammethütchen, dessen Straußenfeder die linke Seite ihres hellen Gesichtes streifte, übte auf Alle einen unwiderstehlichen Zauber aus. Man mochte es Benedict nicht verargen, daß er in gar freudigem Stolze sie hereinführte. Er war glücklich.

Mit diesem heitern Sonnenblicke sei die Bilderschau im Dresdener Moose beschlossen. Kommt dieses Buch einem oder dem anderen Genossen aus jener Zeit zu Gesicht, so möge es ein Kaleidoskop sein, aus dessen willkürlichen Figuren ihm der schönste Stern entgegenleuchten möge.